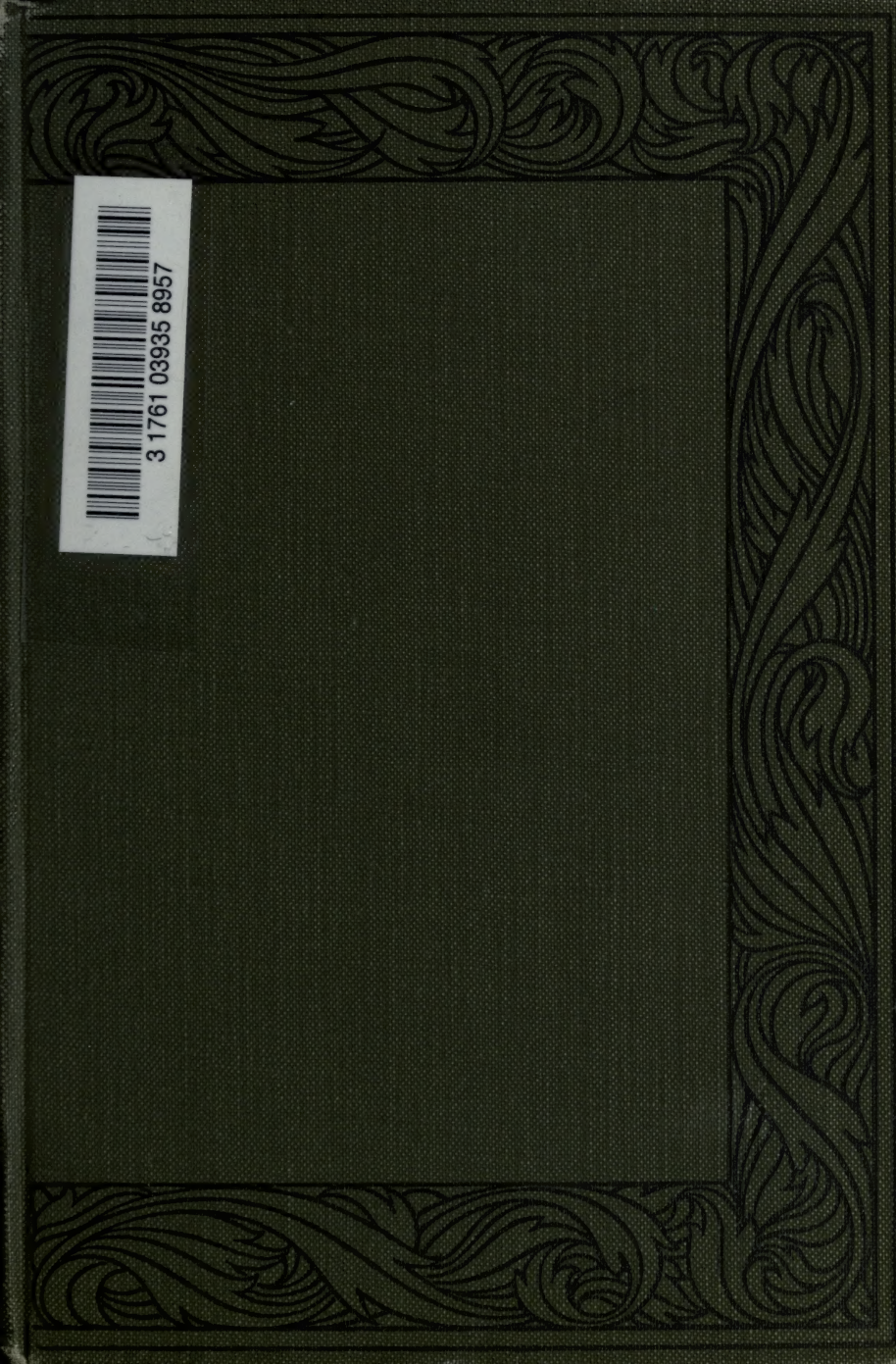

3 1761 03935 8957

V. O.
Nr. 40

Herders Werke.

Dritter Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster.

Herder, Johann Gottfried von

Herders Werke.

Herausgegeben

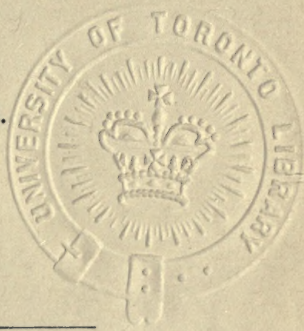
von

Her
23.7.34

Prof. Dr. Theodor Matthias.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Dritter Band.



Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

PT
2351
A1
1920
v.3
cop.2
588792
23.7.54

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Zweites
Verfahren des Menschenverstandes.

Einleitung des Herausgebers.

Der Theolog Herder, den dieser Band unserer Ausgabe dem Leser näherbringen möchte, hat vor und während seiner theologischen Schriftstellerei bedeutende Wandlungen durchgemacht. Religiosität zwar war schon in seiner Jugend die Grundstimmung seines Wesens und bald seines Wirkens; sie war es für Tieferblickende immer geblieben, wenn auch die Königsberger Jahre seinen theologischen Studien die historisch-kritische Richtung gaben und die Rigaische Bethätigung sogar einen sehr stark aufklärerischen Zug verriet. Doch bahnten schon die Wanderjahre die Rückkehr zu positiver Gläubigkeit an, und die Bückeburger Verbannung und ihre Freundschaften vollendete sie.[1] Nur so war es auch möglich, daß Herder durch die Veröffentlichung der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" (Erster Band, Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch, 1774), dem frühesten lauten Zeugnis dieser Umwandlung, mit einem Schlage für eine Zeit der erste Stimmführer der theologischen Stürmer und Dränger wurde.

Im ersten Teile des ersten Bandes („Eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift") im wesentlichen eine Umbildung und Vervollständigung der beiden Teile der schon in Riga begonnenen „Archäologie der Hebräer"[2], hat die „Älteste Urkunde" mit diesen auch den Grundgedanken gemein, daß die biblischen Schriften gleich allen anderen aus ihrem Nationalgeiste erklärt werden müssen. Nur ist dieser Gedanke, der ehedem klar, wenn auch rationalistisch ausgeführt war, von dem überhitzten Eifer des Neugläubigen jetzt mannigfach getrübt und mit allerhand mystizierenden Beimengungen vermischt worden, und die Darstellung, die ehedem überzeugt und zudringend genug klang, aber glatt dahinfloß, ist jetzt oft geradezu grob selbstgefällig und persönlichst zugespitzt und stürzt in sprunghafter Abgerissenheit erregt einher.

[1] Vgl. Bd. 1, S. 9*—19*, und das „Journal meiner Reise im Jahr 1769" ebenda. — [2] ZW, Bd. 1, Abt. 3, erste Hälfte, Nr. 24 und 25 S. 416—542.

Sonst hat die spätere Fassung[1] den wohlgegliederten Aufbau im ganzen voraus. Ein kurzes Vorwort kündigt das Thema an: Erläuterung des ersten Kapitels der Genesis als „kleiner Anfangsversuch" zu einer richtigen Bibelerklärung, und kennzeichnet mit den Worten „Ein Geist falscher Weissagung ging aus und übersetzte und brachte zusammen Geld und Gut, und hintennach war das Volk der Ungelehrten ebenso klug, ja um ein gut Teil dümmer — arm, verführt, geärgert und betrogen!" sogleich deutlich genug, wer als Hauptgegner aufs Korn genommen war: der Verfasser der „Übersetzung des Alten Testamentes mit Anmerkungen für Ungelehrte" (Götting. 1769—83, 13 Bde.), der ehedem von Herder so sehr verehrte Göttinger Theolog und Orientalist Johann David Michaelis. Dann wird in dem „Bisheriger Sinn und Unsinn der Schulen" überschriebenen ersten Kapitel, was im „Lebensbild" (LB) mehr gelegentlich, besonders S. 456ff., 496f. und 517ff., zur Abweisung hauptsächlich der englischen Vermittelungstheologie und überhaupt jeder dogmatischen und metaphysischen Ausdeutung gesagt war, einleitend zusammengefaßt, ein Verfahren, das durchaus methodisch heißen muß. Denn so ärgerlich auch die Art wirkt, wie sich der neue Prophet von Bückeburg über den aufdringlich zahlreich zur Schlachtbank geschleppten älteren Theologen und Theosophen ruhmredig in die Brust wirft, so konnte doch für seine Bibelauslegung erst Raum werden, wenn die durchaus unanfechtbaren Forderungen erfüllt waren: keine Zweifel dürfen mehr erregt werden durch Vermengung des Gebietes der religiösen Empfindung mit dem erdkundlicher Wissenschaft; darum darf die freie Forschung nicht gewaltsam unterdrückt werden, indem sie genötigt wird, sich auf den sinnlich anschaulichen Vorstellungen der biblischen Schöpfungsgeschichte aufzubauen; aber ebensowenig darf diese Bibelurkunde verstümmelt werden, indem eine metaphysisch-physikalische Erklärung der Weltentwickelung und ihrer Perioden hineingedeutelt wird. So tritt er denn an die Erklärung dieser Urkunde heran mit dem Grundsatze, „daß jedem Worte Sinn, dem Zusammenhange Ehre bleibe; überall Geist des Orients wehe und doch der schlichte Kopf des Occidents nicht übertäubt sei; daß Gott in jeder Silbe würdig spreche und Menschen jede Silbe notdringend verstehen und fühlen."[2] Auch die schwungvoll begeisterte, ausführliche Einzelerklärung des Kapitels im

[1] Hier sind nur die Abschnitte 3, 5, 6 und 7 des ersten Teiles aufgenommen. — [2] SWS, Bd. 6, S. 199.

zweiten Abschnitte, wie schon in der alten Fassung dem längsten der ganzen Schrift, ist methodischer geworden. Das erste Kapitel der Genesis wird jetzt im wesentlichen nur aus anderen biblischen Büchern erklärt, während die ehedem gleichgewerteten Parallelen aus Ossian, Milton, Klopstock jetzt höchstens noch andeutend in den Anmerkungen erscheinen.

Neu dagegen, so daß es Herder denn auch unter neuen Verkleinerungen der Aufklärung im allgemeinen und der Michaelisschen Bibelerklärung im besonderen „so laut, als er es sagen kann", ausposaunt, ist die unstreitig poetische Auffassung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte als „ein Gemälde der Morgenröte, Bild des werdenden Tages" (Abschnitt III). Neu wenigstens in der Ausführung, denn im „Lebensbild" (S. 509) legt Herder mit den Worten: „Da stelle ich mir einen vor beim Aufgang der Sonne, wie er das Licht und die Schöpfung und seine Tagesarbeit grüßt", zwar schon den Keim zu dieser Auffassung; aber damit bricht er auch ab, ohne den Versuch einer Ausführung, da seine Stimme zu schwach sei, einen so heiligen Gesang zu kommentieren. Unter diesem Bilde — so spinnt der hier nicht aufgenommene vierte Abschnitt den Gedanken breit und verzückt weiter — erteilte Gott selbst dem Verfasser des 1. Kapitels Mosis den ersten Unterricht und erteilt er in des Bildes täglicher Wiederkehr noch heute gleichen Unterricht von seiner Schöpfung und ihrer Ordnung. Glücklich, wer ihm noch heute gläubig folgt; die klügsten Völker, die Gott nicht in solchem Bilde zu empfinden sich begnügten, sondern ihn selber finden und erkennen wollten, sind noch immer zu Narren geworden, eifert er weiter. Ja, da dieses von Gott selbst aufgehellte Bild des werdenden Tages zugleich die in ihrer ersten Erscheinung die Schöpfungsthat selber bedeutende „schönste Offenbarung Gottes" ist, will er seinem Jahrhundert, das Gott hauptsächlich in seinen Werken sucht, das Recht abstreiten, eine offenbarte und eine natürliche Religion zu unterscheiden; wenigstens müßte diese in jener auf-, von jener ausgehen, oder sie würde statt Religion für die glücklichen Kinder des Glaubens — leicht in Sünden verstrickende Metaphysik für die Weisen.

Zu Ausführungen und Andeutungen der älteren Fassung kehrt Herder in den drei noch folgenden Abschnitten zurück, namentlich in der Würdigung der Tagewerke (Abschnitt V) und derjenigen der Sabbatsstiftung (Abschnitt VII); nur ist, wie im ganzen Buche, so im besonderen hier der Geist der Betrachtung ein völlig neuer ge-

worden. „Ein uraltes Dankgedicht über die Anordnung der Wochentage und des Sabbats aus der Schöpfung der Welt" nannte Herder das Kapitel ehedem, und die sechs Tagewerke waren ihm damals „kein Wurf des Genies", sondern eine Notdurft des Dichters, der seinen so gern nichtsthuenden Morgenländern Gott in kluger Berechnung, aber im Widerspruche mit der morgenländischen Auffassung deshalb sechs Tage an der Arbeit zeigt, damit sie nicht „in einer Denkart, der sie bis zum Unsinn verfallen sind, in Träumen der Zukunft, in Spekulation des Müßigganges die Erfüllung ihrer Bestimmung sehen". Vielmehr sollten sie aus der Fernhaltung „jeder Spur vom zukünftigen Leben,

das sie im jetzigen stören könnte", die Weisung herauslesen: „Herrsche! Hier auf Erden ist dein Ursprung, dein Geburtsland, deine Wohnung, dein Königreich, dein Zweck, deine Bestimmung. Der Himmel ist der Palast Gottes und über deinen Blicken zugewölbt; dein ist die Erde, die ist dir gegeben, zu beherrschen, zu erfüllen, zu genießen" (LB, S. 508). Welch bedeutende Allegorie Gottes ihm dagegen die Tagewerke jetzt sind, lehrt die Lektüre des fünften Abschnittes.

Wie hat sich gar erst von der älteren zur neuen Fassung der Begriff der als Überschrift über den sechsten Abschnitt gesetzten Hieroglyphe geändert! Zwar steht die Figur, von welcher Herder in der „Ältesten Urkunde" nur redet, in der alten Handschrift des „Lebensbildes" wirklich (s. oben). Aber hierzu war „Hieroglyphe" damals nichts als ein klingenderer Name statt „Hauptbild" für die Stichworte der sieben Tagewerke, wie Herder in dem im Sechseck beschlossenen Parallelismus dieser Hieroglyphen lediglich Gedächtnisstäbe eines morgen-

ländischen Liedes für ein singendes — noch nicht schreibendes — Volk erblickte. Jetzt ist ihm das Sechseck nimmermehr bloß Gedächtnisspiel, sondern das in allen Allegorieen und Magieen so berühmte Sechseck, die erste aller Hieroglyphen, die vollkommenste Figur, daran der Urheber der Schöpfung Himmels und der Erde selber „siebenfachvollen" Unterricht anknüpfte in Zeit- und Zahlenrechnung, Schrift, Sprache, Religion, Naturkunde, Moral, Politik (d. h. Volkswirtschaft), den wahren sieben Künsten für die gesamte Welt.

Zu dem Widerspruche, den einen Schöpfungsmorgen in sechs Tagewerke zu zerlegen, kommt so die Hineinheimsung von dem, dessen Fernhaltung vom Bibeltexte Herder im ersten Abschnitte des nämlichen Teiles selbst gefordert und ehedem auch klar durchgeführt hat, von „wer weiß wieviel physischen, metaphysischen, chronologischen, dogmatischen, philologischen, mystischen und sogar historischen Systemen und Hypothesen".[1] Der Schluß des ersten Teiles verrät überdies deutlich, daß Herder selbst das krause Kunterbunt des Buches empfunden hat, rechtfertigt es indes gleichzeitig aus der Bedeutung der Urkunde als „des ersten göttlichen Werkes der Lehre und Unterweisung, was alle Sinnen und Kräfte der Menschen beschäftigen, seiner ganzen Seele bis auf Ewigkeiten des Geschlechts hinaus Druck geben und sie leiten, sie in alle sieben- und tausendfache Nutzbarkeit und Wahrheit und Anwendung leiten sollte, die Bedürfnis des ganzen menschlichen Geschlechts war — in Einem alles!"

Nach dieser verzückten Ausdeutung der Urkunde ihr Alter auch zu beweisen, dient der zweite und dritte Teil. Zunächst wird die schon im „Lebensbild" (S. 516) ausgesprochene Ansicht, daß dies Denkmal gewiß nicht von Moses herrühre, am Anfang bestimmter dahin gewendet, daß es eine Urkunde des Ursprunges sei, „gedichtet und erhalten, wie nur Gott dichtet und erhält". Dann wird der indirekte Beweis dafür angetreten, „daß schon lange vor Moses die entlegensten Völker der Erde es wußten, darauf ganze Religionen und Mythologieen, ja die einfachste Grundlage all ihrer Künste, Einrichtungen und Wissenschaften bauen konnten".[2] Die ganze ägyptische Kultur, die sieben heiligen Laute der Ägypter, ihre Götter- und Naturlehre, Zeitrechnung, Symbolik, Priesterherrschaft, ihre Denkmale in Hermen, Obelisken und Pyramiden soll der zweite Teil als die in eigenartig

[1] ZB, S. 457. — [2] SWS, Bd. 6, S. 335.

ägyptischen Formen verdunkelte Ausgestaltung der in ihrer einfachen Reinheit allein von Moses überlieferten ältesten Urkunde erweisen. In den „Trümmern der ältesten Geschichte des niederen Asiens", phönizischen Mythen, altgriechischen Philosophemen, Sabäismus und Zoroastertum, Gnostik und Kabbala werden zu gleichem Zwecke im dritten Teile dunkle Anklänge und entfernte Parallelen aufgespürt.

Als dagegen in der „Ältesten Urkunde" zweitem Bande, welcher den vierten Teil enthält, 1776 die versprochene Fortsetzung erschien, blieb der im zweiten und dritten Teile eben nur angetretene Gang durch „ein Gewirr von Völkern, Zeiten, Zeichen und Sprachen" abgebrochen, und es wurde eine Fortsetzung des ersten Teiles, eine Erläuterung des 2. bis 6. Kapitels der Genesis geboten, in welchem Geiste, ist schon im ersten Bande, S. 31*ff., gekennzeichnet, wie dort auch schon vom unmittelbaren Erfolge des Buches berichtet ist. So bedarf es hier nur noch weniger zusammenfassender Worte über Wert und Wirkung der merkwürdigen Schrift.

Nicht auf ihren Ergebnissen für die Forschung beruht ihr Wert, nicht einmal in den rein theologischen Teilen, geschweige denn in den der vergleichenden Religionsgeschichte und Mythologie gewidmeten mittleren; konnte doch Herder erst aus einer einzigen wirklichen Quelle schöpfen, Abraham Hyacinthe Anquetil du Perrons eben erst erschienenem „Ouvrage de Zoroastre", einer französischen Übersetzung des Zendavest (Paris 1771), während er sonst auf so trübe Sammelbecken angewiesen war wie Thomas Hydes „Historia religionis veterum Persarum eorumque majorum" (Oxford 1700) oder Paul Ernst Jablonskis „Pantheon Aegyptiacum" (Frankf. a. O. 1750). Der Wert der Schrift liegt vielmehr in dem Geiste, der in ihr weht, in den hohen Forderungen und Zielen, die sie, selber dahinter zurückbleibend, in kühnem Wagen aufstellt, in den anregenden Wirkungen, die so trotz ihrer eigenen Ergebnislosigkeit von ihr ausgegangen sind. Mit zudringender, auch in anderen das gleiche Feuer entfachender Begeisterung, wie lange nicht mehr, wurde hier in heißem religiösem Suchen Ernst gemacht mit einer wahrhaft poetischen, den lebendigen Geist ihrer Schriften wiedererweckenden Erklärung der Bibel; wenn auch mit unzulänglichen Mitteln wurde die höchste Idee verfochten, die Einheitlichkeit aller menschlichen Bildung zunächst an ihrem gemeinsamen Ausgangspunkte zu erweisen, in all den wirren Weltgeschicken und nationalen Besonderheiten das einheitliche Walten eines vorbestim-

menden Weltenlenkers aufzuzeigen. Jene religiös erweckende Wirkung haben so gut jenes schweizerische Bäuerlein und Landmädchen, deren Dankesbriefe Lavater an Herder übermittelte[1], wie der Herder geistesverwandte Goethe empfunden. Herder sei in der „Ältesten Urkunde" in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, habe darin die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt, urteilte dieser, und unter dem Einfluß seiner Lektüre der Schrift ging er in der ältesten Gestalt des „Faust" Gott selber in gleichem Naturempfinden suchen, ja er führte seinen Faust wenigstens im Geiste auch im Glanz der Morgenröte in die Natur.[2] Das war die Wirkung, die Herder beabsichtigte, um derentwillen sein Meister Hamann sich der Schrift trotz ihrer Unform freute.

Nicht ebenso beabsichtigt und nur mittelbar war die Wirkung der Schrift für die orientalische Fachwissenschaft. Nur Johann Gottfried Eichhorn hat unter deren Vertretern sich später (8. Sept. 1781) Herder dankbar verpflichtet erklärt, weil ihm dieser durch seine verwandte Schrift über die Offenbarung Johannis[3] der einzige Führer durch deren Finsternisse geworden sei; und noch ein Jahrzehnt später, nach Herders Aufsatz „Über Denkmäler der Vorwelt" — er betraf besonders indische — und seinen Briefen „Über ein morgenländisches Drama"[4] — sie betrafen Georg Forsters Übersetzung der „Sakontola" — hat derselbe Gelehrte Herder nachgerühmt, daß er den Anfang gemacht habe, Aufmerksamkeit und Nachdenken endlich auch auf die Denkmäler des alten Orients zu lenken.

Indes hat Herder im zweiten und dritten Teil der „Ältesten Urkunde" mit ihrer vergleichenden Nebeneinanderstellung der ägyptischen und vorderasiatischen Religionen und Kulturen noch mehr gethan: freilich von einseitig hebräischem Standpunkte aus hat er das weit ringsum leuchtende Ideal einer vergleichenden Mythologie, Religions- und Kulturgeschichte aufgestellt, die in die Menge und Verschiedenheit der Thatsachen und Überlieferungen nicht deduzierend, sondern in objektivem Vergleichen und bloßem Nebeneinanderstellen Einheit und Übereinstimmung bringen sollte. Er hat dies Ideal an der genannten Stelle der „Zerstreuten Blätter" (S. 52) dann — unter ausdrücklicher

[1] Rudolf Haym, „Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt", Bd. 1, S. 611 (Berl. 1880). — [2] J. Collin, „Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt", S. 25 ff. und 208 ff. (Frankf. a. M. 1896). — [3] SWS, Bd. 1, S. 35. — [4] „Zerstreute Blätter", Bd. 4 (1792; SWS, Bd. 16, S. 51—106).

Widerrufung jener Einseitigkeit — wiederholt, und auch die Gelehrten, welche seine luftigen Schlüsse und übereilten Gleichungen lächelnd zurückwiesen, haben es fördern helfen und so in der Auseinandersetzung mit ihm unter seinem Einfluß gestanden. Ja, als er nach fast einem Vierteljahrhundert (1798) mit den „Persepolitanischen Briefen" auf die im dritten Teile der „Ältesten Urkunde" berührte Kultur und Religion der Perser zurückkommen wollte, fand er die Forschung darüber schon so fortgeschritten, daß er die einzelner schöner Gedanken nicht entbehrende Schrift im Schubfach zurückhielt, weil er sich überholt glaubte. Selber also vorsichtiger geworden, kann er nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß die von ihm angeregte vergleichende Mythologie nicht nur in den Tagen der Romantiker und Friedrich Creuzers „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (Leipz. u. Darmst. 1810—12), sondern sogar bis auf unsere Zeit von der umsichtigen Methode der anderen vergleichenden und geschichtlichen Wissenschaften noch am wenigsten Nutzen gezogen hat.

III.

Plan.

Die vornehmsten Begriffe der Urkunde sind einzeln umschiffet. Bilder waren's: ich habe also auch nur Bilder entwickelt. Die Bilder aber bedeuten Sachen, die auch wir kennen, und wenn auch nicht alle gleich geläufig dem Erklärer nachfühlen können, ich habe also zugleich Sachen entwickelt, und die bloße Bildergaukelei und Citation ähnlicher Stellen — verachtet.

Diese Bilder nun, was machen sie für ein Ganzes? in welcher Ordnung und Proportion? — Licht vor der Sonne! Gras und Kraut vor der Sonne! — ich will die Vorwürfe nicht wiederholen; aber bei allem, was man bisher gegen sie gesagt hat (die Stackhouse und Lilienthale[1] mühen und drehen sich, wie sie wollen), halte ich sie bisher — so laut als ich's sagen kann! — noch für ganz unwiderlegt und unaufgelöset. Wer auch hinter allen Grundsätzen, die man bisher angenommen hat, in dieser Ordnung, in diesem Verhältnis männliche, geschweige denn göttliche Denkart findet — magnus Apollo[2]!

Ich hoffe sie jetzt ohne alle Kunst und Zauberei zu zeigen. Ich erkläre und rette eine Jahrtausende her verdunkelte und verunzierte Offenbarung Gottes.

---

[1] Thomas Stackhouses (1680—1752) „Verteidigung der christlichen Religion" erschien in deutscher Übersetzung von Lemker 1759 in Göttingen und Hannover. Theodor Christoph Lilienthal (1717—82), Herders Lehrer in Königsberg, veröffentlichte von 1750 bis 1782 zu Königsberg in zusammen 16 Teilen „Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet". — [2] „Der große Apollo" habe ihm seine Sehergabe verliehen, sagt bei Horaz, „Satiren", Buch 2, Nr. 5, V. 60, ein Prophet, der erhärten will, es werde, was er prophezeie, geschehen — oder nicht.

Und zwar rette ich sie bloß durch Einfältigung und Entkleidung. Laß zuerst, mein Leser, alles Außerwesentliche, z. E. Tagwerke, Segen, Benennung, Ausmalung, aus; rücke die simpeln nackten Bilder selbst, wie sie folgen, näher zusammen — was siehest du? Nichts mehr und minder als — Gemälde der Morgenröte, Bild des werdenden Tages — siehe da! der ganze Aufschluß!

Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke! Die urälteste, herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, großes Werk Gottes in der Natur!

Himmel und Erde! Siehe, wie sie noch zusammenvermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben!

Und die Erde war wüste und leer,
Finsternis auf der Tiefe.

Kannst du dir auch in Worten der Urkunde mehr sinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtschauers wie in unendlicher schwarzer Wüste denken? — Und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeist, auch noch den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchnimmt —

wehender Geist Gottes auf der Tiefe!

Wer ist's, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur atme? —

— — Und sieh! da Gott! da der erste Lichtstrahl!

— Licht!

und 's ist Licht!

mit dem einsilbigsten Blitzworte der Urkunde nicht einzuholen!*

---

* Brief as the lightning in the collied night,
that, in a spleen, unfolds both heav'n and earth
and ere a man had power to say, behold! etc.
Shakesp. Midsum. Night's Dream.[1]

---

[1] „Schnell wie der Blitz, der in geschwärzter Nacht In einem Winke Himmel und Erd' entfaltet, Doch eh' ein Mensch vermag zu sagen: Schaut!" (Shakespeare, „Sommernachtstraum" Akt 1, Szene 1, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel).

Und siehe! diese Entzückung, dies unnennbare Morgengefühl, wie's scheint alle Wesen zu ergreifen! zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel, der webende Geist kam und bereitete, was zu erharren — noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gesenkt, die Stadtwelt, die vielleicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben, selbst die frühe Lerche steigt noch nicht — die Natur ein harrender dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

— Licht!

's ward Licht!

Still wird er eingeweiht, der Tempel! Vielleicht die Blüte des Baums, die Blume, die Knospe fühlen! Lichtstrahl! ein tönender Goldklang auf die große Laute der Natur — die Lerche erwacht und schwingt sich — wehe dem Fühllosen, der diese Szene gesehn und Gott nicht gefühlt hat! Es ist das Bild jenes Naturweisen: wie sie aufblickt, die Morgenröte, und die Enden der Erde, das große schwarze Nachttuch

— am Saum erfaßt
und abschüttelt die Räuber der Nacht!*
— Licht!
und 's ward Licht!

Siehest du jene stille Glorie? jene sanfte Augenwimper der Morgenröte, wie sie jeden Augenblick weiter hinaufschimmert, jeden Augenblick die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte? — und wie stille! das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung, Erscheinung! — denke dir, was ich vom Licht gesagt, und es ist nichts gesagt — wer, der hier nicht niederfället, anbetet, schweigend seufzt: „O wäre ewig meine Seele wie das Licht! wie dieser Gottes-Anbruch!"

Das Erwachen aus solchen Augenblicken ist immer einsilbig

* Hiob 38.

und, ich wette, bei jedem Unverdorbnen natürliches Gebet. Morgenseufzer und Preis Gottes —

Geräusch und Lärm war nicht um ihn,
da er die Welten dem Unding entwinkte.

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrahle (und wo wissen wir, nicht selbst die Tiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht und in Worte gefasset:

— Siehe, wie das Licht gut ist!

Welch Grauen, welche Nacht vertrieben! Wie sie sich dort immer mehr in schwarzen ungeheuren Wellen forthebet — Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel! und wie also die beiden Massen im großen Unterschiede (gewiß anders als nach wohlbestallten Erdflächen!) nebeneinanderstehen! Der große Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel

dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reißenderer Wink auf diese Szene der Natur sein? Jeden Morgen ist beides nebeneinander feierlich sichtbar.

Und siehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webet! den zarten Flor Luft und Himmels da so sichtbar spinnet! Alles vorher *ein* Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet! der Himmel hebt und höhet! die dunkeln Wolken träufeln ab! nebeln! es ist, als ob da Licht und Wasser kämpfen! —

Und da oben, wie schon die Bläue hervorgehet, sich immer weiter wölbt und webet — Phänomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre größte Kunst sehen — die allmähliche Himmelhebung! die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten, lachendsten Glanzesbläue! der Morgenduft, der um alle Wesen am meisten in der Ferne, dem Bette Aurorens schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schaffet. — Was sind die Zauberteppiche[1] der Glücklichsten gegen jenes allweite Naturgemälde

[1] Anspielung auf die berühmten, nach Zeichnungen Raffaels und seiner Schüler

selbst? Und siehe! die ganze simpelste Erklärung der bestrittenen und verzweifelten Stelle durch eine tägliche, thätige, augenscheinliche Illustration der Natur

weite sich zwischen Wassern und Wassern —
und abscheide sich zwischen Wassern und Wassern. —
Und Gott machte die Weitung
und schied zwischen Wasser drüben
und Wasser drunten. —
Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert — siehe! sondert und läutert sich nieden die Erde! Wie sie sich in lichte und dunkle Massen teilet! wie ein großes Gebürge gleichsam entschleiert sich erhebt! Nun unter Tau und Morgenstrahl beblümt — die Rose öffnet allmählich ihren Busen, und die Nachtviole schließt ihre duftenden Kelche! Der frühe Zephyr webt mit Blüten und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgentau spiegeln, und der junge Baum webt und schauert und fühlet die Glieder im Morgenodem der erweckten Schöpfung! hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenröte — siehe, da ging die Sonne auf! die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! König! Das Auge kann nur *einen* Anblick aushalten! Übertrifft und endet alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch!

Wer rätselt nun, warum das Morgenlicht so lange vor der Morgensonne geschaffen worden? Wer kann jetzt noch eine der Rettungen[1] hören?

Nun erwacht alles! Alle Wesen, wie
von diesem regen Feuer
gestört! gestöret aus der Ruh! —

ausgeführten Wandteppiche, die zum Behängen der nicht mit Malerei bedeckten unteren Wandteile der Sixtinischen Kapelle dienten; jetzt im Vatikan in der Galleria degli Arazzi ausgestellt. — [1] D. h. der künstlichen Erklärungsversuche, durch welche frühere Ausleger den Zusammenhang der Dichtung retten wollten.

Wie jener Silbersee dort mit Lebendigem aufwebt: die Fische spielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgensang!

Der Vögel rege Schar erfüllet Luft und Wälder
mit früher Stimm' und frühem Flug[1]

— alles voll Regung, Gesang, Freude und Segen!

Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art,
Tiere, Gewürm, Wild allerlei Art.

— Und siehe! Mensch, da stehest du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrschergedanke der Schöpfung! Von Himmel und Erden rufe den zerstreuten, betäubten Blick zurück auf dich! in dich selbst! —

Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ'
in Harmonien ganz!
Dich hat er mehr als alles sonst beglückt,
er gab dir einen Geist,
der durch den Bau des Alles dringt. —

Betrachte dein Glück! deine Gestalt! deine Kräfte! deine große Bestimmung: höre über dir Ratschluß Gottes, siehe That! —

Da gehet aus der Mensch an seine Arbeit,
an sein Ackerwerk bis an den Abend,

sinnt — dichtet — waltet — nähret sich — das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen —

Alles, was Gott gemacht hatte,
siehe, es war alles sehr gut!

Vollendet! auch dies Morgengemälde vollendet! Mit welcher Simplizität, Naturfolge, Zusammenordnung und Verteilung! Pracht! Hoheit! angefangen und vollendet! — Auch der Verfasser, der's schrieb, konnte sein ἐποιησε[2] sagen! Aber er war nicht Verfasser! ihm erschien's! ihm ward's offenbart! lebt und webt dort jeden Morgen! — herrlichste, älteste, simpelste Offenbarung Gottes!

---

[1] Freie Umformung der 1. Strophe von Albrecht von Hallers „Morgengedanken". — [2] „Es machte es ....": so schrieb, mit seinem Namen dahinter, der griechische Künstler auf das fertige Bild.

Nun sehen wir, warum alle, die dies Ganze bisher sinnlich oder vernünftig vorstellen wollen, es unglücklich haben vorstellen müssen: — weil ihnen Gesichtspunkt, Schlüssel zum Ganzen fehlte! Die Maler, die jedes Tagwerk besonders vorstellten — den großen Raffael* nicht ausgenommen! — was ist daraus worden? Wie kann Gott vorgestellt werden, indem er das Licht ruft, den Himmel weitet, die Erde vorgehen heißt, die Sonne macht, segnet — jedesmal einzeln — wie kann's? Als ob Gott selbst vor dem Chaos erschrickt, als ob er angestrengt, gewaltsam und doch kindisch arbeite! — oder seine Ruhe, als ob sie zuschauender Müssiggang würde! — muß es nicht also werden? Das große Gemälde Gottes, allweit wie Himmel und Erde, prächtig und schön wie der Morgen — und eben durch seinen erhabnen, stillen, ununterbrochnen Fortgang prächtig — wird zerrissen, wird unterbrochen: der Unsichtbare, der hier nirgend erscheint, als in That, der immer nur

will und — 's wird,
gebeut — so stehet's da,

der große Unvergleichbare, der nirgends in der Schöpfung ist, wie er ist, von dem alles nur als dunkler Abglanz strahlet — der wird als Mensch, als grauer Greis, als langsam ermatteter Arbeiter vorgestellt! Eine Szene, die in der Natur täglich wiederkommt, aber nur immer einen Augenblick sich malet und davoneilt — die wird unnatürlich fixiert und auf einen Teppich gesammlet — was kann werden? Der simple Morgenmaler ist der einzige Maler der Schöpfung: die drei ersten Tagwerke zusammen — ein großer Fortgang! die drei andern auch zusammen! jenes den Morgen in tiefster Ruhe, dies im zunehmenden prächtigsten Geräusche und Schöpfungsfreude** — das wäre Nacheif-

* Er hat einige einzelne Tagwerke in seiner sogen. Bibel[1] gemalt. — ** Gemeinigliche Einteilung der Landschaftsstücke: Natur in Ruhe und in Bewegung.

[1] So nennt man die hervorragend anmutigen und erfindungsreichen 52 Bilder womit Raffael die 13 kuppelartigen Abteilungen der Loggien des Vatikans ausgeschmückt hat.

rung! und die Nacheifrung bis zur Vollendung! Ein Gemälde, da ich in Entzückung die Worte Moses', natürlich und notgedrungen, ausriefe, sie in all ihrer Erhabenheit zur Überschrift gäbe* — wo ist ein Edler, der sich an die erste und schönste Offenbarung Gottes wage?

Tauch' in die Farben Aurorens,
Mal' mir Schöpfung! —

Der Dichter, der ebenso zerriß und denn ausmalte**, was er nicht mehr verstand, wo keine ganze Ansicht mehr blieb, hat mit allem physischen und metaphysischen Farbenvorrat ebenso unglücklich sein müssen: er malte jedesmal Lappen und schrieb Gesänge — wollte eine Lichtstreife des Aufgangs in ein episches Gebäude verlängern. — Die Schöpfung ist freilich in jedem Kleinsten unendlich und unergründlich; aber — kurz, der Morgensänger, der Lobsänger Gottes in der ganzen lebenden erwachenden Natur, das ist der Dichter der Schöpfung.

Und endlich die Philosophen, Demonstranten, Metaphysiker, Physiker, Kosmopoisten[1] — vor dieser lachenden Morgenröte — aus diesem so simpeln Naturbilde — wer mag sich des erinnern? Ich habe mehr und Besseres zu sagen!

---

* Bei einigen Claude-Lorrains[2], glaube ich, müßte man ausrufen: siehe, da hebt und webt sich Himmelweite, von Aurora gesponnen!

Ich fühl', ich fühl' es, wie da Schöpfung lebt!
Dort Morgen! ich erwach'! hier Odem Gottes, webt
und lichtet meine Stirn, wie dort sich Himmel hebt.

— ** Man hat außer dem Engländer, den Pope fast zu sehr verspottet hat, Blackmore on the Creation, noch ein italienisch Heldengedicht über die Schöpfung nach den Tagwerken in erschrecklich viel Gesängen.[3] Von wahrem Schöpfungs- und Morgensang sind Klopstock, Kleist, Geßner[4], für uns ein edles Drei.

---

[1] Verfasser von Werken, besonders Gedichten, über die Entstehung der Welt (des Kosmos). — [2] Der französische Maler Claude Lorrain (1600—78), der besonders gern auf Beleuchtungseffekte hinzielte und gewöhnlich belebte, „immer entzückende" Landschaften mit duftiger Waldumgebung schuf. — [3] Richard Blackmores (1680—1729) Gedicht „Die Schöpfung" hat Herder früh durch Hamann kennen gelernt; in seiner Art sind die Verse Z. 6 und 7 gehalten; das „italienische Heldengedicht" ist nach Redlichs Vermutung Tommaso Stiglianis (1573—1651) Dichtung „Il mondo nuovo" (Rom 1628, 34 Gesänge). — [4] Ewald von Kleist (1715—59) im „Frühling", Salomon Geßner (1730—88) in seinen „Idyllen".

V.
Tagwerke.

Longin[1] bewunderte das „Gott sprach, und es ward" — aber warum hat Gott nicht immer für Longin so erhaben gesprochen? Warum nicht die ganze Schöpfung mit einem Gedanken?

Sechs ganze Tage, daß Gott wie Werkmann arbeitet, sich ermüdet, beschaut, tastet, muß endlich gar ruhen, und die Ruhe schmeckt dem Ermatteten so süß, daß er sie in einem Freudeanfall verewigt — wie sehr hat man sich über das unwürdige, unmetaphysische Zeitmaß mit metaphysischer Strenge gegleichsamt!

Und doch ist's kein Gleichsam! nach Gang und Sinn offenbar Absicht! Hauptabsicht! Jedes Tagewerk und Tagesschluß, jede Art des Werkangriffs „Gott machte", der Namennennung, Unterscheidung, Ansicht, Künstlerfreude offenbar Hauptmerkmale, jedes ruhige Atemholen zwischen, die letzte Hauptpause nach der Arbeit, das alles auf Ruhetag des Werkmanns hinausläuft — der Schlußrefrain jedes Tages und aller sieben — wer das nicht fühlet im ganzen Lauf des Texts, dem müßte bewiesen werden, daß das ein Kamel und das ein buntes Thor sei.

Also bliebe hier wohl gegen die Herren Voltaires und Bolingbroke[2] nichts übrig, als daß physisch demonstriert werde, die Schöpfung habe mit aller gottmöglichen Müh' und Allmacht ihrer innern Natur und Art nach sich nicht anders und eher und in andern Absätzen als in den sechs entwickeln können — „Licht gerade drei Tage eher als Sonne, so lange sei's im Kreis gelau-

[1] Der Neuplatoniker Dionysius Cassius Longinus (gest. 273 n. Chr.) in seiner Schrift „Vom Erhabenen" (περὶ ὕψους), Kap. 9, § 9. — [2] Henry Saint John Bolingbroke (1672—1751), berühmter englischer Staatsmann und Schriftsteller, griff die christliche Religion schonungslos an in „Letters on the Study of history". Voltaire bewies besonders in seinem „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations" (Werke, Paris 1835, Bd. 3, S. 605), daß die Menschheit ursprünglich nichts war als eine kleine Zahl kluger und gewaltthätiger Betrüger und eine dumpfe Menge blinder und betrogener „Thoren", bis endlich die Philosophie kam, um die Menschen aufzuklären.

sen; Wind gerad' einen Tag eher als Luft, Himmel als Erde, Sonn', Mond und Sterne nach bester Ausrechnung in nicht mehr und minder als Tagsfrist" — und da steht der Karr'n noch in ärgerm Kote!

Wenn man nun noch hinzudenkt, daß dies Stück morgenländisch sei — wie sie die Arbeit hassen! ihre Götter und Könige kaum winken

— und es wird!

Tausend Engel und stille wartende Schaffersboten zu ihren Diensten, wie sie so allgemein die Ruhe als Götterfreude, Königsvorzug, hohe himmlische Seligkeit sehen und hier ihr Gott und König arbeitet, sechs Tage wie ein Werkmann —

Endlich wie nun, als Bild betrachtet, die schöne, in eins fortgehende Morgenunterweisung zerstümmelt werde! — der Strom, der vorhin so majestätisch floß, in sechs kleine Reviere gehemmet, das große unabläßige „Werde" eines Tages in sechs Guckfenster verteilt —

Und doch ist's Gang, Sinn und Absicht des Ganzen!

Also muß nur dieser Gang entwickelt werden, und die Absicht wird sich rechtfertigen, so simpel sie auch scheine. Welcher Gang, welche Absicht als „Sechs Tage sollt du arbeiten, am siebenten ruhen, denn also hat Gott gearbeitet und geruhet"? Wer das im ganzen Stücke nicht anerkennet, der muß kein Bild sehen, keine Allegorie lesen, die etwas bedeute; denn deutlicher bedeuten mit jedem Worte und Zuge kann nichts!

Es gibt Winke und Anblicke, auf die das Auge lange nicht fällt, wenn's aber drauf fällt, die Decke weg ist — nichts überredender so denn als dieser Augenschein! — Die Decke sind unsre Kosmopöisten und Metaphysiker der schwarzen Kunst gewesen: ich ziehe sie weg, und da die schöne Urkunde — Institut der Arbeit und der Ruhe — als große, bedeutende Allegorie Gottes! Lasset uns die Sache in die warme Natur des Orients führen — zuerst nach dem Lieblingsbegriffe unsrer Zeit!

Wem war ein heilsameres Gesetz von Einteilung der Tage in Ruhe und Arbeit nötig als dem warmen, trägen Morgenländer? Der's schon beinah' für Mühe hielt, zu denken, für Strafe, daß seine Seele in den Körper gesetzt wäre, ihn zu bewegen, für höchste Seligkeit, sich dem unthätigen ruhigen Nichts zu nähern? Sind sie nicht gleichsam mit ihren feinern Organen, in ihrem einfließenden Äther, wie schwimmende, aufgelöste Geschöpfe, die durch jeglichen Sinn nur Ruhe und Wollust einatmen, auch selbst mit den für uns gröbern Sinnen, Geruch und Gefühl, wie im Balsamgarten der Natur leben? Ihr Geschmack des Schönen in Künsten, Gebäuden, Gärten, Lebensart geht dahin; ihr Reich der Toten und Freude des Himmels in Farben der Ruhe und Wollust gemalet, können den mühsamen, unermüdlichen Nordländer (der doch auch bei ihnen so bald ermattet) nicht fühlen, nicht begreifen: „Was hat der Mensch von aller seiner Mühe und Arbeit als — Mühe und denn nichts, den Tod — das ist auch eitel und Jammer!" Alle ihre Wissenschaften und Begriffe, selbst Religionen haben also dahin den Weg genommen. Ihre Moral spricht so gerne von dem Abgezogensein der Seele von der Erde: Reichtum und Ehre zu verachten, Geräusch zu fliehen, Ruhe zu suchen und sich ins Nichts zu senken. Ihre Philosophie, wie gern nimmt sie die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Dinge zum Hülfbegriff — man sterbe, ehe man sie erlange; dies Leben sei kurz, beschwerliche Reise zum Grabe: im Grabe nur Ruhe und Wohnung. Ihre Andacht, wie sehr strebt sie, von Gott nichts zu denken — der Unbegreifliche! der Höchste! bei dessen Gedanken sich die Seele verliert und ermattet! Ihr Gebet eine Art Hingebung, Verschwindung der Gedanken, ihr Vertrauen auf Gott, ihr sanftes Verlassen aufs Schicksal — welcher Europäer kann sich von der Resignation fast Begriffe machen[1], davon man bei ihnen auch im Menschlichen allgemeine Beispiele findet? Sanft betäubt sein, sich auf einer sanften Schwinge von Träumen wiegen — das

[1] D. h. fast kein Europäer kann sich von der Schicksalsergebenheit der Morgenländer Begriffe machen.

will ihre fein organisierte, milder elastische Seele am Busen der Wollust, in den Schatten des Paradieses atmen.

Das nun auf ihre Berufsgeschäfte angewandt — welche würksame Kraft der Träge! Was ist's für Mühe und Sklavenarbeit, der Ackerbau, das Durchwühlen der Erde unter dem brennenden Mittagsstrahle!

„Dorn und Disteln soll er dir tragen,
und sollt das Kraut auf dem Felde essen,
im Schweiß deines Angesichts dein Brot essen,
bis du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist:
bist Erde und sollt zur Erde werden!"

Das war der erste Fluch unsers Stammvaters, der auf seinen unglücklichen Sohn noch so härter fiel, der noch jetzt das Gefühl der arbeitscheuen, ackerbauscheuen Morgenländer druckt —

Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden.
seine Tage, wie eines Taglöhners?
Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten
und ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei —[1]
Warum bin ich nicht gestorben von Mutterleibe an,
Warum bin ich nicht umkommen, da ich aus Mutterleibe kam?
So läge ich doch nun und wäre stille,
schlief' und hätte Ruhe —
Daselbst müssen doch aufhören die Gottlosen mit Toben,
daselbst ruhen doch, die viel Mühe gehabt haben,
da haben miteinander Friede die Gefangnen[2],
hören nicht mehr die Stimme des Drängers u. s. w. —

in dem Ton stimmen ihre Klagen, Seufzer und Wünsche; ihr Haupt neigt sich wie eine Blume im Sonnenstrahl des Tages.

So nötig, als es da war, die keimenden Samenkörner von Unthätigkeit und Träge zu ersticken, so nötig auf der andern Seite, durch Hinsicht auf Ruhe und Sabbat zu ermuntern und zu frischen. Man sehe den Armen im Schweiß, im Joch seiner Tage

[1] „Hiob", Kap. 7, V. 1 f. — [2] Ebenda, Kap. 3, V. 11 und 13.

wie ein Knecht sich nach dem Schatten sehnen,
wie ein Arbeiter, daß sein Tagwerk aus sei,

in seinem heißen Klima, auf dem Boden der für ihn verfluchten Erde, sein Leibeigentum und den Druck der Oberherrschaft, zu dem sich da alles so leicht neiget. Man sehe sein mühseliges Weib, auf dem alle Last der Hütte ruhet, dem Willen des Mannes unterthan, seiner Herrschaft und der Allsorge des Hauses übergeben, sehe endlich das ermattete, lechzende Vieh, es hat unter dem Tagstrahle der Woche Odem und Kräfte verloren —

Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn,
Darum daß er an demselben geruhet hatte von alle seiner Arbeit.

Gedenke des siebenten Tages und heilige ihn;
denn an ihm hat Gott geruhet von seiner Arbeit.
Auch dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd,
dein Vieh, der Fremdling, der in deinen Thoren ist, ruhe;
denn an ihm hat Gott geruhet von seiner Arbeit —

wie edel und väterlich ist die Sorge des Allvaters! Arbeit und Ruhe, Mühe und Erholung, das größte Kunststück aller Polizei[1], Ordnung, Haushaltung und Glückseligkeit des Lebens, siehe das ist hier im Werke!

Wie einzig würkt nun die Lieblingsidee des Morgenlandes, Vorbild Gottes zu diesem Werke! Wenn alles auch noch in spätern Zeiten bei ihnen in Farben des Himmels getaucht, mit dem Namen Gottes besiegelt wird, wenn, wo wir klügern, selbständigern Europäer es für Schimpf halten, Gott zu nennen, jene mit seiner Idee gleichsam umfangen, er ihnen Anfang und Ende, Sprüchwort und Beiwort, Urheber und Lohner wird — wie mußte diese Idee „Stiftung Gottes! höchstes Vorbild!" in ihrer Seele würken! — Der Weltenschöpfer und Sabbatheiliger! Wer ihm nicht folgt, wer den Sabbat entweiht, lästert Gott, spricht zu ihm: „Hebe dich weg, ich will von deinen Wegen nicht wissen!" — unter dem spätern Gesetz wurde er mit dem Tode bestraft. —

[1] D. h. Staatswirtschaft, Politik.

Wie heilig eine Einrichtung, die nicht etwa die Zauberstimme aus dem Grabe der Väter — Stimme, Werk, Vorbild Gottes, Schöpfung Himmels und der Erde selbst empfahl! — ohne Zweifel doch eine größere Einwürkung, als wenn jener sinesische Kaiser an einem Tage des Jahrs zur Aufmunterung des Feldbaus den Pflug selbst in die Hand nimmt![1]

Aber auch nicht bloß Schattenvorbild — es ward in die Natur des Menschen eingegraben; nicht Wort, sondern Wesen — Mensch, du bist Gottes Bild mit allem, was du bist und webest! Nach dem ganzen Ratschluß deines Daseins, deiner Schöpfung wie er! sein Kind, sein Sohn, ein Untergott auf Erden! auf daß du, wie der Obergott, der Unsichtbare aller Dinge, herrschest, waltest, webest — und am siebenten Tage ruhest!

Kann etwas bequemer zu seinem Zwecke, heilsamer und würkender eingerichtet sein als diese Einrichtung und Urkunde? Welch ein schöner Zweck, wird einer sagen, Religion so zum Wohl der Menschen anzuwenden! den Begriff, das Bild, das Andenken an Gott zur ersten Stütze der menschlichen Ordnung, insonderheit des menschlichen Fleißes zu machen! Welch ein schönes Stück, wird der andre sagen, in Lockung und Ausführung! der Mensch zu einer so rechten Zeit das Ebenbild und Nachbild Gottes, wie Gott sein Schöpfer und Vorbild! Welch ein schönes Stück, wird der dritte sagen, daß es mehr durch Rat als Befehl, durch stillen Wink und Vorbild als durch kasteiende Gesetze gelehret — wahrlich ein schönes Stück! ein würdiges

[1] „Wenn die Sonne den 15. Grad des Wassermannes erreicht, ehrt der Kaiser von China den Ackerbau durch die Zeremonie des Pflügens; begleitet von einigen Prinzen und den ersten Ministern des Reiches, begibt er sich nach dem eigens für diesen Zweck bestimmten Feld in dem abgeschlossenen Raume, der den Tempel der der Erde umgibt, wo alles durch dazu angestellte ordentliche Pflüger gehörig vorbereitet worden ist. Nachdem der Kaiser von dem auf diesem Felde gewonnenen Getreide den Göttern geopfert hat, pflügt er einige Furchen, worauf ihm die Prinzen und Minister der Reihe nach folgen. Darauf werden die ‚fünf Getreidearten' gesät, und sobald der Kaiser die Vollendung der Arbeit durch die gegenwärtigen Feldarbeiter angesehen hat, wird das Feld der Aufsicht eines Beamten übergeben." (Grube, „Geographische Charakterbilder", Teil 2, S. 142, 13. Aufl., Leipz. 1873, nach John Francis Davis' „China und die Chinesen".)

Denkmal der früheſten Zeiten! beinahe der erſte furchtſame und mühſame Schritt des menſchlichen Geſchlechts zur bürgerlichen Weisheit, zur Ordnung und Einrichtung der Geſellſchaft, zur Kultur! Denn worin beſteht dieſe als in Ausſparung und Anwendung der Kräfte, Fleiß und Ruhe, Zahl und Ordnung der Tage des Lebens? — alſo mit einigen Pauſen der Erholung ein ewiger Frondienſt! —

Ich würde alle das nicht ſagen, wenn nicht beinah' jedes dieſer Worte und Zwecke in unſern politiſch-ökonomiſchen Zeiten ſo entweihet und mißbraucht wäre. Was wir jetzt bürgerliche Weisheit, Ordnung und Einrichtung der Geſellſchaft, Ausſparung und Anwendung der Kräfte, Kalkül der Menſchen und ihrer Tage, Kultur nennen und oft vielleicht am beſten Frondienſt genannt werden könnte — wozu wir alsdenn die Anwendung der Religionsideen — den nützlichen Teufelstrug! — ſo gelegen und ſelbſt unſer Voltaire[1] und ***[2] ſo unentbehrlich finden, daß gegenwärtig faſt alles Predigtamt und Wort Gottes als ein politiſches Täuſchungs- und Troſtſcharwerk dahin ſelbſt von Theologen angeſpannet wird — wehe! wenn die älteſte Offenbarung und ihre erſte Verfaſſung und Überlieferung einen ſolchen, im mindſten[3] einen ſolchen Zweck gehabt hätte, das menſchliche Geſchlecht durch Vorſtellungen von Gott, ſeinem Befehl und Vorbilde zum Laſtvieh zu betrügen und hinabzujochen — wehe!

Wie frei und froh atmet alles in unſrer Urkunde! Herrſchen, walten, leben, würken, genießen, Gott der Erde ſein — das iſt Menſchen-Thun und -Weſen!

Wo ſind hier noch Befehle zum ſklaviſchen Ackerbau, zur Tagesfrone mit Weib, Kind und Vieh? Frei, wie im Garten Gottes, mit den Brüdern *eines* Tagewerks, den Geſchöpfen der Erde ſich vom Frucht- und Krautreiche zu nähren angewieſen! Noch alſo längſt vor dem Fluche

[1] Mehrzahl! — [2] Die Sterne bezeichnen wohl Friedrich d. Gr.; vgl. Bd. 1, S. 25* und 31*. — [3] D. h. auch nur im geringſten.

„Dorn und Disteln soll er dir tragen —
im Schweiß deines Angesichts dein Brot essen —"

lange vorher! lange vorher also vor der Klagezeit des Taglöhnerdienstes, des Despotismus späterer Gesellschaften und Reiche, vor den verfallnen Religionen, der verdorbnern Moral, dem Zustande und Geschmack der Trägheit, der immer schon eine entnervte, niedergedrückte Seele sowie einen erschlafften Körper und durch gewaltsame Bande hartangezogne Glieder der Gesellschaft anzeigt, vor alle dieser Hölle der Trägheit, in die wir jetzt Orient hineinmalen, lange vorher! Also auch lange vorher der feinen Politik, die Namen und Vorbild Gottes nur zum Betrugeswort, zum Zaume nötig hat, das unterjochte Tier zu lenken, oder zur Augendecke, es in der Kreismühle blind und nützlich umherzujagen! Wenn die Religion Gottes keinen Nutzen haben soll, als politische Peitsche der Bösewichter und Fronknechte zu sein, so mag ich's nicht sein, der sie führet — und bekenne also, daß ich den Ton des Gebrauchs dieser Einrichtung nach der Denkart unsrer Zeiten nur so anfangs und gewiß aus spätern, dem Geiste des Stücks fremden Zeiten überstimmet angab — man wird ohne Zweifel das im Lesen so wahr und treffend gefunden haben.

Aber nun in einfältigerer Wahrheit! Glaubt ihr, daß jene erste Wohlthäter der Menschen, Stifter der Gesetze, Ordnung und gemeinschaftlichen Glückseligkeit die Betrüger, zumal die Gottesbetrüger gewesen sind, die eure Zeit an ihnen wähnet?*

* Es ist die neuste allgemeine Philosophie über alles so genannte Göttliche des Altertums — Betrug! Betrug! göttliche Spitzbuben und Betrüger! S. Voltaires alle seine Schriften von den Gesetzgebern, Wunderthätern, göttlichen Gesandten u. s. w.[1], wo ihm denn Warburton in der „Göttlichen Sendung Moses'" im ganzen ersten Teile so schön vorgesammlet[2]! Stecknadeln wie ein Kind zusammengesucht, damit sein eigner Moses damit gestochen werde — docta insania[3]!

[1] Vgl. S. 19, Anm. 2. — [2] William Waburton (1698—1779), „The divine legation of Moses demonstrated" (Lond. 1738; deutsch Frankf. a. O. 1751 ff.).
[3] Gelehrter Wahnsinn.

Sehet einmal ihre Namen, die abgebrochensten Töne des Nachrufs an, die euch die Echo aus so fernen Klüften und Götterhöhlen nachgelassen! sehet die Verehrung, die sie zu ihrer Zeit, die Götterverehrung, die sie bei Kindern und Kindeskindern der spätsten Nachwelt genossen! welche väterliche Zwecke sie gehabt und — erreichet! welche Macht über die menschlichen Gemüter, Götterkraft, Jahrhunderte zu lenken: es ist, als wenn um ihre erste simpelste Gesetze, Stiftungen, Einrichtungen, Geheimnisse, Gottesdienste ein heiliger Schauer webt! Wenn der Dichter nur von ihnen singt, es ist, als wenn sich seine Seele zum Himmel hübe, zu Göttersöhnen, Gotteingegeisten[1], Himmelgebornen! Wunderthätern! edlen Helden besserer Zeiten, durch die die Götter geredet und gewürket!

Wenn man nun Lust hat, von Würkungen auf Ursachen zu schließen — welche Gotteswürkungen diese im menschlichen Geschlecht so langer Zeiten und Völker hervorgebracht? — wenn man das allgemeine Zeugnis des Altertums bis auf den politischen Plutarch[2] hinunter zu fühlen im stande ist — den Geist, der um alle das haucht und webt — die Dankbarkeit und das tiefe Kindesgefühl, das ihre Werke und Wohlthaten begleitet — ihr Gottesbetrüger und Menschentyrannen, werdet ihr einst so schlafen? Jahrtausende hinab gesungen, verehrt, gepriesen, mit heiligem Schauer gefühlt werden? Doch was brauche ich zu weissagen? Wo Werk, da Ursprung! und so viel Fabeln die Namen Orpheus[3], Minos, Zoroaster, Numa, Lykurg, Tripto-

[1] Synkopierte Form, gleich anderen bei Herder beliebten, z. B. „zugericht". — [2] Plutarch aus Chäronea (50—120 n. Chr.), fruchtbarer griechischer Schriftsteller, starb nicht nur im politischen Amte eines Archon, sondern hat auch seine „Vergleichenden Lebensbeschreibungen" immer je zwei einander gegenübergestellter Staatsmänner aus Hellas und Rom, z. B. Lykurgs und Numas, gerade zu dem Zwecke geschrieben, für Tugend und Weisheit begeistern zu wollen. — [3] Orpheus, der sagenhafte Sänger der griechischen Vorzeit, galt auch als Begründer einer religiösen Geheimlehre. Vgl. aus Teil 2 (SWS, Bd. 6, S. 348): „Was gebar die Nacht? Jenes große vielgesagte Geheimnis der ägyptischen, orphischen und indianischen Philosophie, das Ei des Weltalls . . . Da es nachher erleuchtet, Himmel und Erde gesondert wird von Indien bis in Ägypten und die thrazischen [= orphischen] Höhlen heißt's: ‚Da sprang das Ei, da ward die Eischale' . . . Das schöne zarte Himmelrund emporgeblasen — schönes Bild! recht kindliches, sinnliches Bild!"

lemus[1], Pythagoras u. s. w. umhüllen mögen — dem Altertum heilige Namen, Boten der Gottheit, Engel in menschlichem Gewande — unsre Zeit mag aus ihnen machen, was sie will!

Indes waren's doch alle, so alt und fabelhaft für uns, immer nur noch späte Namen. Ihre Gesetze, Einrichtungen, Geheimnisse, Religionen, Götterstimmen meistens, wie die Fabel und Halbgeschichte lautet, alle noch ferner her — von Kreta, aus Thrazien[2], Ägypten, Samos[2], Phönizien, Persien — man sieht immer, es nähert sich und kommt von Orient. Es hat sich eine Flamme, Licht von Licht, fortgebreitet, und da möchten die letzten Flämmchen immer auf so grobem Docht aufgenommen, von so unreinen Materien genährt sein, als man wolle, und als es zum Teil gewiß ist — je weiter hin, desto reiner, und die erste Flamme gewiß Licht des Himmels, Flamme der Gottheit!

Himmlisches Geschäft, Wahrheit, Ordnung und Glückseligkeit zu lehren! auf die reinste Art, aus den reinsten Trieben, zu den besten Zwecken zu lehren! nicht zu lehren, sondern zu thun! durch Vorgang und stilles Beispiel sie ausbreiten, nicht bloß um sich, sondern sie zu befestigen in Herz und Seele! tief in Lebensordnung und Gewohnheit! tief auf Nachkommen und Nachwelt! Denkmale, Feste, Erinnerungen zu errichten, sie, wenn man kann, auf Erd' und Himmel zu schreiben — tausendmal mehr hat Gott gethan! — — Welche reine, himmlische Ideen vom unsichtbaren, allwürksamen, allsegnenden Gott und von seiner heiligen Welt und von seiner reichen, glücklichen Naturherde! Welche würdige Begriffe vom Menschen! wie hoch sein Ursprung, edel seine Bildung, frei würksam und fortwürkend zum Besten der Welt und Nachwelt, seine Bestimmung! Zu walten und vollendet zu haben! schaffen und sich des Geschaffenen zu erfreun! unabhängiger, allgütiger Gott und König der Erde — so dichtet, so erfindet kein

---

Vgl. Bd. 1, S. 18, Anm. 4, und S. 43, Anm. 2. — [1] Triptolemus, ein mythischer Herrscher von Eleusis, soll den Pflug erfunden und im Auftrage der Göttin Demeter den Ackerbau, auf einem Drachenwagen umherziehend, über die Erde verbreitet haben. — [2] Das „thrazische Samos", Samothrake, eine uralte Stätte von Geheimlehren und -kulten.

Tyrann, kein Betrüger: der also die Menschen lehrte, war ein Guter, ein Göttlicher, war Gott!

Welche reine, erhabne Art des Vortrags! kein Wort, kein Befehl, kein Rat — nur stilles Vorbild, That; aber die That, das Vorbild ist Gottes, geht von Himmel zu Erde, durchströmt die ganze Natur der Welt und des Menschen — der also lehret, schaffet, unterrichtet, der mächtigstille, thätig unsichtbare väterliche Gott! Er, der die Menschen gelehrt hat, was sie wissen, da erschien er unter dem Purpur der Morgenröte, da öffnete er seinem Lieblingsgeschöpfe Blick und Seele, löste ihm Sprache und Zunge, winkte ihm seine Güte, Herrlichkeit und Ordnung allmählich hinab von Himmel zu Erde, gab ihm seinen Ratschluß, sein Bild, sein Vorbild, gab ihm erste Sitte, Ordnung, Einrichtung, Bestimmung und Erholung — sein Fest! heiliges Geheimnis Sabbat! — Religion und Naturweisheit, Ordnung und Zeitrechnung, Pflicht und Glückseligkeit hing an dem Stücke! ging aus der Unterweisung aus! Innig hing's dran! wie sanft ging's aus! — das Element der Unterweisung war nach allem Betracht in die Schöpfung verfasset! groß, redend, mächtig, ewig wie das System Himmels und der Erden! So unterrichtet Gott!

Nun nehme man die Sitte der ältsten Zeit, Autorität Gottes, des Vaters, des Stammvaters, Dauer der früheften Gewohnheit in Orient, und nun steht's am rechten Orte. Was auf solche Weise von Gott, vom Himmel, von den ältesten Vätern, vom Ursprunge der Welt hinabkam — wie mußte das verehrt, gehalten, gefeiert werden!

Frage die vorigen Geschlechter
und nimm dir vor, zu forschen ihre Väter;
wir sind's von gestern her und wissen nichts;
unser Leben ist ein Schatten auf Erde.[1]
Sie werden dich's lehren und dir sagen
und ihre Rede aus ihrem Herzen hervorbringen —[2]

[1] Vgl. „Hiob", Kap. 8, V. 8 f. — [2] Vgl. „Matthäus", Kap. 12, V. 35

Wenn das ihre Quelle in Weisheit und Sitten, Kleidung und Gebräuchen, Denkart sowie Geists, Bluts, Antlitzes und der Sprache war — alle diese Bande zusammengenommen, denke man sich Würkung! Weisheit und Sitte, Wesen und Antlitz, Blut und Sprache stammte davon her: mit Ursprung, Namen und Vorbilde Gottes besiegelt, brauchte es noch mit Fest und Denkmal verewigt zu werden? Selbst ein Fest; die ganze Einrichtung des Geschlechts, jeder aufgehende Morgen, die Schöpfung Himmels und der Erde war Denkmal! So unterrichtet Gott!

Da indes das menschliche Geschlecht noch Kind war und ein Kind so mechanisch und vergeßlich ist, vermutet man's, daß Gott auch außer dem vorigen großen Bilde, der Morgenröte, für die Sinne, außer dieser Einteilung der Tage für den Gebrauch des Lebens noch auf andre Weise die mechanische Einbildungskraft, ja gar die kindliche Hand seiner Unterrichteten und zu bildenden Herde mit etwas — einem Spielzeuge, einem mechanischen Denkbilde — beschäftigt hat? Aus dem aber äußerlich so die wichtigsten Folgen im menschlichen Geschlecht entstanden sind als aus der innern Verfassung des Stücks! Ich werde vielen einen sehr unerwarteten Traum sagen; aber desto besser — man lese weiter!

VI.

Hieroglyphe.

Es läßt sich doch wohl zu etwas zubereiten, was in so vielen Jahrhunderten, Sprachen und Nationen — meines Wissens — alle Augen übersehen haben, und was doch endlich allein für Augen und Sinne der letzte, scheinlichste[1], alle Zweifel und Einwürfe abthuende Aufschluß ist. Ich rede noch Rätsel — —

Man wird viel und mehr als zu viel von den Zeiten gehört haben, da es noch keine Bücher und Büchergelehrte gab, da die Sprache des sinnlichen Menschen Bilder und Zeichen, das ist

[1] D. h. klarste.

Handlungen, waren, und wo man also auch diese Handlungen, wenn sie erhalten werden sollten als solche, die sie waren, durch Bilder und Zeichen erhielt. Man wird von Zeiten gehört haben, da die Thaten und Begebenheiten der Vorväter allein im Gedächtnisse aufbehalten und in Lieder geprägt wurden, bei denen man denn alles Gedächtnismäßige, Bilder, Rhythmus, Symmetrie der Bilder und Sprache, Verse, Tanz zu Hülfe nahm; dem allen zu Hülfe insonderheit bei Einrichtungen, Vorfällen, Gebräuchen andre Denkmale nahm, Feste, wo die Lieder abgesungen, die Begebenheiten abgetanzet, die Gesetze und Einrichtungen mimisch wiederholt und verewigt wurden — Denkmale, heilige Steinhaufen, Bäume, Säulen, in die etwa ein Bild gegraben, auf die ein Gedächtnislied gemacht, bei denen es als Tradition ewig gesungen und wiederholet wurde. Man wird von der Macht und Würkung gehört haben, die dergleichen sinnliche Sprache, die Stimme der Zeichen, Thaten, Begebenheiten, Bilder auf Herz und Sinne des Volks gehabt; die Liebe und Begierde, mit der das von Kind auf gelernt, erfasset und begriffen ward; die lange, ewige Dauer, wie's sich erhalten und fortgebreitet; der große Teil von Kultur und Bildung des Volks und des ganzen menschlichen Geschlechts, der an dieser dürftigen, aber natürlichen und mächtigen Zeichen- und Bildersprache so viel Jahrhunderte gehangen. Wie schwer, und was es für ein spätes Kunststück gewesen, willkürliche Zeichen, willkürliche Sprachlaute zu erfinden, den Hauch, den unsichtbaren Hauch des Mundes zu fesseln und sichtbar zu machen, die innere, gliederlose Geburt des Engels, der menschlichen Seele, auf einmal Auswärtigen, Abwesenden, einer Menge Volks zu gestalten, ihre Götterstimme tönen zu lassen dem Auge!

Man wird von alle diesem, dem Ursprunge der Schrift, ihren ersten Versuchen, und wie es vor diesen ersten Versuchen gewesen, auch noch überall unter den Wilden sei, gnug gelesen und gehört haben — noch wenig recht Philosophisches, glaub' ich — echt Historisches noch minder — zerstückte Nachrichten, Fragen und

Mutmaßen über die Hieroglyphen, älteste Bilderschrift u. s. w. desto mehr; aber gnug, man hat's doch gelesen, und ich werde des Ekels überhoben, zu wiederholen.

Hätte man nun, wenn man das alles gelesen, nicht große Lust, eine würklich echte, alte Hieroglyphe zu sehen? erklären zu hören? so erklären zu hören, daß keine Kircherschen[1] Träume und Warburtonschen[2] Hypothesen mehr nötig wären? es denn an ihr zu bemerken, wie der menschliche Verstand oder wie's dem menschlichen Verstande am leichtsten gefunden worden, zu symbolisieren? wie er sich an dem schweren Geschäfte geübt, Begriffe, Namen, Unterweisung, die unsichtbare Seele zu malen und zu gestalten? wie ihm etwa davon das erste Urbild worden, von dem man sich weiter versucht, an und nach welchem sich allmählich die ganze Schrift und Symbolik der Menschen, also so viel Erfindungen, Künste und Wissenschaften gebildet? — hätte man nicht dazu Lust? wäre das nicht Entdeckung?

Und wenn sie entdeckt, natürlich gemacht, aus dem ganzen Altertum bewiesen würde — welche Entdeckung! welche Welt von Fragen, Zweifeln, Vermutungen, Leugnungen, Spöttereien, Lästerungen und Lügen damit auf einmal versenkt! Eine neue Pforte des Altertums, des fernesten Heiligtums eröffnet! in die ersten wichtigsten, angenehmsten Lernzeiten des zarten kindlichen Menschenverstandes Fackel getragen! einer neuen Philosophie über die kostbarsten Erfindungen der menschlichen Seele, Schrift und Sprache, Vorstellungs- und Bezeichnungsvermögen, der Grund gelegt, wo das Gebäude wohin reichen könnte?

Ja endlich, wenn die erste Entdeckung und Unterweisung von Gott käme, wenn sie dem ersten, heiligsten Orakel nicht untergeschoben, sondern eingewebt, wenn sie in nichts als im Bau

[1] Des Jesuiten Athanasius Kircher (1601—80) „Oedipus Aegyptiacus" (Rom 1652—55), worin die Hieroglyphen mystisch gedeutet werden, hat Herder in Straßburg zum Teil ausgezogen. — [2] Von Warburton (vgl. S. 26, Anm. 2) sagt Herder schon 1765 (SWS, Bd. 1, S. 22): „Ohne daß wir uns mit Warburton über die Orphischen und Eleusinischen Geheimnisse, über . . . Hieroglyphen den Kopf zerbrechen wollen", und: „Warburton hat dieser Untersuchung viel Raum gegeben in seiner ‚Göttlichen Sendung Moses'".

Himmels und der Erde selbst gegründet wäre — und nun hätte um sie und an ihr sich alle menschliche Schrift und Symbolik gebildet, die ältesten, wichtigsten Künste und Wissenschaften der menschlichen Gesellschaft, Naturlehre und Zeitrechnung, Astronomie, und was man Philosophie nannte, gingen von ihr aus; Religion und Gotteswürkung stützte, hübe, trüge das alles — und das alles könnte augenscheinlich gemacht, aus der Geschichte des ganzen Altertums, sieben Völkern[1] des ganzen Menschengeschlechts bewiesen werden, also bewiesen werden, daß ohne dies keine Geschichte, selbst keine Fabel, Tradition, Wahrscheinlichkeit, Vermutung mehr bliebe, alles Nacht und Chaos; mit ihr, mit dieser Entdeckung aber Licht und Sonnenglanz würde — welche Entdeckung! für Geschichte der Menschheit, für Geschichte aller Wissenschaften, für Religion — welche Entdeckung! Was müßte da für ein sinnloser, lächerlicher Geschöpf in der Welt bleiben als der Religionsleugner? Er leugnete nicht mehr Religion, sondern offenbarste Geschichte aller Welt!

Mit Einfalt und Gottesverehrung lege ich sie zu den Füßen des Altars vorm Antlitz der frühesten Morgenröte nieder.

Einfältig und kindlich. Sieben Abteilungen im Ganzen, Tage: jedem Tage sein, ein Bild! Schluß der Tage eine Kadenz — „So ward Abend! so ward Morgen!" — selbst wo noch kein Abend und Morgen sein konnte: also ein Sieben! ein Heptaëmeron! dafür's jedermann gehalten.

Zwischen den Sieben keine Zusammenordnung? Offenbar und nach der simpeln Parallele „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde!" — wie wir gesehen, die ewige herrschende Parallele des Orients.

Am zweiten Tage Himmel! am dritten Erde! Das ist's,

---

[1] In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", Teil 2, teilt Herder die Menschheit in folgende sieben Gruppen: 1. Nordpolvölker, 2. Mongolen, 3. Tataren, 4. schöngebildete Völker im südlichen und südwestlichen Asien, im nördlichen Afrika und in Europa, 5. Neger, 6. Polynesier und 7. Indianer.

worüber man sich eben so oft geärgert. Jener heißt Höhe! Diese Boden! Die Parallele ist offenbar.

Und beide werden — aus Wasser! Aus dem Wasser des ersten Tages. Der also als Ursprung voran, die Parallele gegeneinander.

I.

II. III.

Wasser, Licht

Himmel — Erde.

Und nun kommt das Vierte. Offenbar auf alle Vergangne in Beziehung: Lichter am Himmel, für die Erde, indes seinem Ursprunge nach aus dem Ersten. Also ihm entgegen, wie ein Lichtpalast, in die Mitte:

Licht

Himmel Erde

Sonne.

Und nun läuft die Vergleichung wie die Tagwerke. Der Himmel ward aus Wasser und in Wasser, also Wasser- und Himmelsgeschöpfe am vierten Tage zusammen; Landtiere ihnen gegenüber, wie Himmel und Erde, Land und Meer in Namen und Parallelen entgegenstand. Siebenter Tag, Sabbat, beschließt und macht also die dritte, große Mitte. Die Symbole ist fertig:

I.

Licht

II. III.

Himmelhöhe Erdniedre

IV.

Lichter

V. VI.

Wasser / Luft } Himmels- Erdgeschöpfe

VII.

Sabbat.

Nun fülle und bilde man das mit Bildern, Sachen statt Buchstaben — Abriß der ersten Hieroglyphe!

Dahin ist nun alles mit Namen geprägt und symmetrisieret; auch die ganze Weltentstehung dahin gerichtet.

Das alte Erdmeer die Basis zu allem; darauf erscheint Licht. Aus Wasser wird Himmel. Aus Wasser wird Erde. Zwei und Drei sich also nicht bloß entsprechend, sondern auch nur Folgen und Entwickelungen des Ersten.

Aus dem Lichte werden Lichter, Wasser- und Erdetiere gegeneinander belebt und gesegnet, dem Wasserhimmel des zweiten Tagwerks stehen seine Geschöpfe am fünften, der Erde des dritten ihre Geschöpfe des sechsten kollateral. Die drei mittlern, die großen, Licht, Sonne, Sabbat, haben offenbar ihre Beziehungen aufeinander. Licht auf alle! Sonne auf alle! Sabbat auf alle! — man kann sich nicht mehr Linien, Beziehungen und Proportionen denken, als hier — wie leicht! — erscheinen, und siehe, es wird die spielendste, vollkommenste Figur aus sechs Triangeln, wo sich alles aufeinander bezieht — jenes in allen Magien und Allegorien so berühmte Sechseck[1]!

Auch wird man sich nun der Verteilung in das doppelte große Drei der sechs Tagwerke erinnern: das erste leblos, stille. Himmel und Erde wird unter der Morgenröte die Natur in Ruhe und nur durch die stille Pflanzenbevölkerung zuletzt geschlossen und besegnet. Das zweite unter dem Angesicht der Sonne, die ganze Natur in Bewegung, voll Tumult, Leben und Segen, bis wieder der größte Segen mit dem Ratschluß Gottes über den Menschen schließt. Man gehe das so simple Stück, wo jedes, Bild und Name, so eilt, zur Parallele und zum Ganzen hinweist, durch, laufe meine vorige weitläuftigere Erläuterung der morgenländischen Naturbegriffe durch — ich habe nichts mehr zu sagen.

Und wo bleiben jetzt die Spöttereien über die Mißproportionen der Tagwerke? was ist nicht überlegte Proportion im Stücke? kann eine vollere, zusammenstimmendere Leier erdacht werden?

[1] Vgl. S. 6.

Und was sind nun die zerstückten Verse unsres Bibeltexts? die Nummern unsrer Dogmatiken? die Paragraphen und Bücher unsrer Weltweisen darüber? Und endlich die schönen Leberreime[1], damit man den Kindern das kindlichste Bild zerflickt und zerstückt:

„Am ersten Schöpfungstag sprach Gott: ‚Es werde Licht'!
Am andern ward der Bau des Himmels zugericht."[2]

Wie anders wußte der Urheber für Kinder faßlich zu werden und ihnen Schöpfung Himmels und der Erde, siebenfachvollen Unterricht zur gleichartigsten Spielfigur zu bilden!

Und nun die armseligen Rettungen aus der Physik, Kammern des Rats Gottes, optischen und anthropopathischen Taschenspielereien? Ein kleines Zifferblatt für Menschen; wie anders mag die große Uhr sein mit all ihren Rädern und Gewichten, die jenes treibt — welcher Narr kann von jenem auf diese schließen?

Ist's nun unrecht gewesen, wenn ich gleich anfangs den gewöhnlichen Physik- und Metaphysikunfug mit solcher Macht bestürmte? Eine Bibel, die allen bisherigen Notenkram voriger Jahrtausende mit eins wegwürfe, nur die Tagwerke in Proportion und Parallele als Bild gegeneinander gäbe, simpel allein die Bilder erläuterte, auf die Namenspiele aufmerksam machte, aber dafür alles in seine Zeit, Natur, Absicht, siebenfach innere Stärke zurückführte, wovon wir kein Wort bisher gewußt haben — das Wort Gottes finge alsdann auch an mit Licht und Kraft wie die Weltschöpfung! Orakel Gottes für den besten, größten Teil der Menschheit, Kinder und Volk! Wie wird's ihnen zu Herzen gehen! Aug' und Seele füllen! wie leicht, wie spielend!

Alsdenn lassen wir gern die Spötter spotten, die Physiker

---

[1] Eine gewisse Art vierzeiliger deutscher Sinngedichte, die ursprünglich über eine Hechtleber gesprochen wurden und anfingen: „Die Leber ist vom Hecht." Ihre Blütezeit war das 17. Jahrhundert (Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", Bd. 3, S. 407, Leipzig 1873); SWS, Bd. 6, S. 307 nennt sie Herder Knüttelreime. — [2] Von Johann Hübner (1668—1731; vgl. Bd. 1, S. 93, Anm. 3), dem Verfasser eines „Poetischen Handbuches" (Leipzig 1696 u. ö.).

und Metaphysiker träumen! Wir gehn, wie Sokrates, von jetzt an durch ihren unermeßlichen Jahrmarkt: „wie viel können wir entbehren!“[1]

Aber wozu diese Hieroglyphe? was für Nutzen hat sie den Menschen gebracht? Bloßes Gedächtnis und Namensspiel?

Auch das wäre schon viel; und wer erinnerte sich nicht hiebei alter Gedächtnisbilder, die so auf alle Weise mit Nägeln ins Gemüt geheftet und durcharbeitet sind? Wer könnte, wenn er dies einmal innehat, es je vergessen? Alles erinnert ihn, Name und That, Bild und Sache, Himmel und Erde!

Und wenn er's täglich unter Händen hat? an diesem Gedächtnisbilde etwa gar Tage zählen lernt? — und siehe da, schon ein großer Gebrauch und Nutze!

I. Was für eine schwere Sache mit der Zeitrechnung! immer eine Schlange mit dem Schwanz im Munde! Welch ein feiner Begriff die Zahl! eine Zahlenreihe! Erfahrung, Betrachtung, Rücksicht, Gedächtnis, Anerinnerung, Vergleichung, Ruhe, Ordnung der Gedanken, der Gesellschaft und des Lebens muß da sein, ehe man zählen lernt; Tage, Monate, Jahre müssen sich also so viel ins Meer der Vergessenheit gestürzt, Sonnen und Monden unberechnet untergegangen sein, wenn Zeitzahl werden soll! So viel Völker des Erdbodens, in andern Stücken schon weitgekommen, sind im Tagezählen, Zahlen- und Größenreihen noch so zurück — über die Thaten ihrer Vorfahren lebhaft vergewissert, über ihre Jahrreihen in Mangel, in Verlegenheit, in Widersprüchen, in offenbaren Fabel-Äonen und Märchen, die kein Ende haben — wo man zur besten Berichtigung bloß ihr Sprüchwort anzuwenden hätte „wie Stern am Himmel! wie Sand am Meer! wie Haare auf dem Haupte!“ Nichts ist natürlicher! Zu allem, was Kalkül ist, gehört schon so viel Ruhe, Muße, Be-

---

[1] Nach Diogenes von Laërte (um 300 n. Chr.) sagte Sokrates oft, wenn er auf dem Markte die Menge des Feilgebotenen sah: „Für wieviel davon hab' ich kein Bedürfnis!“

sinnung, Fleiß, Bildung — Zeitrechnung menschlich zu rechnen, ist gewiß selbst nur ein sehr spätes, im Schnee der Jahre erzeugtes Kind der Zeit.

Menschlich zu rechnen, hätten also die Menschen natürlich keine Zeitrechnung. Da mußte schon so viel vorhergehen, ehe sie nur rechnen und Zeit bemerken konnten, also ein väterlicher Beistand des Schöpfers; oder sehet ihr nicht, unermeßliche Chronologisten, wie ihr auf einem Sandhaufen zählet und wühlet, der keinen Grund hat?

Aber wie nun die Zeit am leichtesten zählen lernen? Was hat man nicht auch hierüber für unvorgreifliche Mutmaßungen, Ratgebungen, Märchen, Träume! Und was auf jeden der Träume für Mühe chronologischer Stimmungen und Entdeckungen gebaut! — Statt aller Träume ins Mögliche hinein, wo man über Fakta ja nie auf den Grund kommt! — seht hier Faktum selbst in der ältesten Urkunde väterlicher Unterweisung: „Nach Abend und Morgen zähle Tag! nach sechs Tagen ruhe! da hat Gott geruhet!" Mit einmal Einfalt, Ordnung, ewige Gewißheit!

Welche natürlichere Berechnung als „Sonne geht auf und unter! Tag eins! zwei — sieben!" ein Kind kann sie fassen; ein Kind muß sie durch die große Schöpfungrevolution fast mit Augen merken!

Welche leichtere Berechnung als bis sieben? So weit kann auch ein Kind kommen! das zählen und anzeichnen lernen! Die dummsten Völker kamen bis zehn.

Welche spielendere Anzeichnung nun als mit jener Bildergestalt? Die Sieben, die vieleckichte Figur! Das Bild wird nur gedreht, bezeichnet, und es ist Kalender der Woche.

Und welche sichere Verewigung nun als „Sieben ist Fest! ist Sabbat!" Da ist Zeit, daß, wie und wo es auch sei, der große Strich einer Woche zu den vorigen Wochen gemacht werde, und wahrscheinlich wird dies im Heiligtum geschehen! Auch kann der Gebrauch dieser Symbole nun nie vergessen oder unterbrochen oder unterdrückt werden — Religion und alles ist dar-

auf gebauet! durch ein Fest unterstützt! — der siebente Tag ist heilig!

Wenn man nun entgegensetzt, wie außer dieser jede Art der Berechnung, die man sich denken könnte, unzählige Schwierigkeiten habe, wie viel dazu gehöre, zum Monat hinaufzuzählen oder zum Jahr, wie wandelbar beides, wie unendlich schwer zu bemerken; daß wir ja selbst jetzt, da die Welt fast sechstausend Jahr' alt und die Astronomie Jahrhunderte durch auf dem höchsten Gipfel ist, keine genaue Bestimmung des Jahrs haben; wenn man offenbar gesehen, daß eine väterliche Beihülfe dazu habe kommen müssen, wenn wir All mit All Zeitrechnung der Welt haben wollen: wer wird nun nicht die gelobte Lieblingsphilosophie unsers Jahrhunderts, nach der die Menschen Jahrhunderte hindurch zahl- und sinnlos in Wäldern umhergelaufen und denn endlich, nachdem sie sich einmal auf Zwei aufgerichtet und vielleicht jahrhundertelang noch an Zahl und Zeit buchstabierten — irrten — besser buchstabierten — endlich eine Tafel Trug-Äonen fertig hatten — wer wird's nicht anspeien und hier vor dieser so simpeln, notwendigen, augenscheinlichen Entdeckung den Vater des Menschengeschlechts anbeten, der sogleich, da er seinen Liebling schuf, ihn selbst lehrte, „seine Tage zählen", und ihm mit Himmel und Erde, mit Religion und Sprache, Woche und Sabbat zu einer so simpeln Zeit- und Zahlfigur zu Hülfe zu kommen würdigte?

Wie sind seine Lehren so leicht und süß![1]
Väterlich hat er die Menschen gelehret, was sie wissen.[2]

II. Nun diese Bilderfigur symbolisch betrachtet: Bilder, die, auf welche Art es auch sei, Zeichen von Sachen vorstellen sollten — siehe da den großen Beitrag Gottes zur Schrift und Sprache! Erstes Muster und Vorbild!

Es ist schon gesagt, wie schwer es sei, Worte in Schrift,

[1] Vgl. Psalm 19, V. 9 ff. — [2] Vgl. Psalm 94, V. 10.

Bilder in Zeichen, Töne in Züge zu verwandeln. Die Späte der Entdeckung, die verfeinte Operation so vieler Seelenkräfte dabei, der seltne Zusammenfluß von Umständen, durch den sie allein werden konnte, ist von andern gnug gezeigt. — Auch zeigt das Beispiel aller Wilden wie jede Analogie aus den Kräften der menschlichen Seele, der Anfang der Buchstabenschrift habe nicht anders als durch Bilder, Runen, Hieroglyphen sein können. Es war ohne Zweifel leichter, die Sache selbst abzubilden und abbilden zu wollen als etwa den zehnten Teil vom Hauche, vom willkürlich zerstückten und willkürlichen Schalle des Mundes.

Aber auch nun Bild als Bild zu zeichnen — welche Kunst! wie kam der Mensch auf den Gedanken? wann? wie versuchte er's? bei welchen Bildern zuerst? Wie gelang's? wie ward's erhalten? Was hat man nicht über alle dies ins Mögliche hin geträumet!

Und doch hängt so ein großer Teil der menschlichen Bildung vom Bilden, von Schrift (wie sie auch sei) ab! Sie ist dem Menschen schon frühe so nötig! Und wie gern malet, zeichnet das Kind! So gern, als es zählet.

Wäre also der Mensch frühe darauf gekommen? Könnte man's wissen, wie er darauf gekommen wäre? — Siehe da, der erste Schriftversuch Gottes mit dem Menschen diese Hieroglyphe! Hier einige simple Naturbilder gewählt, ganz, wie sie sind! so ins Auge fallend! dem Auge unterschieden und abzeichnend gestellet! und so merkwürdig — nichts minder als Schöpfung Himmels und Erden! Wer kann sich etwas Göttlichers und Menschlichers, Leichteres und Vollkommneres, Nötigers und Einleitenders denken? Wer besser wählen, was? wie? wozu? wie am deutlichsten und leicht'sten er's dem Lehrlinge zeige, als wir's hier finden? Da hatte der Mensch an seinem ersten etwelchen Symbol seine ganze Naturlehre, Moral, Religion, Zeitrechnung — vielleicht noch mehr, und hat's wie mit Gottes Finger geschrieben, auf die simpelste Weise.

Setzet statt der Naturbilder abstrakte Dinge — nichts wird einem Kinde schwerer, weil es ihm unnütz und unbegreiflich ist. Setzet Zeichen auf eine verkürzte oder ineinandergeschobne Weise — man weiß, daß nichts das Lernen schwerer macht als das In- und Durcheinander. Setzet etwas, was man allenfalls mit Mühe lernen, aber vergessen, nicht wieder rufen kann — setzet, was ihr wollt, nur dies nicht: unglückliche Versuche! Hier sind die ersten Elemente wie anschaulich, lehrreich, allumfassend! Ihm predigt Himmel und Erde! kann's wiederfinden im Himmel und Erde! Und nochmals gesagt, wie unterschieden! wie abgemessen! Und endlich welch ein Wegweiser in sieben Künste und Wissenschaften: ein ganzes Samenkorn der Menschenweisheit — Lehrer und Pädagogen, wer hat solch ein Lehrbuch erfunden? — und siehe, der Zeichen sind nur sieben!

Mit ihnen kombiniert die menschliche Sprache — welch neuer Schlüssel zum ganzen Labyrinthgebäude ihrer Philosophie, Kritik und Geschichte! —

Mensch, als eigner Erfinder der Sprache — der Philosoph mag untersuchen, wie und wie tief er will, so macht er nur aus, daß er erfinden könne, Vermögen, nächste Möglichkeit und Anlage dazu habe — mehr wird er auch nie ausmachen wollen*, da die Philosophie immer nur innere Möglichkeit behandelt und sich mit Würklichkeit, dem Beweise des Daseins (eine so andre Sache!), nicht abgibt. Aber wenn uns eben daran nur gelegen wäre! wie lange war's denn, bis euer versuchende Lehrmensch Sprache hatte? Wie lang' war er ohne? wie lang' vielleicht seine Versuche nur noch so dürftige Armseligkeiten, nicht der Rede wert? Endlich, wenn sein ganzer Sprachschatz nur Besinnung war —

* Herders Preisschrift vom Ursprunge der Sprache. Wir haben Nachricht, daß ein zweiter Teil folgen solle, der Bestimmungen, Einschränkung und Anwendung des ersten Teils enthalte.[1]

[1] Der in Herderscher Weise eingekleidete Widerruf der in der Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache" von 1771 vorgetragenen Ansicht vom menschlichen Ursprung der Sprache, den Herder Hamann versprochen hatte. Vgl. Herders Anmerkung, S. 44, und Bd. 1, S. 27*.

die kalte, unwürksame Kraft! Fehler, Lücke der Natur, wie ihr's selbst nennet — was konnte daraus kommen? Welch kleines Wölkchen nicht diesen hellen Fleck lang und ewig verdämmern? Und war er nicht dadurch, daß keine Kraft war, die weckte und stieß, gnug verdämmert? — Sehet also den ewigen Zirkel im Schließen! und wenn ihr mehr wollet, das klägliche Beispiel aller Taub- und Stummgebornen!*

Mußt's also sein, daß eine fremde Kraft diese Besinnung, die nichts als Vermögen, d. i. Rezeptivität, war, weckte, oder sie wäre ewig schlafend, dämmernd, tot blieben — da von der Sprache nun aller Gebrauch der Vernunft und aller Unterscheidungscharakter der Menschheit, wie ihr selbst bewiesen habt, abhängt — Mensch also nur durch Sprache das Geschöpf Gottes sein konnte, was er sein sollte: — wird und muß ihn nicht diese weckende Kraft vom ersten Augenblicke des Daseins belebt, geleitet, geführt haben? Und wie geführt? von innen? von außen? mystisch? physisch? Welche Unterscheidungen! Ganz! göttlich und menschlich! nach Kräften von innen und Bedürfnissen von außen — also allwaltender Unterricht Gottes für sein Bild, den Liebling seines Herzens! seine sichtbare Ähnlichkeit in der Natur! Sprachlehre! Wovon konnte sie handeln als — von allem, wozu dieses Götterbild bestimmt war? Gottes Bild zu sein, und er mußte den Gott kennen, wie er sich offenbaret! Also die Natur kennen von Himmel zu Erde, von Erde zu Himmel! Sollte herrschen und walten — also alle sein Reich kennen von Himmel zu Erde. Religion und Naturlehre ward seine erste Sprache.

* Das Beispiel aber, was Sack[1] („Verteidigter Glaube der Christen") anführt von einem Taub- und Stummgebornen, der aufs grausamste Menschen geschlachtet und mit kalter Unwissenheit in den Eingeweiden gewühlt, ist mir unerklärlich, wenn nicht auf eine oder andre Art Verrückung und, was oft die Folge der Stupidität ist, kalte Bosheit dazugekommen wäre.

[1] August Friedrich Wilhelm Sack (1703—86), ein ernster, selbst von Friedrich dem Großen hochgeachteter reformierter Theolog, der in seinem „Verteidigten Glauben der Christen" eine auch für Laien berechnete Darstellung und Verteidigung der Grundwahrheiten des Christentums bot, oft freilich nicht, ohne selbst darüber zu vernünfteln.

Nun sehe man ins Stück, wie diese faßlicher gemacht werden konnte. Keine Abstrakta, lauter gegenwärtige Dinge, lebende ganze Bilder! Sie strahlen ihm von selbst ins Auge, sie liegen ihm von ringsum auf der Seele!

Und in welcher sinnlichen, schönen Ordnung! wer kann sich eine gehendere Methode als den Fortgang der Morgenröte über die ganze Welt hinaus denken?

Und in welcher harmonischen Abteilung! Gott läßt sich selbst hinab, ihm zu winken! von Himmel zu Erde, von Erde zu Himmel!

Und in welcher sanftsteigenden Progression! Erst wenig, simple, große Geschöpfe: sehr deutlich ihm vorgenannt in der frühen Stille des Tages, bis er geübt ist, mehr verwirrtere Geschöpfe zu bezeichnen. Aber auch diese noch nur nach den vorigen Lehrschranken, nicht anders und unterschiedner als ihren größten Reihen und Klassen nach, Himmel und Erde. Zuletzt sieht der Mensch sich, hört über sich den Ratschluß Gottes, aber in welchen, den simpelsten Begriffen und Worten! Meist nur das Wörterbuch der vorigen Tage wiederholt, und siehe! die ganze Schöpfung überzählt und versammlet!

Und mit welchem Maße für seine Sinne! Erst den simpeln Lichtstrahl, und wie sich nun das Gesicht entwickelt, höhere Strecken hinausgeworfen, fliegt von Himmel zu Erde; wie es sich von Tritt zu Tritt immer verdeutlicht und vervielfältiget: mit jeder Stufe wächst auch die Annäherung an den Menschen, die Lebhaftigkeit des Gefühls und die Bedürfnis des Ausdrucks. Licht, Himmel, Erde sind noch so einfach, so entfernt; aber die Kräuter, die Sonne, die Tiere — der Mensch selbst, was ist ihm näher? Wird also fernher geführt, daß ihn das Gefühl nicht übertäube! höret zuerst im Antlitz großer, stiller, bleibender, angenehmer Geschöpfe den Sprachunterricht Gottes, ehe das wimmelnde Heer sein Ohr und Auge stört oder das eigne Interesse ihn hinreißt: — die Sinne des Menschen werden harmonisch zum Konzert einer Sprachenschöpfung angeklungen und gerühret!

Wie leicht endlich die Bilder und Namen selbst, die zusammenklingendsten Wortbilder! Weiß er Wasser, so auch Himmel! Himmel, so Erde! Licht, so auch Lichter! Himmel, so auch Meer- und Luftgeschöpfe! Erde und Erdgeschöpfe! Endlich Mensch, Mann und Weib! Er war selbst ein sich regendes Bild, ein daseindes Wesen; also Bild auch die beste Symbole der einzigen abstrakten Beziehung, die ihm werden mußte: die Summe seines Daseins Bild Gottes! die Summe seiner Pflicht: sich regen! herrschen, walten, wie er überall so simpel durch Sprach' und That den Schöpfer walten fühlte, wie Rege und Wort Gottes ihn durchströmte! — Er selbst ein Bild! fühlte sich selbst regen; welche Kindertöne der abstraktesten Idee in die menschliche Seele!

Herr, unser Herrscher!
wie herrlich schallet allweit dein Name!
dich, den droben über den Himmeln Loblieder singen!
Aus dem Munde des jungen Kindes und Säuglings bereitest du dir eine Macht zu!
Um deiner Feinde willen,
daß dir dafür verstumme dein Widersacher und Feind![1]

Und nun endlich die ganze so reiche, simple, mächtige Natursprache, das ganze Buch Himmels und der Erden, seine Pflicht und Weisheit, sogleich in die Sieben symbolisiert — wer ist, der hier das Wunderding göttlicher Anlage und Erleichterung nicht fühle? So bildete sich Sprache und Schrift zugleich: zwo Schwestern Hand in Hand; oder vielmehr zwo Eins, wie Gedanke und Wort, Wort und Zeichen, Leib und Seele! Dem Gedanken Schall, dem Schalle Bild und Ansicht zu geben, ward nur harmonisches Geschäfte,* die also wechselsweise ineinanderflossen, sich bildeten und halfen. Wenn das Wort zum Himmel ent-

* Man sieht, auf welchen Irrwegen alle die Hypothesen wandeln, die Schrift Jahrtausende nach Sprache erfunden glauben und denn so ungeheuer dichten, raten, Schwierigkeiten finden u. s. w. Sobald eine Zahl angezeichnet wurde, war Schrift da und mußte da sein — und jene mußte, wenn das Menschenvolk nicht Äonen hindurch als Waldaffen leben sollte. Alle Träume

[1] Psalm 8, V. 1—3.

flohn war, konnte er's aus der genetischen Symbole lernen; oder wie konnt's vielmehr entfliehen, da auch die Sprache selbst wie die Ansicht der Geschöpfe sich gleichsam erzeugte und gebar? Wie Himmel aus Wasser, so auch das Wort, Schall und Zeichen. Wie sich Himmel und Erde verhielten, so Wort, Schall und Zeichen, so die Abtrennung der Reiche, die Entstehung der Lichter — das Denkbild war gleichsam die ganze charakteristische, historische, philosophische und poetische Sprache der Schöpfung! Unterpfand des unvergeßlichen Worts Gottes!

Was hieraus nun in der Zukunft für eine Sprache und Symbolik entstehen mußte, kann man leicht denken. Heilige Natursprache poetisch und genetisch! im Anschaun Gottes in der Schöpfung erzeugt, gefühlt, geboren! Reger Naturgeist durchströmte sie! Man kennt die Lobsprüche, die der Ursprache dieses Stücks (wenn wir's in ihr haben?) von einer Seite[1] so übertrieben und ungeschickt zum Teil gegeben; von der andern Seite[2], aus dem bloßen Gefühl späterer europäischer sogenannten philosophischen Sprachen, ebenso ungeschickt angeekelt sind. Die Ursprache der Menschen, welche es auch war, sowie ihre Symbolik ward Mutter und erster Anstoß aller menschlichen Schrift und Sprache. Nun mußten aber gewiß in Adam und Eva Kräfte des ganzen Geschlechts — eingehüllet — liegen; so auch in Schrift und Sprache!

Ebensowenig mag ich mich auf die Musik und Astronomie, die, wie wir hören werden, durch eine uralte Tradition bis eben in diese Zeiten hinaufgeschoben wird, einlassen; manchen Lesern mag ich ohnedem schon zu sehr mystifiert und kabbalisiert haben. Auch nur als Symbole der ersten Religion, Naturkunde, Moral,

---

von Erfindung der Schrift und Sprache nehmen jetzt andern Weg; denn dies ist historisches Faktum! Urkunde! Denkmal![3]

---

[1] Ausfall gegen die Inspirationsgläubigen und vor allem Michaelis; vgl. S. 4. — [2] Gemeint sind die Anhänger der natürlichen oder Vernunftreligion und der philosophisch-physikalischen Bibelausdeutung. — [3] Vgl. S. 41, Anmerkung.

Politik, Zeitrechnung, Schrift und Sprache* — was hat das heilige Sieben für Verdienst ums menschliche Geschlecht? Wo kam's vom Himmel? wo ward's offenbart auf der Erde? Wo ist etwa ein Altar, ein grauer Stein, ein schlechtes[1] Denkmal der ältsten, merkwürdigsten Gottesbegebenheit in der Welt — und ich will dahin wallfahrten! ich will's als Stein Gottes verehren!

VII.

Sabbat.

Mit Ehrfurcht nähern wir uns also dem ersten, großen, mystischen Heiligtume, dem Sabbat.

Also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte;
und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte;
und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn,
darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte.

Vollendung, Ruhe, Segen, Heiligung sind seine simpeln Begriffe.

Ruhn und vollendet haben — gibt's einfältigere und würdigere Ideen des Zwecks, dem der Mensch hienieden in allem nachjagt, der Glückseligkeit, des Genusses, der Wonne? Ruhn und vollendet haben, wie Gott vollendet! Es ist die ewige Losung des menschlichen Geschechts unter hundert Gestalten, Ab-

* Man begreift jetzt, warum die Schöpfung der Welt bei Hebräern, Arabern und allen Morgenländern eins der Wunder sei, die sie auch Gleichnisse, Bilder, geheime Rätsel mit der Deutung, Stiftungen, Geheimnisse nennen: Wortanalogien, die nachher in den Psalmen und Propheten so übertriebne Deutungen veranlasset und hier den ersten Grund haben. Noch in der Sprache des Korans bedeuten sie oft alle eins. Und überhaupt müßte, wenn je ein philosophischer Kopf die wahre Geschichte der orientalischen Dichtkunst, die immer vom Maschal[2] anfängt, unternehmen wollte, er hier allein Archetyp, Grund und Ausgang finden.

[1] Schlichtes. — [2] Hebräisch = Lehrgedicht, Bilderspruch.

weichungen und Irrtümern. „Ich will streben, daß ich genieße! ich will die Welt umziehen, daß ich ruhe! Ich habe überwunden: zeuch den Pfeil aus der Wunde!" Konzert der Glückseligkeit in hunderttausend Stimmen; hier ist sein simpelster Anklang!

Was ist aller Genuß, als Gefühl seiner Kräfte erlangt zu haben? und zu ruhn, daß man mehr vollende? — sonst ist alle Ruhe Tod! — Aber eben, o Mensch, weil du nieden nie völlig ruhest, hast Himmel und Erde nie ganz geschaffen und mußt wieder an die unvollendete Arbeit mit deinem Wünschen, Streben, Walten, neu hinan — siehe! deine Ruhe ist noch nicht Sabbat Gottes! Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. So lasset uns Fleiß thun, einzukommen in die Ruhe, daß unser keiner dahintenbleibe!*[1]

Hier Gottes Bild! aber auf Erden: in einem Zustande der Dürftigkeit unter den Engeln — genieße, Mensch, vollende und ruhe! — allgnugsam sättigen wird dich diese Welt nie.

* * *

Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte — heiliges Dunkel der Urkunde! hier ist Gottes Land! hier ist die Pforte des Himmels! Absonderung dieses Tages von den übrigen — wozu? — zum Müßiggange? — zu einer Erholung fast sterbender, ausgesogner Kräfte? In diesem ersten glücklichen Zustande nicht!

Absonderung des Tages zur Andacht! Was aber Andacht? Zu dem Zustande von Aufhalten und Suspension[2] der Seele, als wenn sie viel erwartete und nicht weiß, was sie erwartet? Zu dem feierlichen Dämmern um religiöse entweder unbegreifliche oder schlechtabgezogne metaphysische Gedanken, worin wir

* Ich glaube, sonach kommt auch die Stelle des Briefes an die Hebräer, ein Verfasser, der unsern Wortschlemmern und Paraphrasten mit seiner Mystik so heillose Arbeit macht, in ein sehr natürliches Licht. Wir hoffen, von den Vorstellungsarten dieses Briefes künftig mehr zu hören und zu lernen.

[1] Vgl. „Ebräer", Kap. 4, V. 1. — [2] Schweben, Spannung.

unser neuestes, feierliches Predigen und Predigthören setzen?* Oder gar zu dem Aufstreben nach plötzlichen, schwärmerischen, verborgnen Gottesgefühlen, etwa wie unser System nach Pagina und Locus[1] sie verzettelt? — Unwürdiger, unnatürlicher, zerstörender Zustand der Menschheit, wie viel thust du insonderheit in der zarten, kindlichen Seele Schaden auf lebenslang! Verdämmert Gott und die ganze Schöpfung, langweilet und verekelt Gebet und Religion, verwüstet die Seele zu einem hohlen Kruge, in dem zeitlebens ein feierliches, vielleicht grauliches Nichts schallet! Wir nennen die Zustände geistlich, spirituell; ob aber etwas ungeistiger, geistverwüstender sein könnte? Opium der Seele, und sie träumt nicht einmal lieblich!

Erster heiliger Sabbat Gottes — welch andre Andacht und Religion! Gott ist in der Natur zu sehen: schaffend, würkend! Nicht in mystischen Gefühlen sich mitteilend — dunkel — traurig — in der ganzen heitern Natur allsegnend! Sprach, und es ward! machte, und es war glücklich! ohn' alle Ringungen und Zwischenkämpfe. Menschheit! kein ödes Predigtwesen metaphysischer Gedanken, unbestimmter Pflichten — Bild Gottes, zu walten[2], welch andrer Religionsgeist webt in dieser Zeit! hier in dem großen Tempel Gottes, Natur, Himmel und Erde! voll freudigmutiger Glückseligkeit regender Geschöpfe! — da ist Gott! da wollen wir

anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn,
der uns gemacht hat;
Er ist der Herr und wir das Volk seiner Hand!
Glückselige Schafe seiner Weide![3]

* Daß es voraus nicht also gewesen, auch nicht immer so sein dörfe und werde, mögen die Predigten Luthers beweisen, der auch in diesem Betracht nicht so zum Muster genommen worden, als er's verdiente. Wir vergnügen uns an schönen sach- und rührungslosen Predigten in Shaftesburys guter Laune[4], mit denen wir eine Vierteilstunde lässig hinabdämmern können.

[1] Seite und Stelle. — [2] D. h. Bild vom Walten Gottes. — [3] Vgl. Psalm 95, V. 6 und 7. — [4] Zielt auf Johann Joachim Spalding (1714—1804), der 1745 zwei Schriften des englischen Deisten Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713), übersetzt hatte: „Die Sittenlehrer" und „Untersuchungen über die Tugend". Vgl. auch Bd. 1, S. 32*.

„Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was drinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erden, wohnet er nicht in Tempeln, mit Händen gemacht; sein wird auch nicht gepfleget von Menschenhänden, als der jemands bedürfte, so er selber jedermann Leben und Odem gibt.[1] Meinest du auch, daß Gott auf Erden wohne? Siehe! der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht versorgen![2] Der Himmel ist sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel!“[3] O wäre die Zeit dieser anschauenden Gottesreligion mit Kind und Volk (und wer hat sonst Religion?) wieder da!

* * *

Indes mußte die Andacht des Menschen täglicher Gottesdienst sein: war sein Werk! sein Wesen! ihm in Herz und Seele eingegraben! — er ja selbst das leibhafte Gottesbild im großen Tempel der Welt, den Gottes Hauch, Ratschluß und Kraft beseelte! — was war also diese Absonderung, Heiligung und Segnung des Siebenten nötig? Es wäre schlecht, wenn mit allem, was ich gezeigt, der Leser hier noch in Wüste wäre: es war Tag der Lehre, des positiven Unterrichts Gottes, an dem alle Bildung und Glückseligkeit der Menschen hing. Ihr Deisten, die ihr Jahrtausende durch von einer bloß natürlichen Religion Gottes, ohne positives Gesetz, ihr Philosophen, die immer ihre Naturoffenbarung, einer andern entgegengesetzt, beschwatzen, betrödeln und beweisen, ihr weisen Politiker endlich, die's nicht gnug auszählen können, was, seitdem positive Religion, das Priestergespinst, Priesterbetrug und Tyrannei in der Welt ist, für Unglück, Unheil und Unfug entstanden — kommt her und seht, daß nie natürliche ohne positive Religion, nie Philosophie und Deismus ohne Offenbarung und Anordnung* in der

* Etablissement.[4]

[1] Vgl. Apostelgeschichte, Kap. 17, V. 24 und 25. — [2] Vgl. 1. Buch der Könige, Kap. 8, V. 27. — [3] Vgl. Jesaias, Kap. 66, V. 1. — [4] Der französische, mehr weltlich gefaßte Ausdruck für die Einrichtung, Ordnung der Welt.

Welt gewesen! Daß alles alt und ursprünglich ist wie Schöpfung des Menschen, Himmels und der Erden!

„Ein Mensch, der sich seinen Gott und Religion erfände" — er muß wohl sein; denn er ist in hundert Modebüchern unsrer Zeit, selbst sehr rechtgläubigen und ja philosophischen, bis zum Ekel genau und lebhaft gemalt!* Aus ihm demonstriert, „daß keine, und von andern, daß ja eine Offenbarung Gottes möglich, nützlich, nötig, notwendig gewesen! Wie weit er wohl ohne Gott käme und wozu ohne ihn gar nicht kommen könne?" — und darüber denn wieder die Meinungen einer und derselben Sekte, Deisten oder deistischer Theologen so geteilt — ohne daß irgend einer sich erkundige, „wo denn dieser Gott und Religion suchende, findende, nicht findende Mensch existiert habe? ob er gar habe existieren können?" u. s. w. Ein Unmündiger, verwaiseter Dahingeworfener! ohne Gott und Mutterbrust im Chaos der Natur umherirrend! verloren! bei jedem Odemzuge mit Stößen, Anfällen, Feinden und Gefahren umgeben! nicht bloß ohne Hülfe und Schutz gegen diese Gefahren, selbst ohne erweckten Gedanken, sich jemals Schutz zu schaffen, zu erfinden! geschweige denn sich einen Gott zu erfinden! geschweige denn mit Gott zu wetteifern, wie weit er ohn' ihn kommen könne! geschweige denn, ihn gar entbehrlich, unnütz, verwirrend und schädlich zu finden! mit vielem Erkenntnis und Religion Gottes ohne Gott in der Welt

* Ich führe keine an, eben weil ich zu viel und berühmte und nützliche anführen müßte. Es ist schon ganz gewöhnliche Voraussetzung geworden, den Menschen aus einem sogenannten Naturzustande, den jeder nach seinem Temperament bildet und malet, wo immer aber der Mensch schon ein sehr wohlbehagliches, vernünftiges Geschöpf ist, hinauszudemonstrieren — wohin man denn nur will und mag. Dies πρωτον ψευδος[1], was unser berühmte philosophische Geist eingeführt hat, und was schon an sich so widersprechend zerfällt, als es von allen historischen Beweisen entblößt ist, liegt den meisten unsrer selbst Beweisschriften der Offenbarung zum Grunde — und ich beklag's würklich, daß auch die neuste, die in dem insonderheit, was sie verspricht, würklich interessant scheint werden zu wollen, nichts minder als von diesem Hirngespinste frei ist.

[1] „Erste Lüge", Grundirrtum.

zu leben — Philosophen, Deisten! deistische Theologen, die ihnen auf eben solchem Ungrunde phantastischer Ideen und Hirngespinste widersprechen, deklamieren, beweisen — woher? wohin und wozu? Ist's nicht, als ob der Schöpfer sich an der Herrlichkeit des Menschenverstandes — „dies nicht geachtet, daß sie ihn erkenneten!" — räche? „Die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lüge und haben geehret und gedient dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer"[1], taumeln sich[2] im ewigen Zirkel von Schlüssen, Widersprüchen und Deklamationen um Loths Thür[3], ohne zuletzt zu wissen, was und wen sie suchen.

War der Mensch das Geschöpf Gottes und nicht, wie die neuern Philosophen aus einem wahrscheinlichen Fall gegen Millionen Millionen andre en pleine Academie vermuten,* ein Zufall des Zufalls?[4] ein Kotwerk des bildenden Nils[5], ärger als Pharaons Frösche und Mäuse[6]? ein zusammengetriebner Staubhügel aus den Abgründen des Nichts? des Chaos? und des großen Gottes, Schicksals? — war er, wie's ein unsinniges Vieh leugnen muß, mit allen seinen Kräften von innen und seiner Gottesbildung von außen ein Geschöpf höchster Vaterliebe, Allmacht und Weisheit? — Schwätzer des Unsinns, da steht ihr nun mit Sinn und Verstande stille? Das Händewerk göttlicher Kräfte, Liebe und Absicht bleibt wie ein Kotklumpe liegen! oder wird, wenn sich's aufraffen kann, als hingegebnes Menschenvieh in

* Maupertuis.

[1] Vgl. Römer, Kap. 1, V. 25. — [2] D. h. tummeln sich. Ähnlich sagt Münchhausen: „Beide taumelten sich über den Haufen", und umgekehrt Heinrich Voß: tummelig = taumelnd. Das Schwanken zwischen den beiden gleichmäßig auf mittelhochdeutschem tümeln beruhenden Formen ist besonders niederdeutsch. — [3] Vgl. 1. Mosis, Kap. 19, V. 6—11. — [4] Wohl mit Beziehung auf Pierre Louis Moreau de Maupertuis' (1698—1759) Theorie der Wahrscheinlichkeit, die er in einer 1746 in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung auf den Grundsatz vom „kleinsten Kraftaufwande" gründete. Seine Gedanken über die Weltschöpfung entwickelte er in dem von Herder auch sonst angeführten „Essai de cosmologie" (Dresden 1752). — [5] Ovid erzählt in seinen „Verwandlungen", Buch 1, V. 423, daß die Pflüger nach dem Zurücktreten des Nils in seinem Schlamme halbfertige und werdende Tiere fänden. Vgl. Bd. 1, S. 80, Anm. 1, und S. 81, Anm. 2. — [6] Vgl. 2. Mosis, Kap. 8.

die wüste, wilde Welt gestoßen! Mit sehenden Augen nicht sehend, mit hörenden Ohren nicht hörend! kann sich einen, viele, Millionen Götter suchen, wenn's will, und sich keinen suchen, wenn's nicht will, kann oder mag — was weiß ich? — soll erst Jahrtausende durch alle Abgründe von Furcht, Schrecken, Aberglauben, hirnlosen Geisterdichtungen, in dem, was ihn entsetzt, was er nicht begreift, hindurchirren? seine Religion, wie ihr so vortrefflich ihre natürliche Geschichte beschrieben und zugegeben*, erst Jahrtausende die garstigste Mischung von Sklavenfurcht und Dummheit und kriechender Schmeichelei sein müssen, ehe sie Zeit hat, euer feine Deisums zu werden, zu dem noch ja kaum das menschliche Geschlecht gereift ist, über den euch noch immer Kind und Volk, der edelste Teil der Menschheit, anstarret und verspottet und dem höchsten Schaum der menschlichen Vernunft, den Voltaires und Humes, ihre späte destillierte Religion gönnet? Schöpfungskraft, Liebe und Weisheit, stand sie bei dem Augenblicke still, da das Werkzeug gemacht und hingeworfen war? oder fing sich nicht eben jetzt erst der ganze Gottesgebrauch dieses Werkzeugs, das große Drama, zu dem Himmel und Erde nur als Schauplatz geschaffen, ausgeziert waren, an? Und wenn das, wie war das Spiel als ebenso göttlich und menschlich, physisch und verborgen als die ganze Schöpfung? Gott so edle Kräfte schaffend, und diese edlen Kräfte sogleich aufweckend! der Mensch sein Bild, also auch gleich das Urbild sich in ihm wie durch ihn abspiegelnd! ihm durch die ganze Natur offenbart, und diese ganze Offenbarung (ihm sonst ein versiegeltes Buch! ein

* Hume: Herr J. D. Michaelis hat diese schöne Hypothese philosophi Humii[1] selbst in einer Dogmatik kanonisiert. (S. J. D. Michaelis' Compendium Theologiae dogmaticae c. 3, p. 43.)

[1] David Hume (1711—76) wurde durch seine Schriften: „Essays moral, political and literary" (Lond. 1741), „Enquiry concerning the principles of morals" (Lond. 1751) und „Natural history of religion" (Lond. 1755), eine Hauptstütze der deutschen Aufklärer. — Der berühmte Göttinger Theolog Johann David Michaelis (1717—91) steht noch heute in dem Rufe, als Vertreter einer gemäßigten Orthodoxie und Anbahner einer geschichtlichen Bibelauslegung der Aufklärung entgegengekommen zu sein. Sein „Compendium" erschien 1769 in Göttingen.

dunkler Spiegel! ein Rätsel!) durch eignen Unterricht und Lehre aufschließend! — natürliche Religion in und durch Offenbarung! Positive An- und Unterweisung durch den ganzen Bau der Welt und des Menschen! Erste Philosophie, Weisheit und Kunst des Menschen durch nichts als ein Fest, wo Gott selbst Priester war — seht da die wahre historische Auflösung des ewigverwirreten, dreifachverschlungenen und wie an einer Kinderklapper und Knabenmühle so lang' umhergetriebnen gordischen Knotens!

Sehet euch jetzt mit all eurer Philosophie, Tugendlehre und Naturweisheit — noch immer ohne Gott in der Welt! Der Begriff und Beweis Gottes nichts als ein Werk so feiner Versuche, Abstraktionen und Spekulationen! mit Mühe herausbuchstabiert! und doch voll solcher Zweifel, Anstöße, Unbegreiflichkeiten! harter, rauher, unaussprechlicher Lettern! Mit so vielem Gewirr und Schulkram umfangen! auf einem so dunkeln, unleserlichen Blatte geschrieben! Ganz ohne Anschauung und Gebrauch und Gefühl des Lebens! Einer eurer beredtesten und tiefsinnigsten Köpfe wird sagen*: „Immer ohne Gott in der Welt!"

Heil ihm! so ließ Gott den Menschen, sein erstes, liebstes, eingebornes Kind, nicht! das Bild seines Wesens, den Abglanz desselben für die ganze Welt! Die Sabbatdämmerung seiner Schöpfungsstunde war schon seine seligste Lernstunde vorm Munde und Antlitz Gottes! Gott lehrte ihn Religion — und wer kann sich etwas Leichters, Schöners, Fruchtbarers, Göttlichers denken als die positive Religion, die in diesem schwangern Samenkorne lag?

* Pascal. Es ist für mich würklich eine Sonderbarkeit des Schicksals, daß das Werk dieses Mannes für die Religion[1] so auf uns habe kommen müssen. Es wäre ohne Zweifel das Vortrefflichste oder Bisarreste seiner Art oder wahrscheinlich beides zugleich geworden.

[1] Die „Pensées" Blaise Pascals (1623—62), des Verfassers der „Lettres Provinciales", dieser berühmten Satire besonders auf die unlauteren Diener der Kirche, sind abgerissene und noch ungeordnet hinterlassene Fragmente zu einem Werke über die Religion, worin das Christentum gegen Atheisten, Freigläubige und Juden verteidigt werden sollte. Herders Bemerkung richtet sich besonders gegen Voltaires Verspottung dieser Fragmente.

Die Philosophen der Naturreligion! Natur soll ihre erste, einzige, schönste, vollkommenste, zureichendste Religion sein; sie ist's! aber gegen sie selbst, in wie anderm Verstande! Könnet ihr euch eine edlere, schönere, vollkommenere gedenken, als die in diesem Stücke webt und lebet — so nicht das mindeste von Aberglauben und Abgötterei! überall allein der unsichtbare, durchfließende, väterlich würkende Gott, eben wie es euer Deismus, Naturalismus und Pantheisums mit lauter Mißbräuchen und Wortspielen glaubt erfunden zu haben — und sehet! die reinere, so abgezogne, lautre physische Naturreligion, die Grundfeste der unsichtbaren Kraft und Gottheit gegen Abgötterei und Aberglauben, solange die Menschen ihr treu blieben — die erfand, lehrte, predigte, stiftete Gott! Hier in historischem genetischen Beweise.

„Naturgesetze wollet ihr, und das die einzige Moral des Menschen!" Wohl! aber welches sind sie? von wem gegeben? wann angenommen? bekannt gemacht? und von wem gebraucht? von wem autorisieret? — Sehet ihr nicht, daß alle auf Ungründe beruhen[1]? mit Hirngespinsten, Zweifeleien und Mutmaßungen befangen? Die am herrlichsten bewiesenen und anerkannten am schnödesten übertreten, mißgefühlt und mißbraucht! die klügsten Völker und Philosophen am meisten hingegeben, zu thun, was nicht taugt — alles, so wie es ist, System ohne Anfang und Ende! — Was für ein elendes Menschenrecht, wenn's nach vier, fünf, sechs Jahrtausenden der Welt erst von eurer Erfindung, Gutdünken, Belieben und beliebender Anwendung abhinge? Blasses, scheußliches, unflätiges Ungeheuer auf eurem Naturrechtthrone; das Haupt eine bloße Spekulationsmaske, Hände, Füße, Herz und alle seine Glieder Kröten und Schlangen! Tummelt euch nun, wie ihr wollt, unter Völkern, Weisen, Heiden und Affen umher, um Gesetze und Naturrechte des menschlichen Geschlechts zu finden — sehet ihr nicht, daß ihr nichts als Wahn finden könnet? Guten und bösen Wahn, Idole, Gewohnheiten,

[1] In gleicher Weise verbindet Herder auch mit „fußen auf" den vierten Fall.

Gebräuche, Tugenden und Laster; aber wenn die nicht von etwas herkommen und herrühren, drauf, wie auf positiven Pfeiler und Anker, gegründet sind — Wirbel und Strudel! Chaos und Charybdis!

Gott sein Kind zu Raub und Beute alles Irrtums und Ungerechtigkeit, Lasters und Truges gemacht haben, bis es sich einst in der Grundsuppe der Tage — wenn? — wo? — mit welcher Autorität? — in welcher Anwendung? — sein Naturrecht erfände — o wie ich hier die älteste, ewigste, teuerste Urkunde liebe! Könnt ihr Weisen und Naturlehrer, Ethiker und Politiker die Würde des menschlichen Geschlechts, seine wahre allweiteste und unwidersprechendste Bestimmung, seine Verrechnung auf die einfachsten, natürlichsten Beziehungen, Mann, Weib, Kinder und Nachwelt, Tiere und Kräuter, erhabner, edler, gewisser ausführen als hier in drei oder vier Worten? Bild Gottes! Zwei nur eins! Sich ausbreiten, fortpflanzen, herrschen, walten — ihr Grotius, Pufendorfe und Barbeyracs[1] — was sagt ihr mehr? und mit welcher Verwirrung von Schlamm und Glossen! und am Ende doch nur Mutmaßung, Spekulation ohne Verbindlichkeit — die nachher jedem Vieh, Unmensch, Atheisten und Tyrannen selbst freimächtig überlassen werden muß, wenn er — nicht glaubt oder glauben will! Hier alles höchste Belehrung und zugleich Belehnung! Unterricht und positive Pflicht! Alles Naturrecht nur durch Offenbarung, durch väterlichen Befehl und Segen Gottes entsprungen — bedenke, Mensch, wie sie auch anders entspringen können, wenn du kein Räuber oder kein Vieh sein sollt!

Dies alles mit dem simpelsten, herrlichsten Fest, der Schöpfungsfeier, eingezäunet, festgestellt, bekräftigt, beschlossen — kann eine simplere Errichtung und Einführung positiver Religion

[1] Hugo Grotius (1586—1645) ist durch sein Werk „De jure belli et pacis" der Begründer des Völkerrechts, wie Samuel von Pufendorf (1632—94) der des Naturrechts und Weiterbildner des Völkerrechts durch seine Werke „De jure naturae et gentium" und „De officio hominis et civis" geworden. Jean Barbeyrac (1674—1747) veröffentlichte von sämtlichen drei Werken mit wertvollen Erläuterungen versehene Übersetzungen ins Französische.

gedacht werden? Den herrlichsten Gegenstand! die größten Zwecke! Naturrecht und alles Sein, Dauer und Glückseligkeit des Menschengeschlechts hing davon ab; Unterricht und alle Kenntnisse, Schrift und Sprache, Zeitrechnung und Naturlehre, Ordnung der Gesellschaft und — was ihr nun wohl am entbehrlichsten findet, aber damals Grundfeste von allem war — Religion hing davon ab; dabei entsprungen, fortgepflanzt! Der verspottete Priesterstand — von ihm ist alle Bildung in die Welt gekommen; an ihm wird, wenn alle Stände, zumal Staatskundige und Philosophen, gnug werden verwirret und unterdrückt haben, an ihm wird sie sich lediglich erhalten. — Der erste Sabbat ein Fest aller Lehre! der erste Lehrer und Priester an demselben Gott! Ich wende mich gegen den heiligen Aufgang und feire!

* * *

Und nun Adam, das erste, lebendige, sichtbare Bild dieses Gottes! Sein erstgeborner Liebling und Priester! Zugleich Stammvater des ganzen Geschlechts; Kinder und Kindskinder um ihn und er am heiligen Sabbat unter der Morgenröte der Erscheinung, wie er Gott lehrte in der Natur! einschärfte seiner Welt und Nachwelt, daß sie sei, was sie sein sollte, Bild Gottes in der Natur! wie er allen Unterricht, Gesetze, Sprache und Sitten daran knüpfte! größtes Bild des Priesters Gottes auf Erden! Orakel, Geheimnisse, verborgne Feste haben ihn spät und schlecht und niedrig nachgeahmt! Sein Laut, Gestalt und Würde ist wie diese heilige Urkunde Zeit auf Zeit, Geschlecht von Geschlecht hinab immer mehr gesunken und verunziert, entweiht und verstümmelt! Großes Vorbild, erste Stimme und Gleichnis Gottes auf Erden, wie würdest du dich in einem der heutigen Nachkommen deines Namens, dessen höchstes Ideal es geworden, brauchbarer Höllenprediger des Staats, leidiger Tröster der unterdrückten oder philosophischer Schönredner einer untauglichen Idealmenschheit zu sein — wie würdest du dich in ihnen erkennen! Wenn einem Stande Äther, Luft und Würkungskreis entnom-

men[1] ist, so ist er's — Herkommen, dumme Gewohnheit oder die geläuterten Schwefelblumen des Naturalismus und etwa Trost einer trostlosen Menschheit — das ist ihm übrig![2]

Der heilige Segen Gottes, den er diesem Tage mit Religion, Bildung, Wort und Sprache gab, würkt still und in verborgner Sabbatfeier der Natur fort,* wie das Kraut wächst, wie sich der Sauerteig mischt, wie das Samenkorn unter Schnee und Eis verweset — Tag des Herrn! Frühling! wenn wirst du aufbrechen und aufgehen zur neuen Schöpfung Himmels und Erden?

Das größte Geheimnis und Heiligtum endlich — vielen meiner Leser äußerstes Ärgernis und Thorheit — bleibt dem Schlusse übrig, und so setze ich's denn, diesen zum Fall-, jenen zum Prüf- und Eckstein hin, ins größte Licht oder ins heiligste Dunkel des Sabbats. Es heißt

„Mensch, Bild Gottes! und selbst das sichtbare Nachbild und Hieroglyphe der Schöpfung".

[3]Woher nahm Gott das Bild, die Figur und Proportion, aus der wir so viel entwickelt, und aus der wir unter allen alten Völkern und Sprachen noch viel zu beweisen gedenken? was ist in der ganzen Schöpfung Himmels und der Erde, das diesem abgetrennten Vieleck gleicht? Morgenröte nicht! Himmel und Erde, wie wir sie im Horizont sehen, nicht! — was denn? Einzig und allein Tiere und Menschen! Die Erdtiere in unvollkommener, der Mensch allein in vollkommener, vollendeter Gestalt — also auch in diesem Betracht, wovon man so viel geschwatzt und

---

* Es ist mit ein öfterer Lieblingsgedanke des großen Luthers, wie viel Wohlthaten und Segnungen Gottes in der Welt still und unerkannt zurückbleiben, fortgepflanzt und erhalten werden, insonderheit z. E. durch Wort und Sprache. Man könnte Religion gewiß dazu setzen und zeigen, wie verschiedne, sich einander oft entgegengesetzte Dinge immer dazu beitragen werden, Keim der Religion in der Welt zu erhalten, und was sich allein noch mit ihr werde erhalten können.

[1] D. h. entzogen. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 25* und 32*. — [3] Vgl. mit der folgenden Ausführung den Schlußabsatz des 4. Abschnittes der „Plastik".

gedichtet, kleine Welt[1]! Inbegriff, Symbol und Abbildung Himmels und der Erde, selbst im Zeichen, das wir betrachtet.

Ich mag's nicht entwickeln. Jeder kennet das Bild der Sieben am Menschen, wovon alle Nationen so viel geredet, oder kann's finden: Platos Seelen[2], und das kleine äußere Gerüste, Händ' und Füße! Wie ist auch hier das heilige Bild Gottes, die menschliche Natur, entweihet, daß ich ihre Teile kaum mehr nennen und nur etwas näher zu deuten, vor dem planen, dezenten Geist des Jahrhunderts, der Deutungen und Allegorien der Art so sehr hasset, um mich nicht größern Nachteil auszusetzen, verstummen muß. Der historische Teil meines Werks wird mehr davon, aus andrer Leute, Weisen und Völker, Munde reden!

Wie's auch sei, die drei Haupt- und Wunderkräfte, Gedanke, Herz und tierische Lebenskraft, im Menschen — das andre sind Äste, Werkzeuge und Gefieder! Das Bild in einem stehenden Menschen anschaulich, ist's bei den ältesten Völkern gewesen! bei Meß- und Zeichenkunde noch simpelste Regel! im edelsten Teile, dem Inbegriff der Seele des Ganzen, dem Menschenantlitz, ebensowohl wieder Bild und Abdruck! Es ist alter Wahn, Gedicht, Weisheit, Geheimnis, Religion gewesen, die kleine Welt, die Menschheit sei durch das vollkommene Sieben gemessen, gewogen, geformt, gebildet und wie im Konzert aus der ganzen Natur siebenfach harmonisch zusammengeklungen — welches uns alles freilich lächerlich und thöricht scheint — indes sei's wenigstens Zeichen-, Bild-, Zahl- und Klangspiel der kindischen alten Welt. Der Mensch mit Haupt, Händ' und Füßen und dem Zusammenhangenden des Körpers Vorbild der ersten Hieroglyphe!

Unleugbare Ähnlichkeit, die äußere menschliche Figur — was war zwischen Himmel und Erden für ein Bild, durch wel-

[1] Es ist auch jüdisch-kabbalistische Lehre, daß der Mensch, als „die kleine Welt" (Mikrokosmus), ein genau entsprechendes Abbild der großen Welt (Makrokosmus), des Weltalls, nach allen Teilen im kleinen sei. — [2] Die erkennende im Haupte, die mutartige, auf Abwehr bedachte in der Brust und die Genuß und Genußmittel begehrende im Unterleib (Plato, „Timäus", S. 77 b; „Staat", Buch 4, S. 441 b).

ches so viel konnte gedeutet, abgebildet, eingeprägt werden? — und was dem Menschen näher, faßlicher, wiederkommender als sein Bild? Wenn er an ihm nun seinen ganzen, so vielfachen Unterricht lernte —

Und Gott ihm denselben eben daran bekannt zu machen würdigte, die ganze Schöpfung Himmels und der Erden! sein großes Werk? Religion, und was er von ihm forderte, in sein Bild faßte? — welche Würde, o Mensch! Wie vergöttert! Wie sehr auch dein ganzes Gliederbild sogar, das Unbeträchtlichste, was wir uns zu denken gewohnt sind, geadelt!

Und wenn nun Gott nimmer lügen, Zeichen ohne Sache geben kann — doch das nenntet ihr gewiß Schwärmerei — denn hat's nicht auch etwa ein Schwärmer behauptet?

Und wenn das höchste Götter- und Wunderwerk offenbar auf den Segen der Ausbreitung, der Fortpflanzung fällt — welch ewiges Wunder- und Schöpfergeheimnis ist's auch für alle Philosophie, daß ein Geschöpf seinesgleichen eine lebendige Schöpfung nach seinem Bilde, ein Gottesbild erzeuge!

Und wenn sich hierauf doch alles, Dauer, Gesundheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, unendlich mehr Seiten und Zufälle unsrer Denkart, Religion, Moral, väterlicher und mütterlicher Pflichten und äußerlicher Zustände, als man in einer dahingegebnen Blindheit glaubt, beziehen, stützen und umwenden —

Und wenn eben dies die Orte sind, wo jetzt die Menschheit am meisten leidet — Menschheit! heiliges und entweihetes Bild Gottes! geschwächter und zerrissner Inbegriff aller Schöpfung! Tempel, in dem und an dem sich die Gottheit zuerst und nach Wunderzeichen und Propheten zuletzt zu offenbaren würdigte — durch den Sohn! den Abglanz der Herrlichkeit Gottes! den Ein- und Erstgebornen, durch und in dem Welten verfasset worden! den zweiten Adam! — o Menschheit, was solltest du sein, und was bist du geworden!

Plastik.

Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume.[1]

Τι καλλος; ερωτημα τυφλω.[2]

---

[1] Mit Beziehung auf Rousseaus zuerst 1770 in Lyon aufgeführte lyrisch-musikalische Szene „Pygmalion" (Werke, Paris 1860, Bd. 3, S. 220—223). Von Leidenschaft für eines seiner Werke, die von ihm deshalb verhüllte Galathee, ergriffen, geht darin der Bildhauer Pygmalion mutlos zwischen seinen anderen Werken einher, unfähig, recht an ihnen zu arbeiten, und gequält von unstillbarer Unruhe, bis er das Werk enthüllt und sich abermals so dafür begeistert, daß er es von seinem Standort sich entgegenkommen sieht und, es umarmend und küssend, verzückt erkennt: nur durch dies Werk, in das er all sein Sein gebannt, wird er weiterleben. — [2] „Was ist Schönheit? Frage eines Blinden!" (freie Wiedergabe einer Anfrage an Aristoteles und seiner Antwort bei Diogenes von Laërte, Buch 5, Kap. 1, § 20).

Geschrieben größtenteils in den Jahren 1768—70.

Der unvollkommene Anfang zu ähnlichen Versuchen
einer Anaglyphik[1], Optik, Akustik u. s.

— en! ille in nubibus arcus
mille trahit varios aduerso sole colores.[2]
(Virg.)

[1] Lehre von den Bildwerken in halb erhabener Arbeit. — [2] „Sieh, jener Bogen in den Wolken zieht tausend wechselnde Farben im Widerstrahle der Sonne" (Virgils „Äneis", Buch 5, V. 88 f.).

Einleitung des Herausgebers.

Unter dem religiösen Ringen der Bückeburger Jahre erhielt auch eine von ihm scheinbar fernab liegende Schrift Herders ihr abschließendes Gepräge, die früher begonnen war und erst in der weimarischen Zeit 1778 im Verlage Hartknochs erschien: die „Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume". — „Geschrieben größtenteils in den Jahren 1768—70" ließ Herder denn auch als ersten Vermerk auf die Rückseite des Titelblattes setzen; wir wissen aus dem 1. Band (S. 18*, 22* und 207 f.), worauf sich das bezieht. Schon das nicht veröffentlichte vierte „Kritische Wäldchen" (SWS, Bd. 4, S. 1—198) erörterte in seiner Theorie der schönen Wissenschaften und Künste auch die der Bildhauerei. Dann hatte Herder auf der Reise der Jahre 1769 und 1770 namentlich in Paris und Versailles und in den niederländischen Sammlungen und wieder in Kassel und Mannheim Beobachtungen zur Plastik gesammelt und vor dem Antritt der Reise mit dem holsteinischen Prinzen sauber zu Papier gebracht. Als er in Straßburg Goethen ein Deuter auch griechischer Formenschönheit wurde, geschah dies daher schon auf Grund einer ersten, vorläufig abschließenden Ordnung seiner Gedanken über die Bildhauerei, der sogenannten Plastik von 1770 (SWS, Bd. 8, S. 116—163). Schon diese bedeutet den entscheidenden Schritt von dem Rigaischen allgemeinen System der schönen Künste zu einer besonderen Schrift über die Plastik, auch enthält sie in ihren allein fertig gewordenen drei Abschnitten, nur trockener und in einigen Stellen ausführlicher, dasselbe wie die nämlichen Abschnitte der endgültigen Fassung der „Plastik".

Das vierte „Kritische Wäldchen" hatte in seinem kritischen ersten Hauptteile (a. a. O., S. 3—42) die seichte, auf den bloßen vernunftlosen Instinkt gegründete Geschmackslehre bekämpfen wollen, die

Friedrich Just Riedel in seiner „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften; ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller" (Jena 1767) vertrat. Es sollte vielmehr die Ästhetik als Wissenschaft des Gefühls vom Schönen begründen und hatte sich auch in seinem letzten Drittel wieder gegen Riedel gewendet, im zweiten Teile, Abschnitt 10—12 (S. 126—169), gegen seine Definitionen der einzelnen Künste, in dem unfertigen dritten Teile (S. 170—197) gegen seine Fassung einzelner ästhetischer Begriffe, wie Erhabenheiten, Größe, Kontrast, Laune. In dem ausgedehnteren mittleren Drittel aber, dem positiven, wichtigsten Stücke, Abschnitt 1—10 des zweiten Teiles (S. 45—126), hatte Herder, einen Gedanken aus Diderots Brief über die Tauben und Stummen aufgreifend, ein eigenes System der Künste zu geben versucht. Indem er dies auf der Natur der Seelenkräfte aufbaute, hatte er die Künste folgendermaßen bestimmt: die Bildhauerei sei die Kunst des (in elliptischen Linien schöne körperliche Bildung ertastenden) Gefühls, des Gefühls, das Teile auf einmal in- und nebeneinander begreift; die Malerei die Kunst des nur Flächen und Farben sehenden Gesichtssinnes, des Gesichts, das Teile als außer sich nebeneinander wahrnimmt; die Musik die Kunst des Gehörs, das Teile in sich und in der Folge nacheinander aufnimmt, und die Orchestik, „die echte Tanzkunst der Alten", die Verbindung dieser drei Künste, die von der Plastik schönen Körper, von der Malerei schöne Stellungen und von der Musik innigen Ausdruck und Modulation entlehnt. Diesen Künsten der Sinne, den Sinnenkünsten, hatte er die Dichtkunst gegenübergestellt als die einzige unmittelbar auf die Seele wirkende (und von den anderen Künsten mannigfach unterstützte) Phantasiekunst. Ein bleibendes Ergebnis dieser Aufstellungen ist gewiß die Bestimmung der Musik als schöne Kunst des Gehörs und die Zurückführung ihrer Wirkung auf die Klangfarbe, auf den einfachen Wohllaut des elementaren Tones. Dagegen mutet bedenklich an vor allem die Beschränkung der Phantasie allein auf die Dichtung und die Verkennung ihrer Grundlage, die doch die sinnlich-geistige Natur des Menschen und ihr Ausdrucksmittel, die Sprache, bildet. Noch bedenklicher mußte es erscheinen, daß in diesem System der Künste kein Platz für die Baukunst blieb und diese vielmehr, weil nicht nachahmend, als eine verschönte mechanische unter die unwahren Künste eingeordnet werden sollte.

Die Anfechtbarkeit eines Systems, welches der Mutter aller Künste eine so untergeordnete Stellung anzuweisen zwang, konnte bei seinem

geschichtlichen Sinne am wenigsten Herdern selbst entgehen. Die Ausarbeitung bloß der „Plastik" im Jahre 1770 bedeutete daher den Verzicht auf den Ausbau eines geschlossenen Systems und die Beschränkung auf ein Gebiet, auf dem er hoffte, seine Gedanken von der physiologisch-psychologischen Grundlage der Künste am fruchtbringendsten ausgestalten zu können. So sind denn auch in den drei Abschnitten der „Plastik" von 1770 und den ihnen entsprechenden drei ersten derjenigen von 1778 nicht etwa bloß die Stücke 1—5 aus dem zweiten Teile des vierten „Kritischen Wäldchens" herausgehoben, soweit sie die Plastik und die in der damaligen Theorie noch wenig scharf davon getrennte Malerei betreffen: vielmehr sind auch die Begriffe des Gefühls und der sinnlichen Schönheit bedeutend vertieft, und die gewonnene Erkenntnis des Wesensunterschiedes zwischen Bildnerei und Malerei setzt sich in zahlreiche Fingerzeige für ausübende Meister um.

Das Gefühl wird jetzt als das erste, solide Erkennen bestimmt, als die erste und allein ursprüngliche Quelle der wahren Empfindung des Körperlichen, der belebten, stofferfüllten Form, während das Gesicht nur flache Lichtbilder gibt, die erst mit Hilfe von Gefühlserfahrungen in Körperlichkeit umgesetzt werden können. Von einem Gesichtspunkte aus überschauen wir das Gemälde, die bildnerischen Vollgestalten dagegen können wir nur durch Umgehen und Umfühlen ganz als von demselben Leben, demselben Muskel- und Willensdruck wie den eigenen Körper durchwebt empfinden. Während die Malerei also die Kunst des Gesichtssinnes ist, muß die Bildnerei die Kunst des Sinnes sein, der uns in die nächste, leibhafteste Einheit mit dem lebenden Körper setzt, des dunkleren, aber wärmeren Gefühls. Dabei darf man freilich Gefühl, obgleich Herder manchmal Tastsinn dafür sagt, nicht bloß in diesem engeren Sinne fassen, sondern muß darunter „unser Gefühl der dichten und schweren Form anderer Körper nach dem organischen Gefühl unserer Leiblichkeit" verstehen, wie es im ersten Abschnitt unter 3, vorletzter Absatz, beschrieben ist. Nach dieser Bloßlegung der reinen Wurzel der Plastik schließt der erste Abschnitt mit der Ableitung zweier Folgerungen aus dieser Wesensbestimmung: das Bildwerk muß, da der betrachtende Mensch nur nach Maßgabe seiner eigenen Körpereinheit fühlen kann, ein einheitlich einziges und dem entsprechend für sich selbst bedeutsam sein; und: für die Malerei ist nicht die bildnerisch nachgemachte Menschengestalt der ausschließliche oder auch nur wichtigste Vorwurf, sondern vor allem die Landschaft, die Tafel der Schöpfung in all ihrem

Farbenrausch, innerhalb deren neben- und durcheinander auch Bedeutung gewinnt, was vereinzelt nichtssagend wäre. In einer Zeit, wo Lessing der Landschaftsmalerei nur eine untergeordnete Stellung angewiesen hatte[1], war dieser Weckruf zu ihren gunsten eine so notwendige als verdienstliche That; in einer Zeit, wo eine scharfe Sonderung der beiden von Lessing noch gemeinsam als Malerei zusammengefaßten Künste ein Bedürfnis war, einerseits der französische Bildhauer und Kunstschriftsteller Maurice Etienne Falconet in seiner „Réflexion sur la sculpture“ (Paris 1761) die malerische Gruppierung von Statuen lehrte und der junge Italiener Antonio Canova (1757—1822) deren malerische Drapierung zu üben begann, anderseits unter dem Übergewichte Winckelmannschen Ansehens an Gemälden bloße bildnerisch-zeichnerische Formenschönheit und plastisch herausgearbeitete Charakteristik erstrebt wurde, war diese Festsetzung der Grenzen beider Künste nicht nur nichts Selbstverständliches, sondern ihre Betonung ein allererstes Bedürfnis.

Zweckentsprechend verfolgt daher der zweite Abschnitt diesen Unterschied weiter ins Einzelne hinsichtlich 1) der Gewandung, 2) der Färbung, 3) des Verhaltens gegen das Häßliche und 4) der Abhängigkeit von Zeit- und Nationalgeist. Mit einer freilich zu weit getriebenen Einschränkung der antiken Umhüllung auf nasse und durchscheinende Gewänder nimmt Herder von seinem Gesichtspunkte aus im ganzen richtig die Darstellung des allein fühlbaren Nackten für die Bildnerei, des Gewandes mit seinem Flächenreichtum für Lichtbrechungen und Farbenzaubereien für die Malerei in Anspruch. Die Vorherrschaft und sittliche Ungefährlichkeit der Nacktheiten schaffenden Bildnerei im Altertum gründet er auf die Vertrautheit der alten Künstler und Beschauer mit dem unter einem glücklicheren Himmel in Jugendunschuld und unverhüllter Bethätigung geschauten Körper. Dagegen erweist er es als ebenso unwahr, wenn Statuen malerisch gruppiert oder in malerisch verblasene Gewandung gehüllt werden, als wenn in der Malerei statt der beziehungsreichen bunten Anschauung moderner Sinnesart die einförmige Beleuchtung und Formensprache der Bildwerke nachgeahmt oder in Widerspruch mit Sitte und Natur und daher in koketter Auffälligkeit und sinnenreizender Aufdringlichkeit das Nackte hervorgekehrt wird (1). Selbstverständlich war es bei der damals allgemein herrschenden Annahme von der Nichtbemalung antiker Bildwerke, wenn

[1] Lessings „Laokoon“, herausgegeben von H. Blümner, S. 394 (2. Aufl., Berl. 1880).

er unter 2 diese vermeintliche Thatsache aus der ausschließlichen Bedeutung erklärt, die für die Plastik, insofern sie lediglich angenehm tastbare organische Form darstelle, das Gefühl hat. Bei dieser Aufgabe der Bildnerei erklärt er unter 3 das Häßliche als mit ihr unvereinbar und bezeichnet als ihren vornehmsten, heiligsten Vorwurf den Menschen. Gleichwohl nimmt er Lebensalter und Charakterzüge kennzeichnende Mißstaltungen, wie Bocksfüße oder Stirnhörnchen, von der Bezeichnung des Häßlichen aus; ja mit einer später ausführlicher erläuterten Gleichsetzung des Schönen mit dem Gesunden und Zweckentsprechenden läßt er sogar die bloß schrecklichen, unserer Empfindung eklen Tiere zu, wenn anders sie nur Nebenwerk bleiben oder durch bloße Bedeutsamkeit an ihrem Platze sind. Vollends aber für die Malerei sagt er von der im Schwange gehenden Nachahmung nur regelrechter, verhältnisschöner Bildwerkschönheiten Langeweile voraus und fordert für diese Kunst an deren Stelle vielmehr Wahrheit, die fruchtbarsten Gegenstände der Geschichte, die lebendigsten Charaktere in einzelner Bestimmtheit. Noch schärfer hebt er (4) den Unterschied beider Künste im Grade der Abhängigkeit von Zeit- und Nationalgeist hervor. Für den wichtigsten Gegenstand der Bildnerei, die im wesentlichen immer und überall gleiche Wohlform des (menschlichen) Körpers, hat ihm das eine Griechenvolk in dazu geeignetster Örtlichkeit, Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude dauernde Denkmäler geschaffen, denen die Neueren wie nie trügenden Leuchttürmen im Meer der Zeiten zustreben sollen. Für die malerischen Gestalten dagegen behauptet er ebenso unbedingte Wandelbarkeit und mannigfachste Abstimmung innerhalb des Zaubermeeres der Farbenwelt nach Geschichte, Menschenart und Zeiten. Freilich wird damit ein Gradunterschied zu einer Wesensverschiedenheit emporgeschraubt; aber wenn es fast ein Jahrhundert bedurft hat, ehe mit Makart und in der Freilichtmalerei der für die Malerei maßgebendste Sinn, der Farbensinn, wieder siegreich durchdrang, so mußte für Herder solche Zuspitzung des Unterschiedes um so näher liegen in einer Zeit, wo die Farbenwirkung überhaupt hintangestellt wurde hinter zeichnenden und tuschenden Studien nach den von Winckelmann wahrlich nicht zu solchem Zwecke wiedererweckten antiken Bildwerken.

Ist das gemeinsame Ziel des zweiten Abschnittes dergestalt die Warnung der Malerei vor bloß zeichnerischer, vor bloßer Formenschönheit nach dem Muster einer ganz anderen und jetzt toten Kunst, der antiken Bildnerei, so enthält der dritte Abschnitt dazu die positive Er-

gänzung, die Forderung der Bedeutendheit, des Inhalts der Form im Gegensatz sowohl zu der bloß abstrakten Farbe als auch der elementaren Linie. Die Wirkungslosigkeit der Farbenmischungen des Kastellschen Farbenklaviers[1], die willkürliche Ableitung der Umriß- wie der Hogarthschen Schönheitslinie von einer einzigen Stellung des nur in unzähligen Linien zu umfangenden, durch seine Fülle und Masse bedeutungsvollen Körpers, die Unzulänglichkeit des — damals vorherrschenden — Schattenbildes zur Festhaltung wie physiognomischen Ausdeutung des Wesens einer Persönlichkeit liefern den mittelbaren Beweis für die Bedeutung der erfüllten Form. Dann folgt der längere unmittelbare Nachweis in einer von Winckelmannschem Geiste durchhauchten warmherzigen und gedankenvollen Auslegung der menschlichen Gestalt vom Scheitel bis zur Sohle. Gemäß dem Ziel, die herrschende, bloß formelle Auffassung des Schönheitsbegriffes, seine Zurückführung auf bloße Verhältnisse, auf die Einheit im Mannigfaltigen zu widerlegen, schloß dieser Abschnitt im Jahre 1770 mit der Zurückweisung dieser Erklärungen; denn von der Schönheit als bloßer Symmetrie wisse das Gefühl nichts (a. a. O., S. 161); für dieses müsse die Schönheit vielmehr sinnlich gemachte geistige Natur, fühlbar gewordene Gestalt der menschlichen Seele sein (S. 159), und es gehöre zum materiellen Wesen des Schönen, daß das einheitlich zusammenstimmende Mannigfaltige Vollkommenheit sei, fühlbare Vollkommenheit, Übereinstimmung mit dem inneren Vollkommenen und mit jedem Zwecke, den dies Vollkommene durch Form und Gestalt und Werkzeug erreichen wollte (S. 163).

Als Herder gemäß einem Hartknoch im Herbst 1773 gegebenen Versprechen in der Bückeburger Zeit an den Abschluß der „Plastik" ging, ist wie der Ton des Ganzen, auch der Schluß des dritten Abschnittes auf die damalige Stimmung gehoben worden. Der Ton wurde wärmer, begeisterter, und wenn in den ersten drei Abschnitten nur mäßig biblische Wendungen vorkamen und durch die Abhängigkeit von der Vorlage aus dem Jahre 1770 ein ruhiger Redefluß gesichert wurde, so drang von diesem Schlusse an die Prophetensprache jener Jahre ein, indem jener aus der Deutung der Menschengestalt gezogene philosophische Schluß durch Bibelstellen ersetzt wurde, die von der kunstreich gefügten und durch göttlichen Odem beseelten Menschengestalt reden; und bald brach auch die drängende, stoßende Eigenart des stürmischen Stiles durch, ja selbst manche Unart des Ausdrucks schlich sich ein.

[1] Vgl. Bd. 1, S. 256, Anm. 2.

Die Gedankenführung dagegen geht vom dritten zum vierten Abschnitt in folgerichtiger Gleichmäßigkeit weiter. Denn an die Spitze des neuen Abschnittes tritt das Ergebnis des alten in der nur wenig geänderten Fassung, „daß jede Form der Erhabenheit und Schönheit am menschlichen Körper eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede dieses kunstvollen Geschöpfes ist". Indem so Ernst gemacht wird mit der Vertiefung des tastenden Gefühls für die äußere Form zur „inneren Sympathie, d. i. Gefühl und Versetzung unseres ganzen menschlichen Ichs in die durchtastete Gestalt", wird jener Satz, wie vorher an der bloßen Form und unbewegten Gestalt, nun auch am Motiv, an der Menschengestalt in Handlung, gezeigt. Auch deren Schönheit liegt darin, daß die Glieder, die der Bedeutung des Ganzen besonders dienen, jedesmal vortreten, vorwiegen, dem Gefühl entgegenkommen. Solches Hervortreten hier dieses Gliedes, dort jener Stellung widerspricht aber wieder der Götterruhe eines angeblichen allgemeinen formellen Schönheitsideals, zeigt vielmehr jede Bildsäule als ganz durchlebten, handelnd zu uns sprechenden Körper, als konkrete Individualität, als der Lage gemäß sich bethätigenden Charakter. Der ganzen Geistesentwickelung, die an Stelle des Erlebens Abstraktion, die den modernen Menschen in ein flaches Vielerlei gesetzt und Weiber wie Soldaten in Schnürleiber gesteckt hat, mißt Herder die Schuld an dem Mangel solch seelenvoller Größe und einfacher Gediegenheit in der Kunst seiner Zeit bei, und doch kann er nicht bitter genug über verkehrte Mittel zu einer gewaltsamen Wiederbelebung der griechischen Formen spotten.

Es folgt eine Betrachtung über die Sprache, welche die gerade und die runde Linie sowie die Symmetrie am menschlichen Körper reden, wie es zunächst scheint, unvermittelt. Auch hat unverkennbar bei der Gestaltung dieses Abschnittes ein äußerer Einfluß mitgewirkt. In der Fassung von 1770 (S. 161) steht die zweifelnde Frage: „Ist nichts Schöneres am menschlichen Körper als Symmetrie und Proportion fürs Auge, nichts Schöneres, als daß Auge dem Auge, Hand der Hand, Brust der Brust, Fuß dem Fuß gegenüberstehe, und daß es der Eurythmie wegen Mittelteile gebe?" Jetzt aber ist im letzten Absatze daraus eine begeisterte Ausmalung der symmetrischen Hieroglyphe geworden, und man erkennt, daß diese durch die Stimmung und Formgebung der „Ältesten Urkunde" (vgl. oben, S. 33 ff.) veranlaßt ist. Trotz alledem steht jedoch diese Ausführung mit der ganzen Erörterung auch

in innerem Zusammenhange. Zu dem Eingange des den dritten und vierten Abschnitt umfassenden Teiles, wonach die Linie an sich zum Ausdruck der Schönheit unzulänglich ist, bildet es nämlich wieder eine positive Ergänzung, wenn jetzt der Geraden wie der elliptischen Wellenlinie des Reizes insofern eine Schönheitswirkung zugeschrieben wird, als sie in Gestalt, Anordnung und Bewegung der Körperteile der bedeutungsvolle Ausdruck der Statik organischen Baues und organischer Bewegung sind. Insofern endlich in dem Spiel, worin sich die menschlichen Züge und Glieder in Stand und Auftritt, Gang und Fall, Ebenmaß wahrend oder störend, zwischen diesen Linien bewegen, Charakterausdruck liegt, ist diese Deutung der Sprache des bewegten ganzen Körpers der richtige Abschluß zu der vorausgegangenen Deutung der Sprache seiner einzelnen Glieder.

So setzt denn auch der fünfte Abschnitt mit der abschließenden Bemerkung ein, das vorliegende Buch wolle nichts als eine kleine Anfangsprobe zu einer physiologischen Begründung der Ästhetik sein, versucht an einem Sinne und einer Kunst. In einer bei ihm beliebten Weise betrachtet Herder aber dann von dem gewonnenen Standpunkte der Gefühlsgrundlage der Bildnerei noch einige „scharfumstrittene Fragen der Kunstgeschichte". Zuerst wird erörtert, wie sich die Kunst aller Völker aus dem Schrecken und Schauder vor dem Unbekannten und Erhabenen in der Stufenfolge von einer überspannte Größe darstellenden Abgötterei durch eine reine, menschlich schöne Kunst zum bloßen Kunsthandwerk, Zier- und Trödelkram entwickelt habe. Dann folgt eine Betrachtung darüber, wie ganz verschieden sich Bildnerei und Malerei zum Kolossalischen verhalten. Beide Erörterungen verlaufen freilich sprunghaft und obenhin genug, von hinzugethanem, besonders religionsgeschichtlichem Aufputz abgesehen, auch nicht wesentlich anders, als schon im vierten „Kritischen Wäldchen" (SWS, Bd. 4, S. 82—88). Zeitgemäßer und tiefgründiger ist die letzte Erörterung über die Allegorie. Jede Kunst, lauten ihre schlagenden Sätze, hat bei ihrer anderen sinnlichen Grundlage auch eine andere Allegorie. Auch die Bildnerei hat Allegorie, aber nur in dem tiefsten Sinne, daß sie Geist durch Körper, nicht in dem landläufigen, daß sie nur durch schwer deutbare Attribute gekennzeichnete Abstrakta darstellt. Statt des Begriffs der Weisheit stellt sie vielmehr eine ganz bestimmte Göttin der Weisheit, Minerva, dar, und die Attribute der griechischen Gottheiten sind nichts Allegorisches, sondern aus örtlichen Beziehungen und geschichtlichen

Verhältnissen individuell erwachsene Kennzeichen. Für Schmuckrelief, Münze und Gemme dagegen hat auch die griechische Kunst die Allegorie sehr wohl gekannt; denn da herrschen kleine, leicht übersehbare Verhältnisse, und die Gruppen, die von der litterarischen und moralischen Allegorie nicht zu trennen sind, werden hier in kleinem Maße ausgeführt und durch Reif und Hintergrund zur Einheit zusammengefaßt und damit in eine malerische Hintergrundfläche gesetzt. Das Werk der Großkunst kennt solche Gruppierung nicht, und nimmer kann ein Gedanke in einzelne Bildwerke, in bloß malerische Gruppen aufgelöst werden, welche die Anordnung um einen Schwerpunkt und die Verschlingung in eins, die tastbare Einheit für das Gefühl vermissen lassen.

In jener von Herder im ersten „Kritischen Wäldchen" an Homer gerühmten wiederholenden Darstellungsweise[1] kehrt dies Grundmotiv des Buches so abschließend noch einmal wieder. Es ist auch immer wieder angeklungen, so oft Herder noch in mancher schönen Einzelausführung auf die Bildkunst im besonderen oder die Ästhetik im allgemeinen zurückgekommen ist. So veranlaßten ihn schon die „Blumen aus der griechischen Anthologie", Übersetzungen griechischer Epigramme namentlich auf Kunstwerke, und die beigegebenen „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm" („Zerstreute Blätter", Sammlung 1 und 2, 1785 und 1786 = SWS, Bd. 26, S. 11—46; Bd. 15, S. 205—221), zu Beobachtungen über die Wechselbeziehung zwischen Bildnerei und Dichtung; und 1787 wurde diese in dem Aufsatze über „Bild, Dichtung und Fabel" im dritten Bande der nämlichen Sammlung (SWS, Bd. 15, S. 523—568) einer besonderen Erörterung unterzogen. Auch manche seiner Paramythien[2] handeln von dieser Wechselbeziehung zwischen Dichtung und Künsten im allgemeinen, wie ein anderer Aufsatz der „Zerstreuten Blätter" (SWS, Bd. 15, S. 222—240) die besondere Frage aufwirft: „Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre". Herders begeisterte Auslegung griechischer Bildwerke wurde ausführlicher wieder aufgenommen im 63. bis 76. Humanitätsbriefe[3], worin die griechische Kunst als eine Schule der Humanität erwiesen und ihre Bedeutung noch für die heutige Kunstübung gewürdigt wird. Auch Herders letzte Sammelschrift, die „Adrastea" (SWS, Bd. 23 und

[1] Vgl. Bd. 1 unserer Ausgabe, S. 249—253. — [2] Vgl. Bd. 5 unserer Ausgabe. — [3] Vgl. Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 88.

24), hat noch manche Bemerkung und Besprechung zur Kunst gebracht. Vor allem aber hat er in der zweiten großen polemischen Schrift gegen Kant, der gegen dessen „Kritik der Urteilskraft" gerichteten „Kalligone" vom Jahre 1800, noch einmal eine ästhetische Grundfrage im Zusammenhang behandelt. Gegenüber Kants Ausführungen über die Unabhängigkeit des Schönen vom Zweck- und Moralbegriff suchte Herder hier mehr ausführlich als glücklich den Grundgedanken der „Plastik" zu retten, daß „nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit Schönheit sei", daß die Schönheit also gerade in der Identität des natürlichen und geistigen Wohlseins bestehe.

So ist Herders eigenartigste, geschlossenste und wirkungsvollste Schrift auf dem Gebiete der darstellenden Kunst seine „Plastik" geblieben, die zu Lessings „Laokoon" für die bildenden Künste ebenso die Ergänzung bildet wie das erste „Kritische Wäldchen" für die Dichtkunst. Nur die größere Abhängigkeit der bildenden Künste von äußeren Mächten, Bestellern, Förderern und den von ihnen teilweise bestimmten Zielen, hat ihr die gleiche Wirkung wie den eigenen und den Lessingschen Schriften zur Poetik vorenthalten. Gleichwohl ist auch diese Wirkung nicht gering gewesen. Goethe hat noch zehn Jahre später sich dazu bekannt, aus ihr gelernt zu haben, als er in den „Römischen Elegien" (Nr. 5, V. 99 ff.) sang, „er sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand", und auf die Überleitung des griechischen Dichter- und Künstlergeistes in den Bildungsstoff und das Humanitätsideal des ausgehenden 18. Jahrhunderts haben Herders „Plastik" und ihre Ergänzungen in den erwähnten Aufsätzen der späteren Sammelschriften kaum minder gewirkt als Lessings Gründung der poetischen Grundregeln auf Homer und Aristoteles, Goethes klassizistische Dramen und Schillers griechenbegeisterte Kunsttheorie und Balladendichtung. Auch der Kunstenthusiasmus der Romantiker ist zum Teil an Herders „Plastik" entzündet, die August Wilhelm von Schlegel als seine Lieblingsschrift unter allen Herderschen erklärte. Ja noch heute sind Kunstlehre und Malerei um die Erfüllung zweier Forderungen aus Herders „Plastik" bemüht, diese um die rein malerische Wirkung, die von Herder so genannten „Farbenzaubereien", jene um eine Ästhetik auf physiologischer Grundlage.

Plastik.

Erster Abschnitt.

1.

Jener Blindgeborne, den Diderot bemerkte[1]*, stellte sich den Sinn des Gesichts wie ein Organ vor, auf das die Luft etwa den Eindruck mache wie ihm ein Stab auf die fühlende Hand. Ein Spiegel dünkte ihm eine Maschine, Körper im Relief außer sich zu werfen, wobei er nicht begriff, wie dies Relief sich nicht fühlen lasse, und glaubte, daß ein Mittel, eine zweite Maschine möglich sein müsse, den Betrug der ersten zu zeigen. Sein feines, richtiges Gefühl ersetzte ihm, in seiner Meinung, das Gesicht völlig. Er unterschied bei der Härte und Glätte eines Körpers nicht minder fein als beim Ton einer Stimme oder wir Sehenden bei Farben. Er beneidete uns also auch unser Gesicht, von dem er keine Vorstellung hatte, nicht; war's ihm ja um eine Vermehrung seiner Sinne zu thun, so wünschte er sich etwa längere Arme, um in den Mond gewisser und sichrer zu fühlen, als wir hineinsähen.

So romantisch und zu philosophisch dieser Bericht scheint, so wird er doch im Grunde von andern bestärkt, die nicht durch Diderots Auge sahen. Der blinde Saunderson[2] wußte, trotz seiner

* Lettre sur les aveugles etc.[3]

[1] D. h. beobachtete. — [2] Den blinden englischen Mathematiker Nicholas Saunderson (1682—1739), dessen „Elementen der Algebra in zehn Büchern" außer einem „Leben" seine „Entzifferte fühlbare Arithmetik" von seinem Freunde William Inchlif vorausgeht, erwähnt Diderot a. a. O., S. 204 f. — [3] Jetzt Naigeonsche Ausgabe der Werke Diderots, Bd. 2, S. 181 ff. (Paris 1798). Denis Diderots (1713—84) Schrift: „Lettre sur les Aveugles à l'usage de ceux qui voient" (Brief über die Blinden zur Beherzigung für die Sehenden, Lond. 1749) zeichnete sich schon durch

Mathematik, sich von Bildern auf der Fläche keinen Begriff zu machen, sie wurden ihm nur durch Maschinen[1] begreiflich. Mit solchen rechnete er statt Zahlen; Linien und Figuren der Geometrie ersetzte er sich durch fühlbare Körper. Selbst die Sonnenstrahlen wurden in seiner Optik ihm feine fühlbare Stäbe; und bei dem Bilde, das sie machten, das durch sie auf einer Fläche sichtbar ward, dachte er nichts, er nahm's als den Hülfsbegriff eines fremden Sinnes, einer andern Welt an. Das Schwerste der Geometrie, das Ganze der Körper, ward ihm in der Demonstration leicht; was Sehenden das Leichteste und Anschaulichste ist, Figuren auf der Fläche, ward ihm das Mühsamste: er mußte auf fremde, ungefühlte Begriffe bauen, mußte zu Sehenden reden, als wären sie Blinde. Sich den Würfel als sechs zusammenschlagende Pyramiden zu denken, war ihm leicht; sich ein Achteck auf der Fläche vorzustellen, ward ihm nur durch ein körperliches Achteck möglich.

Am merkbarsten ward dieser Unterschied zwischen Gesicht und Gefühl, Flächen- und Körperbegriffen an dem Blinden, dem Cheselden das Gesicht gab[2]. Schon in seiner reifen Starblindheit hatte er Licht und Dunkel und bei starkem Licht Schwarz, Weiß, Hellrot unterscheiden können; aber sein Gesicht war nur Gefühl. Es waren Körper, die sich auf sein geschlossenes Auge bewegten, nicht Eigenschaften der Fläche, nicht Farben. Nun ward ihm sein Auge geöffnet, und sein Gesicht erkannte nichts, was er voraus durchs Gefühl gekannt hatte. Er sah keinen Raum, unterschied auch die verschiedensten Gegenstände nicht voneinander; vor ihm stand, oder vielmehr auf ihm lag eine große Bildertafel. Man lehrte ihn unterscheiden, sein Gefühl sichtlich erkennen, Figuren

---

scharfe Beobachtung aus, verdankte aber das Aufsehen, das sie erregte, noch mehr den eingemischten scharfen Angriffen gegen die Gesellschaft, die dem Verfasser wegen zweifacher persönlicher Spitzen sogar ein Jahr Gefängnis eintrugen. — [1] D. h. besondere Vorrichtungen. Vgl. auch S. 73, Z. 7. — [2] William Cheselden (1688—1752), ein ausgezeichneter englischer Operateur, führte diesen Eingriff 1729 aus; Herder hat seinen in den „Philosophical Transactions", Bd. 35, niedergelegten Bericht darüber aus der ihn im Wortlaut enthaltenden Optik Robert Smiths (deutsch mit Zusätzen von Kästner, Altenburg 1755) selbst abgeschrieben.

in Körper, Körper in Figuren verwandeln: er lernte und vergaß. „Das ist Katze! das ist Hund!" sprach er, „wohl, nun kenne ich euch, und ihr sollt mir nicht mehr entwischen!" — sie entwischten ihm noch oft, bis sein Auge Fertigkeit erhielt, Figuren des Raums als Buchstaben voriger Körpergefühle anzusehen, sie mit diesen schnell zusammenzuhalten und die Gegenstände um sich zu lesen. „Wir glaubten, er verstünde sogleich, was die Gemälde vorstellten, die wir ihm zeigten; aber wir fanden, daß wir uns geirret hatten, denn eben zwei Monate, nachdem der Star ihm war gestochen worden, machte er plötzlich die Entdeckung, daß sie Körper, Erhöhungen und Vertiefungen vorstellten. Er hatte sie bisher nur als buntscheckige Flächen angesehen, aber auch alsdenn war er nicht wenig erstaunt, daß sich die Gemälde nicht anfühlten, wie sie aussahen, daß die Teile, welche durch Licht und Schatten rauh und uneben aussahen, sich glatt wie die übrigen anfühlen ließen. Er fragte, welcher von beiden Sinnen der Betrüger sei, ob das Gesicht oder das Gefühl. — Man zeigte ihm seines Vaters Bild in einem Uhrgehänge und fragte ihn, was es sei. Er erkannte eine Ähnlichkeit, wunderte sich aber ungemein, daß sich ein großes Gesicht in einem kleinen Raum vorstellen ließe, welches ihm so unmöglich würde geschienen haben, als einen Scheffel in eine Metze zu bringen. — Erst konnte er gar nicht viel Licht vertragen und hielt alles, was er sah, für sehr groß; als er aber größere Sachen sah, hielt er die vorhin gesehenen für kleiner und konnte sich keine Linien, außer den Grenzen, die er sah, vorstellen. Er sagte: daß das Zimmer, in dem er sich befinde, ein Teil des Hauses sei, wisse er wohl; aber er konnte nicht begreifen, daß das Haus größer aussehe als das Zimmer. — Er kannte von keiner Sache die Gestalt, er unterschied auch keine Sache von der andern, sie mochte noch so verschiedne Gestalt und Größe haben; sondern wenn man ihm sagte, was das für Sachen sei'n, die er zuvor durchs Gefühl gekannt hatte, so betrachtete er sie sehr aufmerksam, um sie wiederzukennen. Weil er aber auf einmal zu viel neue Sachen lernen mußte, vergaß

er immer wieder welche und lernte, wie er sagte, in einem Tage tausend Dinge kennen, die er wieder vergaß u. s.“*

2.

Was lehren diese sonderbaren Erfahrungen? Etwas, was wir täglich erfahren könnten, wenn wir aufmerkten: daß das Gesicht uns nur Gestalten, das Gefühl allein Körper zeige; daß alles, was Form ist, nur durchs tastende Gefühl, durchs Gesicht nur Fläche, und zwar nicht körperliche, sondern nur sichtliche Lichtfläche, erkannt werde. — Der Satz wird einigen paradox, andern gemein scheinen; wie er aber auch scheine, ist er wahr und wird große Folgerungen geben.

Was kann das Licht in unser Auge malen? Was sich malen läßt, Bilder. Wie auf die weiße Wand der dunklen Kammer[1], so fällt auf die Netzhaut des Auges ein Strahlenpinsel von allem, was vor ihm stehet, und kann nichts, als was da steht, eine Fläche, ein Nebeneinander aller und der verschiedensten sichtbaren Gegenstände zeichnen. Dinge hintereinander oder solide, massive Dinge als solche dem Auge zu geben, ist so unmöglich, als den Liebhaber hinter der dicken Tapete, den Bauer innerhalb der Windmühle singend zu malen.

Die weite Gegend, die ich vor mir sehe, was ist sie mit allen ihren Erscheinungen als Bild, Fläche? Jener sich herabsenkende Himmel und jener Wald, der sich in ihn verliert, und jenes hingebreitete Feld, und dies nähere Wasser, und dieser Rahme von Ufer, die Handhabe des ganzen Bildes — sind Bild, Tafel, ein Kontinuum nebeneinander. Jeder Gegenstand zeigt mir gerade so viel von sich, als der Spiegel von mir selbst zeigt, das ist Figur, Vorderseite; daß ich mehr bin, muß ich durch andre Sinnen erkennen oder aus Ideen schließen.

Warum soll's also Wunder sein, daß Blinde, denen ihr Gesicht gegeben wurde, nichts als ein Bilderhaus, eine gefärbte Fläche

* Smiths Optik.

[1] Camera obscura.

richtauf[1] vor sich sahen? Sähen wir doch alle nichts mehr, wenn wir's nicht auf andern Wegen fänden. Ein Kind sieht Himmel und Wiege, Mond und Amme nebeneinander, es greift nach dem Monde wie nach der Amme; denn alles ist ihm Bild auf einer Tafel. Aus dem Schlafe fahrend, ehe wir unser Urteil sammeln, ist uns in der Dämmerung der Nacht Wald und Baum, Nah- und Fernes auf einem Grunde — nahe Riesen oder entfernte Zwerge und sich auf uns bewegende Gespenster, bis wir aufwachen und unser Urteil sammeln. Sodann sehen wir erst, wie wir durch Gewohnheit, aus andern Sinnen und insonderheit durchs tastende Gefühl sehen lernten. Ein Körper, den wir nie durchs Gefühl als Körper erkannt hätten, oder auf dessen Leibhaftigkeit wir nicht durch bloße Ähnlichkeit schließen, bliebe uns ewig eine Handhabe Saturns[2], eine Binde Jupiters[3], d. i. Phänomenon, Erscheinung. Der Ophthalmit[4] mit tausend Augen, ohne Gefühl, ohne tastende Hand, bliebe zeitlebens in Platons Höhle[5] und hätte von keiner einzigen Körpereigenschaft, als solcher, eigentlichen Begriff.

Denn alle Eigenschaften der Körper, was sind sie als Beziehungen derselben auf unsern Körper, auf unser Gefühl? Was Undurchdringlichkeit, Härte, Weichheit, Glätte, Form, Gestalt, Rundheit sei, davon kann mir so wenig mein Auge durchs Licht als meine Seele durch selbständig Denken einen leibhaften, lebendigen Begriff geben. Der Vogel, das Pferd, der Fisch hat ihn nicht; der Mensch hat ihn, weil er nebst seiner Vernunft auch die umfassende, tastende Hand hat. Und wo er sie nicht hat, wo

[1] Aufrecht. — [2] Der Ring des Planeten Saturn, wie man aber erst seit Christian Huygens (1629—95) sagt, während noch Johannes Hevelius (1611—87) in seiner „Selenographia" 1647 von einer ansula bisecta adjacens, einem „anliegenden zweiteiligen Henkelchen", redete. — [3] Die dem Äquator des Jupiter ziemlich parallel laufenden, nur an wenigen Stellen unterbrochenen Streifen an diesem Planeten. — [4] „Ein Mensch, der ganz Auge." (Herder.) — [5] Eine Herdern geläufige Anspielung auf Platons „Staat", Buch 7, Kap. 1, S. 514a und 516c. Danach gleichen die in dumpfem Sinnen Dahinlebenden in einem höhlenartigen Raum eingeschlossenen Menschen, die durch Fesseln immer nach dessen einer Wand zu blicken genötigt sind und daran nichts erkennen als von einem flackernden Feuer darauf geworfene Schattenbilder alles dessen, was sich auf einem freibelichteten Gange in ihrem Rücken vorbeibewegt, ohne selber von ihnen gesehen zu werden.

kein Mittel war, daß er sich von einem Körper durch körperliches Gefühl überzeugte, da muß er schließen und raten und träumen und lügen und weiß eigentlich nichts recht. Je mehr er Körper als Körper nicht angaffte und beträumte, sondern erfaßte, hatte, besaß, desto lebendiger ist sein Gefühl, es ist, wie auch das Wort sagt, Begriff der Sache.

Kommt in die Spielkammer des Kindes und sehet, wie der kleine Erfahrungsmensch fasset, greift, nimmt, wägt, tastet, mißt mit Händen und Füßen, um sich überall die schweren, ersten und notwendigen Begriffe von Körpern, Gestalten, Größe, Raum, Entfernung und dergleichen treu und sicher zu verschaffen! Worte und Lehren können sie ihm nicht geben, aber Erfahrung, Versuch, Proben. In wenigen Augenblicken lernt er da mehr und alles lebendiger, wahrer, stärker, als ihm in zehntausend Jahren alles Angaffen und Worterklären beibringen würde. Hier, indem er Gesicht und Gefühl unaufhörlich verbindet, eins durchs andre untersucht, erweitert, hebt, stärket — formt er sein erstes Urteil. Durch Fehlgriffe und Fehlschlüsse kommt er zur Wahrheit, und je solider er hier dachte und denken lernte, desto bessere Grundlage legt er vielleicht auf die komplexesten Urteile seines Lebens. Wahrlich das erste Museum[1] der mathematisch-physischen Lehrart!

Es ist erprobte Wahrheit, daß der tastende unzerstreute Blinde sich von den körperlichen Eigenschaften viel vollständigere Begriffe sammelt als der Sehende, der mit einem Sonnenstrahl hinübergleitet. Mit seinem umfangenen, dunkeln, aber unendlich geübtern Gefühl und mit der Methode, sich seine Begriffe langsam, treu und sicher zu ertasten, wird er über Form und lebendige Gegenwart der Dinge viel feiner urteilen können, als dem alles nur wie ein Schatte fliehet. Es hat blinde Wachsbildner gegeben, die die Sehenden übertrafen, und ich habe noch nie vom Beispiel eines fehlenden Sinnes gehört, der sich nicht durch andre ersetzt hätte, Gesicht durchs Gefühl, der Mangel an Lichtfarben

[1] Arbeits-, Studierzimmer. Vgl. Wagner im „Faust", Teil 1, V. 530: „Ach, wenn man so in sein Museum gebannt ist".

durch tiefgeprägte, daurende Gestalten. Es bleibt also wahr: „Der Körper, den das Auge sieht, ist nur Fläche; die Fläche, die die Hand tastet, ist Körper."

Nur da wir von Kindheit auf unsre Sinne in Gemeinschaft und Verbindung brauchen, so verschlingen und gatten sich alle, insonderheit der gründlichste und der deutlichste der Sinne, Gefühl und Gesicht. Die schweren Begriffe, die wir uns langsam und mit Mühe ertappen, werden von Ideen des Gesichts begleitet; dies klärt uns auf, was wir dort nur dunkel faßten, und so wird uns endlich geläufig, das mit einem Blick wegzuhaben, was wir uns anfangs langsam ertasten mußten. Als der Körper unsrer Hand vorkam, ward zugleich das Bild desselben in unser Auge geworfen: die Seele verband beide, und die Idee des schnellen Sehens läuft nachher dem Begriff des langsamen Tastens vor. Wir glauben zu sehen, wo wir nur fühlen und fühlen sollten; wir sehen endlich so viel und so schnell, daß wir nichts mehr fühlen und fühlen können, da doch dieser Sinn unaufhörlich die Grundfeste und der Gewährsmann des vorigen sein muß. In allen diesen Fällen ist das Gesicht nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Die volle Form ist Figur, die Bildsäule ein flacher Kupferstich worden. Im Gesicht ist Traum, im Gefühl Wahrheit.

Daß dem so sei, sehen wir in Fällen, wo sich beide Sinne scheiden und ein neu Medium oder eine neue Formel eintritt, nach der sie sich gatten sollten. Wenn der Stab im Wasser gebrochen scheint, und man greift darnach an unrechter Stelle, so ist wohl hier von keinem Truge der Sinnen die Frage; denn nach einem Strahlenbilde, als solchem, muß ich nicht greifen. Was ich also sah, war wahr, würkliches Bild auf würklicher Fläche; nur wornach ich griff, war nicht wahr; denn wer wird nach einem Bilde auf einer Fläche fassen? — Weil nun aber unser Gesicht und Gefühl als Schwestern zusammen erzogen wurden und von Jugend auf eine der andern die Arbeit tragen half oder sie gar allein übernahm, so geschahe es auch hier, und Schwester verfehlte die Schwester. Sie hatten sich sonst auf der

Erde versucht, nun ist der Fall im Wasser, einem andern Element der Strahlenbrechung, wo sie sich nicht gegeneinander geübt hatten. Ein Wassermann würd's besser getroffen haben.

Abermals ein Beispiel der vorigen Geschichte. „Cheseldens Blinder sah am Gemälde nur ein Farbenbrett; da sich die Figuren lostrennten und er sie erkannte, griff er darnach als nach Körpern." Es scheint sonderbar, ist aber sehr natürlich, und der Fall geschieht öfters. Ein Kind, ein rohes Auge sieht am Gemälde das Farbenbrett öfter, als man denket; es kann sich, solange die Figur ihm am Brett klebt, jenen Schatten, diesen Streif nicht erklären: es gaffet. Nun aber fangen die Figuren an, sich zu beleben; ist's nicht, als ob sie hervorgingen und würden Gestalten? Man sieht sie gegenwärtig, man greift um sie, der Traum wird Wahrheit. Die höchste Liebe und Entzückung macht also gerade das, was dort die Unwissenheit that, und eben das ist der Triumph des Malers! Durch seinen Zaubertrug sollte Gesicht Gefühl werden, so wie bei ihm das Gefühl Gesicht ward.

3.

Ich glaube wohl nicht mehr Exempel häufen zu dörfen zum Erweise eines Satzes, der so augenscheinlich ist: daß „fürs Gesicht eigentlich nur Flächen, Bilder, Figuren eines Plans gehören, Körper aber und Formen der Körper vom Gefühl abhangen". Lasset uns sehen, warum wir der Spekulation so lange nachhingen, und wozu denn endlich der ganze Unterschied hilft!

Mich dünkt, zu manchem. Denn ein Grundgesetz und abgeschiednes Reich der Würkung zweier verschiednen und sich verwirrenden Sinne kann nie leere Spekulation sein. Wären all unsre Begriffe in Wissenschaften und Künsten auf ihren Ursprung zurückgeführt, oder könnten sie dahin zurückgeführt werden, da würden sich Verbindungen sondern und Sonderungen binden, wie man sie in der großen Verwirrung aller Dinge, die wir Leben nennen, nicht ordnet. Da all unsre Begriffe vom Menschen ausgehen oder auf ihn kommen, so muß nahe diesem Mittel-

punkt und der Art, wie er spinnt und würkt, die Quelle der größten Irrtümer und der sichtlichsten Wahrheit aufgespürt werden, oder sie ist nirgend. — Ich bleibe hier nur bei zwei Sinnen und bei einem Begriff derselben Schönheit.

Schönheit hat von Schauen, von Schein den Namen[1], und am leichtesten wird sie auch durchs Schauen, durch schönen Schein erkannt und geschätzet. Nichts ist schneller, klärer, überleuchtender als Sonnenstrahl und unser Auge auf seinen Flügeln; eine Welt außer- und nebeneinander wird ihm auf einen Blick offenbar. Und da diese Welt nicht wie Schall vorübergeht, sondern bleibt und gleichsam selbst zur Beschauung einladet, da der feine Sonnenstrahl so schön färbt und so deutlich zeiget — was Wunder, daß unsre Seelenlehre am liebsten von diesem Sinne Namen borget? Ihr Erkennen ist Sehen, ihr Bestes angenehme Schönheit.

Es ist nicht zu leugnen, daß von dieser Höhe viel sollte übersehen und vieles des Vielen sehr klar, licht und deutlich gemacht werden können. Das Gesicht ist der künstlichste, philosophischte Sinn. Es wird durch die feinsten Übungen, Schlüsse, Vergleichungen gefeilt und berichtigt, es schneidet mit einem Sonnenstrahle. Hätten wir also auch nur aus diesem Sinne eine rechte Phänomenologie[2] des Schönen und Wahren, so hätten wir viel. —

Indessen hätten wir mit ihr nicht alles, am wenigsten das Gründlichste, Einfachste, Erste. Der Sinn des Gesichts würkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher; überdem hat er so vieles und so Zusammengesetztes vor sich, daß man mit ihm wohl nie auf den Grund kommen wird. Er borgt von andern und baut auf andre Sinne; ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage sein, die er nur mit Licht umglänzet. Dringe ich nun nicht in diese Begriffe andrer Sinne, suche ich nicht Gestalt und Form, statt zu ersehen, ur-

[1] Genau nur von dem zweiten. — [2] Lehre von der Entstehung der Erscheinung(en).

sprünglich zu erfassen, so schwebe ich mit meiner Theorie des Schönen und Wahren aus dem Gesichte ewig in der Luft und schwimme mit Seifenblasen. Eine Theorie schöner Formen aus Gesetzen der Optik ist so viel als eine Theorie der Musik aus dem Geschmacke. „Die rote Farbe", sagte jener Blinde, „nun begreife ich sie, sie ist wie der Schall einer Trompete"; und gerade das sind viele Abhandlungen der Ästhetik aus andern in andre Sinne, daß man zuletzt nicht weiß, wo oder wie man dran ist.

Man klassifiziert die schönen Künste ordentlich unter zwei Hauptsinne, Gesicht und Gehör; und dem ersten Hauptmanne gibt man alles, was man will, aber er nicht fodert, Flächen, Formen, Farben, Gestalten, Bildsäulen, Bretter, Sprünge, Kleider. Daß man Bildsäulen sehen kann, daran hat niemand gezweifelt; ob aber aus dem Gesicht sich ursprünglich bestimmen lasse, was schöne Form ist? ob dieser Begriff den Sinn des Gesichts für seinen Ursprung und Oberrichter erkenne? — das läßt sich nicht bloß bezweifeln, sondern gerade verneinen. Lasset ein Geschöpf ganz Auge, ja einen Argus[1] mit hundert Augen hundert Jahr' eine Bildsäule besehen und von allen Seiten betrachten: ist er nicht ein Geschöpf, das Hand hat, das einst tasten und wenigstens sich selbst betasten konnte — ein Vogelauge, ganz Schnabel, ganz Blick, ganz Fittich und Klaue, wird nie von diesem Dinge als Vogelansicht[2] haben. Raum, Winkel, Form, Rundung lerne ich als solche in leibhafter Wahrheit nicht durchs Gesicht erkennen, geschweige das Wesen dieser Kunst, schöne Form, schöne Bildung, die nicht Farbe, nicht Spiel der Proportion, der Symmetrie, des Lichtes und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, sie, die nie gewaltsam unterbrochen, nie widrig vertrieben[3] sich mit Pracht und Schöne um den Kör-

[1] Nach der alten Sage bekanntlich ein hundertäugiger Riese, welcher der von Zeus geliebten Io von Hera zum Wächter beigegeben war. — [2] D. h. eine andere als eine Vogelansicht. — [3] Verzogen, übertrieben.

per wälzet und nimmer ruhend und immer fortschwebend in ihm den Guß, die Fülle, das sanft verblasene entzückende Leibhafte bildet, das nie von Fläche, nie von Ecke oder Winkel weiß — diese Linie kann so wenig Gesichtsfläche, so wenig Tafel und Kupferstich werden, daß gerade mit diesen alles an ihr hin ist. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt daß es sie schaffe; es verwandelt sie in Ecken und Flächen, bei denen es viel ist, wenn sie nicht das schönste Wesen ihrer Innigkeit, Fülle und Runde in lauter Spiegelecken verwandle — unmöglich kann's also Mutter dieser Kunst sein.

Seht jenen Liebhaber, der tiefgesenkt um die Bildsäule wanket! Was thut er nicht, um sein Gesicht zum Gefühl zu machen, zu schauen, als ob er im Dunkeln taste? Er gleitet umher, sucht Ruhe und findet keine, hat keinen Gesichtspunkt wie beim Gemälde, weil tausende ihm nicht gnug sind, weil, sobald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das Lebendige Tafel wird und die schöne runde Gestalt sich in ein erbärmliches Vieleck zerstücket. Darum gleitet er, sein Auge ward Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Finger, als Hand und Lichtstrahl ist, das Bild aus des Urhebers Arm und Seele in sich zu fassen. Sie hat's! die Täuschung ist geschehn: es lebt, und sie fühlt, daß es lebe; und nun spricht sie, nicht, als ob sie sehe, sondern taste, fühle. Eine Bildsäule, kalt beschrieben, gibt so wenig Ideen als eine gemalte Musik; lieber laß sie stehen und gehe vorüber!

Wenn ich *einem* Menschen seine Begeisterung vergebe, so ist's dem Liebhaber der Kunst, dem Künstler; denn ohne sie war kein Liebhaber, kein Künstler. Der elende Tropf, der vorm Modell sitzt und alles platt und flach siehet, der Arme, der vor der lebenden Person steht und nur ein Farbenbrett an ihr gewahr wird, sind Klecker, nicht Künstler. Sollen die Figuren von der Leinwand vortreten, wachsen, sich beseelen, sprechen, handeln: gewiß, so mußten sie dem Künstler auch so erscheinen und von ihm gefühlt sein. Phidias, der den Donnergott bildete, als er im

Homer las[1] und vom Haupte Jupiters, von seiner fallenden Locke ihm Kraft herabsank, dem Gotte näherzutreten und ihn zu umfangen in Majestät und Liebe; Apollonius Nestorides[2], der den Herkules machte und den Riesenbezwinger in Brust, in Hüften, in Armen, im ganzen Körper fühlte; Agasias[2], als er den Fechter schuf und in allen Sehnen ihn tastete und in allen Kräften ihn hingab — wenn diese nicht begeistert sprechen dorften, wer darf's denn? Sie sprachen durch ihr Werk und schwiegen; der Liebhaber fühlt, schafft ihnen nach und stammlet im Umfang[3], im Meere von Leben, was ihn ergreifet. — Überhaupt, je näher wir einem Gegenstande kommen, desto lebendiger wird unsre Sprache, und je lebendiger wir ihn von fern her fühlen, desto beschwerlicher wird uns der trennende Raum, desto mehr wallen wir zu ihm. Wehe dem Liebhaber, der in behaglicher Ruhe seine Geliebte von fern als ein flaches Bild ansieht und gnug hat! wehe dem Apollo-, dem Herkulesbildner, der nie einen Wuchs Apollos umschlang, der eine Brust, einen Rücken Herkules' auch nie im Traume fühlte! Aus nichts kann wahrlich nichts anders als nichts und aus dem unfühlenden Sonnenstrahl nie warme, schaffende Hand werden.

4.

Ist's einmal erlaubt, über Werk zu reden und über Kunst zu philosophieren, so muß die Philosophie wenigstens genau sein und wo möglich zu den ersten, einfachsten Begriffen reichen. Als das Philosophieren über schöne Kunst einmal noch Mode war, suchte ich lange über dem eigentlichen Begriff, der schöne Formen und Farben, Bildnerei und Malerei trenne, und — fand ihn nicht.* Immer Malerei und Bildhauerei ineinander, unter einem

* Falconets[4] Gedanken von der Bildhauerkunst (übersetzt „Neue Bibliothek der Wissenschaften", Bd. 1, St. 1) sind die treffliche Vorlesung eines Künstlers, dessen Zweck es gar nicht ist, die Grenzen zweener Künste philosophisch zu sondern.

[1] „Ilias", Ges. 1, V. 528 ff. — [2] Apollonius, der Sohn des Nestor (um 150 v. Chr.), ist am Torso des ruhenden Herkules im Belvedere inschriftlich als der Künstler bezeichnet, ebenso Agasias, des Dositheos Sohn, aus Ephesus (2. Jahrh. v. Chr.) als der Schöpfer des Borghesischen Fechters. — [3] D. h. im Umfangen; vgl. Z. 3. — [4] Vgl. S. 66, Z. 8 ff.

Sinne, also unter einem Organ der Seele, das Schöne in beiden zu schaffen und zu empfinden; also auch dies Schöne völlig auf eine Art, durch einerlei natürliche Zeichen, in einem Raume nebeneinanderwürkend, nur eins in Formen, das andre auf der Fläche. Ich muß sagen, ich begriff dabei wenig. Zwo Künste im Gebiet eines Sinnes müssen auch geradezu subjektiv einerlei Gesetze des Wahren und Schönen haben; denn sie kommen zu einer Pforte hinein, wie sie beide zu einer herausgingen und ja nur für einen Sinn da sind. Die Malerei muß also so sehr skulpturieren, die Skulptur so viel malen können, als sie will, und es muß schön sein; sie dienen ja einem Sinne, regen einen Punkt der Seele, und nichts ist doch unwahrer als dies. Ich verfolgte beide Künste und fand, daß kein einziges Gesetz, keine Bemerkung, keine Würkung der einen ohn Unterschied und Einschränkung auf die andre passe. Ich fand, daß gerade, je eigner etwas einer Kunst sei und gleichsam als einheimisch derselben in ihr große Würkung thue, desto weniger lasse es sich platt anwenden und übertragen, ohne die entsetzlichste Würkung. Ich fand arge Beispiele davon in der Ausführung, aber noch ungleich ärgere in der Theorie und Philosophie dieser Künste, die oft von Unwissenden der Kunst und Wissenschaft[1] geschrieben, alles seltsam durcheinandergemischt, beide nicht als zwo Schwestern oder Halbschwestern, sondern meistens als ein doppelt Eins betrachtet und keinen Plunder an der einen gefunden haben, der nicht auch der andern gebühre. Daher nun jene erbärmliche Kritiken, jene armselige, verbietende und verengernde Kunstregeln, jenes bittersüße Geschwätz vom allgemeinen Schönen, woran sich der Jünger verdirbt, das dem Meister ekelt, und das doch der kennerische Pöbel als Weisheitssprüche im Munde führet. Endlich kam ich auf meinen Begriff, der mir so wahr, der Natur unsrer Sinne, beider Künste und hundert sonderbaren Erfahrungen so gemäß schien, daß er, als der eigentliche subjektive

[1] D. h. in der Kunst und Wissenschaft Unbewanderten.

Grenzstein, beide Künste und ihre Eindrücke und Regeln auf die lindeste Weise scheidet. Ich gewann einen Punkt, zu sehen, was jeder Kunst eigen oder fremde, Macht oder Bedürfnis, Traum oder Wahrheit sei, und es war, als ob mir ein Sinn würde, die Natur des Schönen da furchtsam von ferne zu ahnden, wo — doch ich plaudre zu frühe und zu viel. Hier ist der nackte Umriß, wie ich glaube, daß die Künste des Schönen sich zu einander verhalten:

Einen Sinn haben wir, der Teile außer sich nebeneinander, einen andern, der sie nacheinander, einen dritten, der sie ineinander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl.

Teile nebeneinander geben eine Fläche, Teile nacheinander am reinsten und einfachsten sind Töne, Teile auf einmal in-, neben-, beieinander Körper oder Formen. Es gibt also in uns einen Sinn für Flächen, Töne, Formen, und wenn's dabei aufs Schöne ankommt, drei Sinne für drei Gattungen der Schönheit, die unterschieden sein müssen wie Fläche, Ton, Körper. Und wenn's Künste gibt, wo jede in einer dieser Gattungen arbeitet, so kennen wir auch ihr Gebiet von außen und innen, Fläche, Ton, Körper, wie Gesicht, Gehör, Gefühl. Dies sind sodann Grenzen, die ihnen die Natur anwies, und keine Verabredung; die also auch keine Verabredung ändern kann, oder die Natur rächet. Eine Tonkunst, die malen, und eine Malerei, die tönen, und eine Bildnerei, die färben, und eine Schilderei, die in Stein hauen will, sind lauter Abarten, ohne oder mit falscher Würkung. Und alle drei verhalten sich zu einander als Fläche, Ton, Körper, oder wie Raum, Zeit und Kraft, die drei größten Medien der allweiten Schöpfung, mit denen sie alles fasset, alles umschränket.

Lasset uns sogleich ein, zwei Folgerungen sehen, wie sich Bild- und Malerei im ganzen verhalten!

Ist diese die Kunst fürs Auge, und ist's wahr, daß das Auge nur Fläche und alles wie Fläche, wie Bild empfindet, so ist das Werk der Malerei tabula, tavola, tableau, eine Bildertafel, auf der die Schöpfung des Künstlers wie Traum dasteht, in der alles

also auf dem Anschein, auf dem Nebeneinander beruhet. Hievon also muß Erfindung und Anordnung, Einheit und Mannigfaltigkeit (und wie die Litanei von Kunstnamen weiter heiße) ausgehen, darauf zurückkommen, und ist, wieviele Kapitel und Bände davon gefüllt werden, dem Künstler selbst aus einem sehr einfachen Grundsatze, der Natur seiner Kunst, mehr als sichtbar. Diese ist ihm das eine Königsgesetz, außer dem er keines kennet, die Göttin, die er verehret. In der treuen Behandlung seines Werks muß ihm alle Philosophie darüber in Grund und Wurzel und als etwas so Einfaches erscheinen, dessen alle das vielfache Geschwätz nicht wert ist.

Die Bildnerei arbeitet ineinander, ein lebendes, ein Werk voll Seele, das da sei und daure. Schatte und Morgenrot, Blitz und Donner, Bach und Flamme kann sie nicht bilden, so wenig das die tastende Hand greifen kann; aber warum soll dies deshalb auch der Malerei versagt sein? Was hat diese für ein ander Gesetz, für andre Macht und Beruf, als die große Tafel der Natur mit allen ihren Erscheinungen in ihrer großen, schönen Sichtbarkeit zu schildern? Und mit welchem Zauber thut sie's! Die sind nicht klug, die die Landschaftsmalerei, die Naturstücke des großen Zusammenhanges der Schöpfung verachten, herunterſetzen oder gar dem Künstler affenernstlich untersagen. Ein Maler, und soll kein Maler sein? Ein Schilderer, und soll nicht schildern? Bildsäulen drechseln soll er mit seinem Pinsel und mit seinen Farben geigen, wie's ihrem echten antiken Geschmacke behagt. Die Tafel der Schöpfung schildern, ist ihnen unedel; als ob nicht Himmel und Erde besser wäre und mehr auf sich hätte als ein Krüppel, der zwischen ihnen schleicht, und dessen Konterfeiung mit Gewalt einzige würdige Malerei sein soll.

Bildnerei schafft schöne Formen, sie drängt ineinander und stellt dar; notwendig muß sie also schaffen, was ihre Darstellung verdient, und was für sich dasteht. Sie kann nicht durch das Nebeneinander gewinnen, daß eins dem andern aushelfe und doch also alles so schlecht nicht sei; denn in ihr ist eins alles und

alles nur eins. Ist dies unwürdig, leblos, schlecht, nichtssagend — schade um Meißel und Marmor! Kröte und Frosch, Fels und Matratze zu bilden, war der Rede nicht wert, wenn sie nicht etwa einem höhern Werk als Beigehörde dienen und also nicht Hauptwerk sein *wollen*. Wo Seele lebt und einen edlen Körper durchhaucht und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Tiere, das bilde die Kunst, und das hat sie gebildet. — Wer aber mit hoher idealischer Strenge dies Gesetz abermals den Schilderern, den Malern der großen Naturtafel aufbürdet, der greife ja nach seinem Kopfe, wie er etwa zu schildern wäre.

Endlich die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum; jene ganz Darstellung, diese erzählender Zauber — welch ein Unterschied! und wie wenig stehen sie auf *einem* Grunde! Eine Bildsäule kann mich umfassen, daß ich vor ihr knie, ihr Freund und Gespiele werde, sie ist gegenwärtig, sie ist da. Die schönste Malerei ist Roman, Traum eines Traumes. Sie kann mich mit sich verschweben, Augenblicke gegenwärtig werden und, wie ein Engel in Licht gekleidet, mich mit sich fortziehn: aber der Eindruck ist anders, als er dort war. Der Lichtstrahl weicht hin, es ist Glanz, Bild, Gedanke, Farbe. — Ich kann mir keinen Theoristen, der Mensch ist, vorstellen und sich die zwo Sachen auf *einem* Grunde denket.

Lasset uns einige andere Fragen sehen, die als Alterkationen[1] zwischen beiden Künsten oft aufgeworfen, zum Teil schlecht beantwortet sind und sich aus unserm Gesichtspunkt sonnenklar ergeben.

---

[1] Wortzänkereien.

Zweiter Abschnitt.

1.

Bildhauerkunst und Malerei, warum bekleiden sie nicht mit **einem** Glücke, nicht auf **einerlei** Art?

Antwort: Weil die Bildnerei eigentlich gar nicht bekleiden kann und die Malerei immer kleidet.

Die Bildnerei kann gar nicht bekleiden; denn offenbar verhüllet sie gleich unter dem Kleide; es ist nicht mehr ein menschlicher Körper, sondern ein langgekleideter Block. Kleid als Kleid kann sie nicht bilden, denn dies ist kein Solidum, kein Völliges, Rundes. Es ist nur die Hülle unsres Körpers der Notwendigkeit wegen, eine Wolke gleichsam, die uns umgibt, ein Schatte, ein Schleier. Je mehr es in der Natur selbst drückend wird und dem Körper Wuchs, Gestalt, Gang, Kraft nimmt, desto mehr fühlen wir die fremde, unwesentliche Last. Und nun in der Kunst ist ein Gewand von Stein, Erz, Holz ja im höchsten Grade drückend! Es ist kein Schatte, kein Schleier, gar kein Gewand mehr: es ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung, ein herabhangender Klumpe. Thue die Augen zu und taste, so wirst du das Unding fühlen!

In keinem Lande konnte daher die Bildnerei gedeihen, wo solche Steinklumpen notwendig waren, wo der Künstler statt schöner und edler Körper Matratzen bilden mußte. In Morgenlande, wo man aus sehr guten Gründen[1] die Verhüllung des

[1] Was Herder meint, ergibt sich etwa aus folgenden Stellen der Entwürfe: „Unter keinem Volk hat sich die Bildhauerei als Kunst des Schönen hoch aufnehmen können, wo eine solche völlige Verhüllung, es sei aus welcher Ursache es wolle, Haupterfordernis war. Die Morgenländer z. B., die die Verhüllung für Körper und Seele so sehr liebten, konnten daher auch weder die Philosophie noch die Kunst des Schönen zu ihrer völligen freien Wahrheit heraufbringen. Von den Ägyptern soll's bewiesen werden, daß ihre Kunst ganz etwas anders als Arbeit aufs Schöne habe sein wollen [er sieht ihr Wesen in der lebenertötenden Symmetrie, Ein- und Unterordnung].... Die Griechen aber, wie haben sie in den schönsten Bildern ihrer schönsten Zeiten die Gewänder ausgespart!... Hier im Gefühl der Bildsäule, was kümmert uns Prinz, Priester, Opfer und Volk?" (SWS, Bd. 8, S. 134). Schlechthin schöne Menschlichkeit will

Körpers liebte, wo man ihn als Geheimnis betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar wären, in ihm war keine Bildnerei möglich, ja im jüdischen Lande gar nicht erlaubt. Bei den Ägyptern ging sie daher, trotz des hohen Mechanischen der Kunst, einen ganz andern Weg, seitwärts ab vom Schönen. Bei den Römern konnte sie auch wegen der Toga und Tunika, Thorax[1] und Paludament[2] sich der Nation nie einverleiben, um höher zu steigen; sie blieb griechisch oder ging zurück. In der Geschichte der Mönche und Heiligen konnte sie keine Fortschritte thun, denn Mönch und Nonne waren verschleiert, der Künstler hatte statt Körper faltige Steindecken zu bilden. Sowohl der spanischen als unsrer Tracht mag sich etwa die Malerei, aber wahrlich nicht die Bildsäule erfreuen. Wir haben die spanische zur Ritter-, Priester- und Narrentracht gemacht; die unsre, mit Lappen und Flicken, Spitzen und Ecken, Schnitten und Taschen, müßte in Marmor ein wahres Göttergewand werden. Ein Held in seiner Uniform, allenfalls noch die Fahne in der Hand und den Hut auf ein Ohr gedrückt, so ganz in Stein gebildet, wahrlich, das müßte ein Held sein! Der Künstler, der ihn machte, wäre wenigstens ein schöner Kommißschneider. Betaste die Statue in dunkler Nacht, du wirst an Form und Schönheit Wunderdinge in ihr fühlen!

Wie anders die Griechen! Sie, die gebornen Künstler des

---

die griechische Kunst, ihr ist „Bewegung die sinnliche Ankündigung des Lebens, Leben die Ankündigung der Seele; so und nur so spricht [ihr] die Seele durch Körper" (ebenda, S. 100); erstarrende Ertötung des Sinnenlebens, starre Unterwürfigkeit ist dagegen das Kennzeichen der orientalischen Kultur: „Wie verschieden redet die ängstliche (sorgsame) Stirn des Ägypters, die freie, offene Stirn des Griechen, . . ., die niedergeworfene des Orient-Beters!" (Ebenda, S. 91.) — „Daher erklärt sich die Idee des Geschmacks dieser Völker, die ewige Festigkeit so wie Ruhe und Tod liebten und aus Aberglauben das Grab zu ihrer Wohnung machten. Man sieht aber auch, daß, soll der Körper nur leben: so fällt also Symmetrie im härtsten Verstande schon weg, und sie ist nicht Hauptbegriff der Kunst. Bei Ägyptern ist's Hauptbegriff; kein Glied thue was: alles so viel als möglich, daß es nichts thue; das war ihr Begriff der Vollkommenheit. Der Chinese noch jetzt. Wie wäre ein Ägypter erschrocken, wenn er eingeführt wäre in die Säle der Griechen mit ihrer Handlung und Aktion! ‚Alles stürmt; alles unruhig! in unsern Tempeln schweigt alles!'" (Ebenda, S. 95.) — [1] Brustpanzer. — [2] Soldatenmantel.

Schönen, Erzhüllen und Steindecken warfen sie ab und bildeten, was gebildet werden konnte: schöne Körper. Apollo, vom Siege Pythons*[1] kam er unbekleidet? Zerbrach der Künstler sich den Kopf, um doch hier einer Armseligkeit des Üblichen treu zu bleiben? Nichts! er stellte den Gott, den Jüngling, den Überwinder mit seinen schönen Schenkeln, freier Brust und jungen Baumeswuchse nackt dar; die Last des Kleides wurde zurückgeschoben, wo sie am wenigsten verbarg, wo sie den Gang des Edlen nicht hindert, wo sie vielmehr seinem hochmütigen Stande wohlthut und auch nur als die leichte Beute des Überwinders schwebet. Laokoon, der Mann, der Priester, der Königssohn, bei einem Opfer, vor dem versammleten Volke, war er nackt? stand er unbekleidet da, als ihn die Schlangen umfielen? Wer denkt daran, wenn er jetzt den Laokoon der Kunst siehet? wer soll daran denken? Wer an die vittas denken, sanie atroque cruore madentes[2], da die hier nichts thäten, als seine leidende Stirn voll Seufzen und Todeskampfes zum priesterlichen Steinpflaster zu machen? wer an ein Opfergewand denken, das diese arbeitende Brust, diese giftgeschwollenen Adern, diese ringenden und schon ermattenden Vaterhände zu totem Fels schüfe? O der Pedanten des Üblichen, des schönbeschreibenden Virgils, die ja nur Priesterfiguren im Holzmantel sehen mögen! — und immer nur solche sehen sollten! —

Es war vom Griechen Sprüchwort, daß er lieber Fülle als Hülle gab[3], das ist schöne Fülle, denn sonst bekleidete er auch. Philosophen, Cybelen, hundertjährige Matronen konnten immer bekleidet dastehn, auch wo es Gottesdienst und Zweck und Eindruck der Bildsäule foderte oder ertrug. Ein Philosoph ist ja nur immer Kopf- oder Brustbild, wenn er also auch nur wie

* Winckelmanns Gesch. d. K., S. 392.

[1] Herder sieht — fälschlich noch — in dem bekannten Belvederischen Apollo eine Darstellung Apollos, wie er, vom Siege über den Drachen Python heimkehrend, von Delphi Besitz ergreift und den Bau eines Tempels daselbst anordnet. — [2] An „die vor Geifer und schwarzem Blute triefenden Binden" (Vergil, „Äneis", Buch 2, V. 221). — [3] Vgl. S. 89, Anmerkung.

Zeno[1] sein Haupt über der Steinhülle zeiget; er muß nicht als Jüngling oder Fechter dastehn. Eine Niobe, diese unglückliche Mutter inmitte ihrer unglücklichen Kinder, die hülflos um sie jammern und alle in ihren Schoß fliehen möchten, wie es die Jüngste thut — sie kniet weit- und reichbekleidet da; denn sie ist Mutter, und ihr todesstarres, gen Himmel gewandtes Gesicht samt der Tochter in ihrem Schoße ist Ausdruck gnug, auf den der Künstler hier würkte, und nicht auf kalte, nackte Körperschönheit[2]. Eine Juno Matrona unbekleidet wäre dem entgegen, was sie ist, was sie selbst vor Paris war: Ehrfurcht soll sie einflößen, nicht Liebe. Das Haupt der Nymphen und Vestalinnen, die unsterblich schöne Diana muß bekleidet sein, wie es ihr Stand und Charakter gebietet und die Kunst es zuläßt. Aber eine Gestalt der Schönheit, der Liebe, des Reizes, der Jugend, Bacchus und Apollo, Charis und Aphrodite, unter einem Mantel von Stein wäre alles, was sie sind, was sie hier durch den Künstler sein sollten, verschleiert und verloren. Und man kann überhaupt den Grundsatz annehmen, „daß, wo der griechische Künstler auf Bildung und Darstellung eines schönen Körpers ausging, wo ihm nichts Religiöses oder Charakteristisches im Wege stand, wo seine Figur ein freies Geschöpf der Muse, ein substanzielles Kunstbild, kein Emblem, keine historische Gruppe, sondern Bild der Schönheit sein sollte, da bekleidete er nie, da enthüllte er, was er trotz dem Üblichen enthüllen konnte".

Wir betrachten hier nicht, was dies Nackte auf die Sitten der Griechen für Einfluß hatte; denn mit solchen Sprüngen von einem Felde ins andre kommt man nicht weit. Nichts ist feinerer Natur als Zucht und das Wohlanständige oder Ärgerliche des Auges; es kommt dabei so viel auf Himmelsstrich, Kleidungs-

[1] Die als Zeno (Begründer der stoischen Philosophenschule um 300 v. Chr.) angesprochene Bildsäule (Visconti, „Iconographia graeca", Taf. 23, Nr. 1; Baumeister, „Denkmäler des klassischen Altertums", Abb. 2376) ist eine Herme, die über dürftigster Andeutung der Schulterblätter nur den Hals und darauf einen schiefgehaltenen, finsteren Denkerkopf trägt. — [2] Mit Beziehung auf die Gruppe der Niobe und ihrer Kinder in Florenz, von denen manche Figuren dem Praxiteles oder Skopas zugeschrieben werden.

art, Spiele, frühe Gewohnheit und Erziehung, auf den Stand, den beide Geschlechter gegeneinander haben, insonderheit auf den Abgrund von Sonderbarkeiten an, den man Charakter der Nation nennet, daß die Untersuchung dessen ein eignes Buch werden dörfte. Es konnte den Goten, die aus Norden kamen, die würklich züchtiger und unter ihrem Himmelsstrich an dichtere Kleider gewöhnt waren, bei denen das weibliche Geschlecht zum männlichen überhaupt anders stand als bei den Griechen, und die überdem die Statuen unter einem verderbten Volke fanden, das vielleicht seinen Untergang mit von ihnen her hatte — ich sage, diesen Goten konnte (auch ihre neue Religion[1] unbetrachtet) der Anblick der Statuen mit Recht sehr widrig sein, daher die meisten auch so ein unglückliches Ende nahmen[2], ohne daß man deshalb von Goten auf Griechen geradezu schließen müßte. Wenn unter uns dies nackte Reich der Statuen plötzlich auf Weg und Steg gepflanzt würde, wie einige neuere Schöndenker nicht undeutlich angeraten haben[3], so muß man von dem Eindruck, den sie da und dem Pöbel (dem Pöbel von und ohne Stande) insonderheit zuerst machen würden, nicht sofort auf ein fremdes Volk ganz andrer Sitten und Erziehung schließen. Überhaupt ist züchtig sein und geärgert werden, Tugend ausbreiten und die Kunst hassen schrecklich verschieden, wie die Folge noch mehr zeigen wird. Hier ist auch diese Ausschweifung schon zu lang; wir reden hier von Kunst und von Griechen, nicht von Sitten und Deutschen. Ich fahre fort.

Wo auch der Grieche bekleiden mußte, wo es ihm ein Gesetz auflegte, den schönen Körper, den er bilden wollte, und den die Kunst allein bilden kann und soll, hinter Lumpen zu verstecken — gab's kein Mittel, dem fremden Drucke zu entkommen oder sich mit ihm abzufinden? Zu bekleiden, daß doch nicht verhüllt würde? Gewand anzubringen und der Körper doch seinen Wuchs,

[1] Das angenommene (arianische) Christentum. — [2] Insofern sie umgestürzt wurden. Vgl. Abschnitt 5, Absatz 5, am Ende. — [3] Herder denkt wohl an die Bildnisse in Schloßgärten aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

seine schöne runde Fülle behielte? Wie wenn er durchschiene? In der Bildnerei bei einem Solido kann nichts durchscheinen, sie arbeitet für die Hand und nicht fürs Auge. Und siehe, eben für die Hand erfanden die feinen Griechen Auskunft. Ist nur der tastende Finger betrogen, daß er Gewand und zugleich Körper taste: der fremde Richter, das Auge, muß folgen. Kurz, es sind der Griechen nasse Gewänder.

Es ist über sie so viel und so viel Falsches gesagt, daß man sich fast mehr zu sagen scheuet. Jedermann war's auffallend, daß sie in der Bildhauerei so viel, in der Malerei keine Würkung thun. Und zugleich schienen sie so unnatürlich — so unnatürlich, und doch so würksam? so wahr und schön in der Kunst, und in der Natur so häßlich? also schön und häßlich, wahr und falsch — wer gibt Auskunft? — Winckelmann[1] sagt, daß sie nichts als Nachbildung der alten griechischen Tracht in Leinwand sei'n; ich weiß nicht, ob die Griechen je nasse, an der Haut klebende Leinwand getragen, und hier war eigentlich die Frage, warum sie der Künstler so kleben ließ und nicht trocknete. Führen wir sein Werk, seine Kunst auf ihren rechten Sinn zurück, so antwortet die Sache. Es war nämlich einzige Auskunft, den tastenden Finger und das Auge, das jetzt nur als Finger tastet, zu betrügen, ihm ein Kleid zu geben, das doch nur gleichsam ein Kleid sei, Wolke, Schleier, Nebel — doch nein, nicht Wolke und Nebel, denn das Auge hat hier nichts zu nebeln: nasses Gewand gab er ihm, das der Finger durchfühle! Das Wesen seiner Kunst blieb, der schlanke Leib, das runde Knie, die weiche Hüfte, die Traube der jugendlichen Brust, und dem äußern Erfordernisse kam man doch auch nach. Es war gleichsam ein Kleid, wie die Götter Homers gleichsam Blut haben: die Fülle des Körpers, die kein Gleichsam, die Wesen der Kunst ist, war und blieb Hauptwerk.

[1] „Geschichte der Kunst" (Dresden 1764), Buch 6, Kap. 1, § 4. Thatsächlich tragen im wesentlichen nur Tau-, Wiesen-, Wassergottheiten und Badende solche Kleider.

Ganz anders verhält sich's mit der Malerei, die, wie gesagt worden, nichts als Kleid ist, das ist schöne Hülle, Zauberei mit Licht und Farben zur schönen Ansicht. Sie würkt auf Fläche und kann nichts als Oberfläche geben; zu der gehören auch Kleider. Für unser Auge sind diese die täglichen Erscheinungen der Wahrheit, des Üblichen, der Pracht, der Zierde. Eben der Farbe, des Putzes, des schönen Anscheins wegen werden sie oft gewählt und gemustert, sind der schauenden schönen Welt so viel mehr als Bedürfnis — warum sollten sie's nicht auch der schauenden schönen Kunst sein? Malerei kann Kleid, als das edelste, was es ist, bearbeiten, als ein gebrochnes Licht, ein Zauberduft fürs Auge, der alles erhöhet, als Nebel und schöne Farbe — warum sollte sie's also nicht thun? Warum müßte sie den Vorzug ihres Sinnes dem Mangel eines fremden Sinnes aufopfern, mit dem sie nichts gemein hat? Würde unter den Händen des Bildners ein Kleid das, was es unter ihren Händen, unter dem Zauberfinger des Lichts ist, so wäre er Thor, wenn er's nicht brauchte.

Es sind also ungemein feine Köpfe, die der Malerei die nackten Fleischmassen und wohl gar die nassen Gewänder anraten, weil sie damit ihrer ältern lieben Schwester, Bildhauerkunst, näherkomme und wohl gar antikisch würde. Nackt und steif und häßlich kann sie freilich damit werden, ohne ein Gutes zu erbeuten, was ihre ältere Schwester mit Nacktheit und Nässe erreichet. Das Bedürfnis einer fremden Kunst zum Wesen der seinigen zu machen und darüber die Vorteile der seinigen verlieren — so etwas kommt meistens aus dem lieben Modeln und Vergleichen. Jüngste Gerichte voll Fleisch wie Heu, und Dianenbäder wie Fleischmärkte! Nichts ist lächerlicher, als Statuen aufs Brett zu kleben und da die Kleider gar zu netzen, wo alles blühn und duften soll.

„Aber die alten großen Maler ahmten doch Bildsäulen nach: von Raphael hat man ja so manche Märchen, daß er —". Das ahmten sie aber nicht nach, was nicht aufs Brett gehört, ohne daß es dadurch dreimal Brett würde. Eben jene alte große

Maler, welch großes Gefühl hatten sie vom Wurf der Kleider, wie eben hier die Malerei in ihrem Zauberlande des schönen Truges, in der Werkstätte ihrer Allmacht mit Licht und Farbe sei! Daß dieses Kleid rausche und jenes dufte und schwebe; daß man hier in die Falten des Gewandes greift und glaubt, da es doch nur Fläche ist, so tief zu greifen; daß diese Farbe, dieser Grund jene Figuren so himmlisch mache, so höhe und hebe; jener Wurf, jener Wechsel dem Ganzen Lieblichkeit, Anmut, Mannigfaltigkeit gewähre — was ich hier so allgemein, so unbestimmt sage, welcher Liebhaber, welcher Meister hat's nicht in tausend einzelnen Fällen, mit tausend Kunstgriffen und Meisterzügen erprobet? Malerei ist Repräsentation, eine Zauberwelt mit Licht und Farben fürs Auge; dem Sinne muß sie folgen, und was ihr der Sinn für Zauberstäbe gewährt, darf sie nicht wegwerfen.

Selbst im Reizbaren zur Verführung ist das Nackte in beiden Künsten gar nicht dasselbe. Eine Statue steht ganz da, unter freiem Himmel, gleichsam im Paradiese: Nachbild eines schönen Geschöpfs Gottes, und um sie ist Unschuld. Winckelmann sagt recht, daß der Spanier ein Vieh gewesen sein muß, den die Statue jener Tugend zu Rom lüstete, die nun die Decke trägt[1]; die reinen und schönen Formen dieser Kunst können wohl Freundschaft, Liebe, tägliche Sprache, nur beim Vieh aber Wollust stiften. — Mit dem Zauber der Malerei ist's anders. Da sie nicht körperliche Darstellung, sondern nur Schilderung, Phantasie, Repräsentation ist, so öffnet sie auch der Phantasie ein weites Feld und lockt sie in ihre gefärbte, duftende Wollustgärten. Die kranken Schlemmer aller Zeiten füllten ihre Kabinette der Wollust immer lieber mit unzüchtigen Gemälden als Bildsäulen; denn in diesen, selbst im schlummernden Hermaphroditen, ist

[1] Die jetzt in der Unterfigur mit einem Blechmantel umgebene Nachbildung der Knidischen Venus von Praxiteles; die Stelle bei Winckelmann ist unbekannt. „Jener Tugend" = jener paradiesischen Unschuld (Lambel). Vgl. die Zeilen vorher und die Bezeichnung der Aphrodite als „in sich gehüllte Scham und Bescheidenheit" im 66. Humanitätsbriefe (SWS, Bd. 17, S. 357).

eigentlich keine Unzucht. Die Chäreen[1], alt und neu, erbauen sich lieber an Gemälden des Schwans mit der Leda als an ganzen Vorstellungen desselben. Die Phantasie will nur Duft, Schein, lockende Farbe haben: mit der treuen Natur der ganzen Wahrheit sind ihr die Flügel gebunden, es stehet zu wahr da. Die Bildsäule bleibt immer nackt stehen, aber die schöne Danae von Titian muß weislich ein Vorhängchen decken[2]; es ist die Zaubertafel für einen verdorbnen Sinn, der, verlockt, gar keine Grenzen kennet.

Auch hieraus ergibt sich, warum die Neuern den Alten in schöner Form weiter nachbleiben als im schönen Anschein. Schöner Anschein kann manches werden, was gerade nicht schöne Form und die tiefgefühlte, treue, nackte Wahrheit ist; zu dieser zu gelangen, sind unstreitig jetzo viel weniger Mittel als voraus. Winckelmann[3] hat's unverbesserlich gesagt, was unter dem schönen griechischen Himmel, in ihrer Frei- und Fröhlichkeit von Jugend auf, bei ihren unverhülleten Tänzen, Kampf- und Wettspielen das Auge des Künstlers gewann. Nur die Formen können wir treu, ganz, wahr, lebendig geben, die sich uns also mitteilten, die durch den lebendigen Sinn in uns leben. Es ist bekannt, daß einige der größten neuern Maler nur immer ihre Geliebte, Tochter oder ihr Weib schilderten, unstreitig, weil sie nichts anders in Seele und Sinnen besaßen. Raphael war reich

[1] Der ins Haus seiner Geliebten eingedrungene Chärea entzündet sich in Terenz' „Eunuch", Akt 3, Sz. 5, V. 36, vollends zur Überlistung des Mädchens an dem eben auch von diesem betrachteten Gemälde der Danae, die Zeus' goldener Regen umfängt. — [2] Danae, auf einem am Kopfende mit einem Vorhang überspannten Lager des ihr in goldenem Regen nahenden Zeus gewärtig, ist von Tizian in zwei Meisterwerken dargestellt worden, 1545 in dem jetzt im Neapeler Museum befindlichen Gemälde, auf dem nur die staunend emporgerichteten Blicke eines Amor auf den nahenden Gott deuten, Danae selbst aber das Lagertuch über den rechten, dem Beschauer zugekehrten Oberschenkel gezogen hat (Künstler-Monographie „Tizian", herausgegeben von H. Knackfuß, Abb. 79), und 1554 in dem jetzt im Madrider Prado-Museum befindlichen Werke, worauf Zeus' Nahen durch fallenden goldenen Regen veranschaulicht ist, und von dem es zwei Wiederholungen gibt, in der Petersburger Ermitage und in der Kaiserlichen Galerie in Wien (ebenda, Abb. 94). Herder scheint an das Neapeler Bild zu denken. — [3] „Gedanken über die Nachahmung" (Seufferts „Litteratur-Denkmale", Bd. 20, S. 9 ff.) und „Geschichte der Kunst" Buch 4, Kap. 1, § 4.

an lebendigen Gestalten, weil seine Neigung, sein warmes Herz ihn hinriß und alle diese, erfühlt und genossen, sein eigen waren. Er geriet dabei auf Abwege, endete früh sein unersetzliches Leben[1] — und manche Trödelköpfe können es gar nicht begreifen, wie der himmlische Raphael irdische Mädchen geliebt habe. Bekam er von ihnen nicht seine Umrisse, seine warmen, lebendigen Formen: vom Himmel und kalten Statuen allein würde er sie nicht bekommen haben. Und doch war Raphael noch kein Praxiteles, kein Lysippus[2], der ohne Zweifel diese Formen so ursprünglicher kennen mußte, als Bildhauerei nicht schildert, sondern schafft und darstellt. Solange also nicht das griechische Zeitalter der Knaben- und Mädchenliebe in seiner offnen Jugendunschuld, als Spiel und Freude zurückkehrt, solange der Künstler steife Modelle von Fischbeinröcken und Schnürbrüsten sieht und ja nichts weiter, so ist's nur Thorheit, griechische Bildkunst erwarten oder hervorbringen zu wollen. Sein Sinn versagt ihm; soll er Engelsformen, Apollos- und Hourisgestalten[3] aus der Luft greifen? Daher gegriffen sind sie Schaumblasen, die zergehen, ehe er sie der Hand, viel weniger dem Stein einverleibet. Mit einem großen Teil der Malerei, freilich nicht mit dem, der auch schöne Formen enthält und als lebendiger Traum zunächst an jene wachende Wahrheit grenzet, ist's anders.*

* Ein neuer, sehr denkender Künstler, Falconet[4], hat manches für die reiche und (kurz zu sagen) malerische Bekleidung der Bildsäulen gesagt, was in unsern Zeiten, da den meisten Anschauenden die Bildnerkunst selbst nur Malerei ist, wahr sein kann; mich dünkt indessen, es gelte nur als Ausnahme und Hülfe, weil wir zur nackten Fülle der Alten nicht mehr kommen können und uns also diesen Mangel durch den Wurf der Kleider ersetzen mögen, die in der Bildnerei doch nie mehr Kleider sind.

[1] Verbreitet wurde diese Fabel durch den florentinischen Kunstschriftsteller Giorgio Vasari (1511—74) in seinen „Künstlerbiographieen" XXVII, 5, 6. — [2] Gleich Praxiteles ein berühmter griechischer Bildhauer des 4. Jahrh. v. Chr. — [3] Frauengestalten des mohammedanischen Paradieses. — [4] Vgl. S. 66 u. S. 84, Z. 29.

2.

Warum wird die Bildsäule durch Färbung nach der Natur und ähnliche Anwürfe nicht schön, sondern häßlich, da doch in der Malerei Farbe so große Würkung thut?

Antwort: Weil Farbe nicht Form ist, weil sie also dem verschlossenen Auge und tastenden Sinne nicht merkbar wird oder merkbar sogleich die schöne Form hindert. Sie ist Sandkorn, Tünche, fremder Anwuchs, worauf wir stoßen, und der uns vom reinen Gefühl dessen, was die Natur sein sollte, wegzeucht.

Die oben gesetzte und oft aufgeworfne Frage ist bisher meistens anders beantwortet worden: „durch Farbe werde die Ähnlichkeit zu groß, die Ähnlichkeit zu ähnlich, gar identisch mit der Natur, das sie nicht sein soll. Man könne die bemalte Statue in der Entfernung gar für einen lebendigen Menschen halten, darauf zugehen und dergleichen.“[1] Wer von diesen Ursachen etwas versteht oder sich mit ihnen befriedigen kann, dem beneide ich seine Zufriedenheit nicht.

Man[2] hat ebenmäßig[3] gefragt, „ob Myrons[4] Kuh mehr gefallen würde, wenn man sie mit Haaren bekleidete“, und es scharfsinnig verneinet, weil sie sodann einer Kuh zu ähnlich wäre. Kuh einer Kuh zu ähnlich? Das ist Kuh, aber zu sehr Kuh? Ich antworte geradehin, weil sie sodann für die Kunst gar nicht mehr Kuh, sondern ein ausgestopfter Haarbalg wäre. Schleuß das Auge und fühle: da ist weder Form noch Gestalt mehr, geschweige schöne Form, schöne Gestalt. Wenn dort der Hirte Myrons eherne Kuh wegtreiben wollte[5], so wird diese weder Hirte noch

[1] So im Anschluß an Henry Homes (1696—1782) „Grundsätze der Kritik“ von Justus Riedel (1742—86) in seiner „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften“, S. 133. — [2] Wiederum Riedel, ebenda, S. 142. — [3] D. h. platt. — [4] Myron aus Eleutherä, der Schöpfer der wegen ihrer Naturwahrheit vielgepriesenen „Kuh“, lebte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. — [5] Mit Beziehung auf eines von den vielen Epigrammen auf Myrons Kuh (Overbeck, „Die antiken Schriftquellen“, Nr. 570) oder auf deren nach Lambel bei Riedel angeführte Nachbildung durch Nikolaus Götz.

Künstler berühren; denn sie ist „einer Kuh gar zu ähnlich und doch nicht Kuh" — das ist Popanz.

Viel feinere Sachen als Tünche und Kuhhaut müssen von der Statue wegbleiben, weil sie dem Gefühl widerstehen, weil sie dem tastenden Sinne keine ununterbrochne schöne Form sind. Diese Adern an Händen, diese Knorpel an Fingern, diese Knöchel an Knien müssen so geschont und in Fülle des Ganzen verkleidet werden; oder die Adern sind kriechende Würme, die Knorpel aufliegende Gewächse dem stillen, dunkeltastenden Gefühl. Nicht ganze Fülle eines Körpers mehr, sondern Abtrennungen, losgelöste Stücke des Körpers, die seine Zerstörung weissagen und sich eben daher schon selbst entfernten. Dem Auge sind die blauen Adern unter der Haut nur sichtbar; sie duften Leben, da wallet Blut; als Knorpel und Knochen sind sie nur fühlbar und haben kein Blut und duften kein Leben mehr, in ihnen schleicht der lebendige Tod. — Ganz anders, wie sich die Adern der Bildsäule beleben, wenn sie unter den Händen des Künstlers und Liebhabers weicher, lebendiger Thon wird. Es ist, als regten sie sich und wallen und leben, aber nicht in aufgelaufenen Stricken; ein himmlischer Geist, sagt Winckelmann[1], der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat den Umfang der Gestalt erfüllet. Alles also lebet, und der ruhige Sinn in seiner dunkeln Umschränktheit kann, je weniger er losgebunden und zerteilt fühlet, so mehr im großen Ganzen ahnden.

Die alten Künstler sind in Bildung der Haare sehr berühmt und gepriesen; mehr aber von Künstlern und Litteratoren gepriesen als von Theoristen verstanden. Wo und wie haben sie Haare gebildet? Wo und wie sie sich bilden und auch vom Blinden als Zierde der schönen Form tasten ließen! Das zierende Haupthaar der Götter und Göttinnen (denn ein kahlköpfiger Römer ist immer ein dürftiges, überaltes Geschöpf) machten sie zum Körper, ohne daß es Steinklumpe würde: es fällt in schö-

[1] „Geschichte der Kunst", Buch 11, Kap. 3, § 11.

nen schweren Locken herab oder ist bei Weibern, wo es zarter sein mußte, aufs Haupt gebunden und nicht um den Kopf fliegend. Keiner Bacchante flattert's, denn es kann ja nicht flattern; dem schnellgehenden zornigen Apollo ist's „wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, das Haupt umspielend."[1] Bei andern liegt's wie eine schöne Decke (ἔξεσια[2]) hinauf, bei andern in tiefen Furchen hinunter. Nie aber fährt's wie einer gemalten Eva längelang hinunter, der Gestalt den Rücken zu rauben, und selbst bei einer Aphrodite aus Muschel oder Bade fället's, obwohl naß und klettenweise, doch wohlgeordnet und nicht waldicht hinab; denn dem Gefühl müssen die Haare nie Wald, sondern sanfte, nachgebende Masse werden, die sich endlich selbst verlieret. Der Malerei sind sie Farbe, Schatte, Schattierung: die kann sie schon freier ordnen.

Es ist bekannt, mit welcher Feinheit die griechischen Künstler die Augenbranen[3] ihrer Statuen angedeutet haben; angedeutet, in einem feinen, scharfen Faden, und nicht in abgetrennten Haaren oder Haarklümpchen gebildet. Winckelmann[4] hält diese Andeutung für Augenbranen der Grazien, und ich halte sie auch dafür — in der Kunst nämlich. In der Natur ist der nackte, scharfe Faden ganz etwas anders, und auch griechische Natur war und ist's nicht, wie kein Reisebeschreiber berichtet oder gesagt hat. Gnug, in der Kunst sind sie Augenbranen der Grazien, dem sanften, stillen Gefühle. Was sollten da die Büsche (stupori) oder die sich sträubenden Bogen? Wer hat nicht gesehen, wie bei abgenommenen ersten Gipsabdrücken eines Gesichts jedes einzelne Haar so widrig und unsanft thut als jede Pockengrube oder jede fatale Unebenheit und Lostrennung vom Antlitz? Die einzelnen Härchen schauern uns durch, es ist wie eine Scharte im Messer, nur etwas, was die Form hindert und nicht zu ihr gehöret. Der griechische Künstler deutet also nur an: er satzte fürs Gefühl die

[1] Frei angeführte Worte ebendaher. — [2] 1. Korinther, Kap. 11, V. 10. — [3] Vgl. Bd. 1, S. 402 Anm. 2. — [4] „Geschichte der Kunst", Bd. 1, S. 178.

Grenze zwischen Stirn und Auge wie eine sanfte Schneide hin und ließ den Sinn, der darübergleitet, das übrige ahnden.

Einige Statuen haben Augapfel. Wo es erträglich sein soll, muß er nur angedeutet sein, und die meisten und besten haben keinen. Es war schlimmer Geschmack der letzten Jahrhunderte, da man, statt schön zu machen, reich machte und Glas oder Silber hineinsetzte. Ebenso war's Jugend der Kunst, die noch aus hölzernen Denkmalen hervorging, da man die Statuen färbte. In den schönsten Zeiten brauchten sie weder Röcke noch Farben, weder Augapfel noch Silber: die Kunst stand, wie Venus, nackt da, und das war ihr Schmuck und Reichtum.

Daß für die Malerei dies alles anders sei, sieht jeder. Die ist fürs Auge und spricht fürs Auge, denn Farbe ist nur der geteilte Lichtstrahl, die Augensprache. In ihr kann das Haar schweben und duften und wie Seide spielen und schlingen und sich umwinden. Die Werke der Malerei sind nicht blind, sie schauen und sprechen; das allgegenwärtige Licht kann einen hellen Punkt zum Auge, das in die Seele geht, beleben — es ist ja Farben-, Zauber- und Lichttafel.

3.

Wie weit kann die Bildnerei Häßlichkeiten bilden und die Malerei Häßlichkeiten malen?

Antwort: Soweit jeder Kunst es ihr Sinn erlaubt, das Gesicht dem Gemälde, dem Bilde das Gefühl. Beide aber stehn mit nichten auf einem Grunde.

Jener Maler, der einen verwesenden Leichnam so hinzauberte, daß nicht wie in Poussins Gemälde der Zuschauer auf der Tafel, sondern jeder leibhafte Zuschauer selbst sich die Nase zuhalten mußte (wenn anders das Märchen wahr ist)[1], war gewiß ein

[1] Als den Maler, der auf einem „Begräbnis Christi" einen Teilnehmer sich die Nase zuhaltend darstellt, nennt Lessing („Laokoon", Kap. 25, letzter Absatz) den Giovanni Antonio Licinio da Pordenone (1483—1539). Von Nicolaus Poussin (1594—1665) sagt Winckelmann, „Versuch einer Allegorie" (Dresd. 1766), S. 136: „Eine ansteckende Krankheit und den übeln Geruch der Kranken hat Raphael in einer seiner schönsten Zeichnungen in dem Palaste Albani, wo die Pest abgebildet

ekler Maler. Der Bildner aber, der einen Leichnam, die abscheuliche Speise der Würmer, unserm Gefühl also grausend vorbildete, daß dies in uns überginge, uns zerrisse und mit Eiter und Abscheu salbte — ich weiß für den Henker unsres Vergnügens keinen Namen. Dort kann ich mein Auge wegwenden und mich an andern Gegenständen erholen; hier soll ich mich blind und langsam durchtasten, daß alle mein Fleisch und Gebein sich zernagt fühlet und der Tod durch meine Nerven schauert! —

Aristoteles entschuldigt häßliche Vorstellungen in der Kunst durch „die Neigung unsrer Seele, sich Ideen zu erwecken und an der Nachahmung zu vergnügen".[1] Wo beides geschehen kann, und wo das Vergnügen dieser Ideenerwerbung das Gefühl der Häßlichkeit übergeht[2], mag die Entschuldigung gelten. Nun aber wissen wir alle, das Gefühl ist zu dieser betrachtenden Kontemplation und Ideenweckung der dunkelste, langsamste, trägste Sinn, da er doch im Empfinden der schönen Form der erste und Richter sein muß. Er, Ideen und Nachahmung vergessend, fühlt nur, was er fühlt; dies regt seine innere Sympathie dunkel, aber um so tiefer. Eine zerstörte, häßliche, mißgebildete Gestalt, der zerfleischte Itys, ein Hippolytus auf Euripides' Bühne[3], Medea in allen Verzerrungen ihrer Wut, Philoktet[4] in den ärgsten Zuckungen seiner Krankheit, gar ein Sterbender im Todeskampf, ein Ver-

ist, durch eine Figur vorgestellet, welche anderen handreichet und sich die Nase zuhält. Diese Zeichnung ist von M. Antonio gestochen, und Pouſſin hat aus derselben diesen Gedanken genutzet in seinem Gemälde von der Plage der Philister an heimlichen Orten." — [1] Aristoteles in der „Poetik", Kap. 4, S. 1448b, Z. 10—14, sagt: „Was wir selbst nur mit Überwindung ansehen, von dem sehen wir uns gern die sorgfältigsten Bildnisse an, so von den verachtetsten Tieren und von Leichnamen. Der Grund ist der, daß zu lernen nicht nur den Philosophen, sondern in gleicher Weise auch den anderen eine große Freude ist; freilich nur in kurzer Berührung damit." — [2] D. h. übersteigt. — [3] Als ihr Gemahl Tereus ihre Schwester Philomele entehrt und der Zunge beraubt hatte, tötete Prokne ihren Sohn Itys und setzte ihn dem Vater zum Mahle vor. — In Euripides' Tragödie „Hippolyt" wird dieser Held, als ihn seine durchgehenden Rosse fast schon zu Tode geschleift haben, noch einmal auf die Bühne gebracht und vom Chore mit den Worten angekündigt: „Hier erscheint er ja selbst, der Unglückliche, den jungen Leib und das Haar besudelt" (Vers 1342 ff.). — [4] Auch mit Beziehung auf Euripides' gleichnamiges Trauerspiel. Vgl. Bd. 1, S. 202, und Herders eigene Dichtung: „Philoktet", SWS, Bd. 28, S. 69 ff.

wesender im Kampf mit den Würmern — grausende Objekte für die langsame fühlende Hand, die statt Idee Abscheu und statt Nachahmung dessen, was ist, schreckliche Zerrüttung dessen, was nicht mehr ist, wahrnimmt! Grausame Kunst! gebildete Mißbildung! Wenn der heilige Bartholomäus da halbgeschunden, mit hangender Haut und zerfleischtem Körper vor mich tritt und mir zuruft: „Non me Praxiteles, sed Marcus finxit Agrati!“[1], und ich soll seine schrecklich natürliche Unnatur durchtasten, durchfühlen — grausamer Gegenstand, schweig' und weiche! Kein Praxiteles bildete dich, denn er würde dich nie haben bilden wollen. Dich, wie du bist, aus dem Steine hervorzufühlen, hervorzuschinden, welcher Grieche würde das vermocht haben?

Nur sieht jedweder, daß, was von der Bildhauerei gilt, nicht sofort von Malerei und von allen schönen Künsten, selbst wenn's nur Gemmen und Münzen wären, statthabe. Einige neue ekle Herren[2] haben über diese so unterschiedne Dinge aus einem Topfe das Los geschüttet und zu Häßlichkeiten gezählt, was weder Gott noch Menschen dafür erkennen, was ihnen in ihrer Vornehmheit nur diesmal so dünkte. Löwe und Tiger, Schlange und Eidechse, Nilpferd und Krokodil, sind sie deswegen häßlich, weil sie schrecklich sind, weil sie uns Grausen oder Furcht erregen? Der Löwe, welch ein schönes Tier ist er, auch in der Kunst des Bildners! Die Schlange, wie sanft windet sie sich den Stab des Äskulaps hinauf, und die Schildkröte, ist sie ein unwürdiges Fußgestell für Gott oder Göttin[3], da ja selbst der Panzer der Minerva Furcht

[1] „Nicht Praxiteles, sondern Marco d'Agrate (um 1500) hat mich gebildet“, die Inschrift am Fußgestell der Bildsäule des Bartholomäus im Mailänder Dom. Der Heilige trägt hier seine Haut über den Schultern, Muskeln und Adern sind bloßgelegt. — [2] Wohl auf Klotz und Riebel (vgl. S. 99, Anm. 1) zielend, gegen deren Nichtbeachtung des von ihm gemachten Unterschiedes zwischen Münzen und Großkunst sich auch Lessings „Briefe antiquarischen Inhalts“, Nr. 6—8, richten. Vor allem aber hatte Moses Mendelssohn in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend“, T. 5, S. 102, alle Vorstellungen der Natur, die Ekel und Grauen erregten, von der Kunst ausgeschlossen, und auch Lessing im „Laokoon“, Kap. 23, folgte ihm nach mit der Fassung, schädliche Häßlichkeit sei allezeit schrecklich, und nahm in Kap. 24 reißende Tiere für sich allein von den Gegenständen der Kunst aus. — [3] Hermes wurde mit einer Schildkröte zu Füßen dargestellt, da er aus einer Schildkrötenschale die erste Leier hergestellt haben sollte. Vgl. außerdem Bd. 1, S. 98, Anm. 2.

und Schrecken, Schlangen und Meduſen darſtellt? Niemand wird's in den Sinn kommen, ſolche Geſchöpfe für das Hauptwerk der Kunſt zu halten: der Menſch thront auf ihrem Altar, ihm iſt die Bildſäule heilig. Aber nun, als Beigerät, als Nebenwerk, als Fußſchemel, welcher Thor darf da verbieten und unterſagen, weil das Geſchöpf Gottes ihm häßlich dünkt und er ſich für der Spinne fürchtet? Wie manches edle Pferd hat mehr die Statue verdient als ſein Reuter! auch hat Pindar[1] ihm oft und ja unſer Herrgott ſelbſt ihm die prächtigſte Ehrenſäule geſtellet.* Allerdings hat jedes Tier, von je ſchönerer, unabgebrochner Form es iſt, je mehr es ſich ſchlingt und windet, je näher es endlich Göttern und Menſchen kommt und zu ihren Füßen dienet, auch ſo mehr Anrecht auf Bildung von menſchlichen Händen; aber das verſteht ſich von ſelbſt, und ein treuer Hund, ein ſchönes Pferd wird ohne Zweifel lieber und mehr gebildet werden als ein gepanzertes Nilpferd oder der Knochenberg vom Elefanten. Ihrer Natur nach und an ihrer Stelle iſt aber die Eidechſe ſo unhäßlich als Ledas Schwan oder der Delphin, der ſich um den Fuß der Meeresgöttin ſchmieget.

Auch hier unterſchieden die Begriffe der Alten feiner und wahrer. Ein Centaur, ein Minotaur, warum ſollte er nicht gebildet werden? Siehe, wie ſchöne Überſchriften[2] die griechiſche Anthologie[3] auf beide liefert, wie mächtigſchön ihr der Menſch aus dem Pferde hervorgeht und der Menſch ſich mit dem Pferde bäumet!** Silenen, Faunen, Satyrs — wir eklen Neuern nennen ſie häßliche Mißgeburten, weil ſie keine Apollos ſind; die Alten nicht alſo. Ihnen war hier das Schwänzchen, dort der Bockfuß, hier

* Hiob 39, 19—25. — ** Anthol. l. IV, c. 7.

[1] Indem er Siege im Wagenrennen feierte, z. B. „Olympiſche Siegeslieder", Nr. 3, V. 65; Nr. 4, V. 16, u. o. — [2] Aufſchriften, Epigramme. — [3] Die Sammlung griechiſcher Epigramme der verſchiedenſten Zeiten wurde vollſtändig zuerſt in 3 Bänden von Richard François Philippe Brunck 1772—76 herausgegeben. Neuere kritiſche Ausgaben ſind von Friedrich Jacobs, „Anthologia Graeca" (Leipz. 1813—17) und von Franz Dübner, „Epigrammatum anthologia Palatina cum Planudeis et appendice nova" (Paris 1864 u. 1872, 2 Bde.). Die in Herders Anmerkung citierte Stelle bei Dübner Bd. 16, S. 115 f. und 126.

das Hörnchen nicht ekel, wenn das Bild nur da stand, wohin es gehörte; uns Neuern soll alles Altarblatt im Tempel der heiligen Theoria werden. Selbst das kalydonische Schwein[1] war gut und verdiente eine Inschrift, wenn es war, was es sein sollte. —

Wo die Alten Häßlichkeit vermieden, war, wo sie vermieden werden muß, in menschlichen, zumal göttlichen Körpern. Da haben Lessing* und Winckelmann** es gnug erwiesen, wie sie auch im Affekt, im Leiden, im Mißtone so viel möglich die Mißform vermieden. Sie wählten den besten Augenblick, stimmten das Höchste zum Sanften hinunter oder mischten ein Fremdes als Linderung in die Züge. So Medea, Niobe, Laokoon. Philoktet hinkte, aber noch ein Held, der auch also gesehen zu werden verdiente. Alexanders schiefen Hals wandte Lysippus, daß er nach dem Himmel sah und sich als Herren der Welt fühlte.[2] Die Nachahmung εις το χειρον war bei Strafe verboten.[3] Der Sieger mußte dreimal gesiegt haben, wenn ihm die ikonische Statue[4] erlaubt war; eine veredelte war ihm erlaubt beim ersten Siege. Mich dünkt, dies waren die besten Wege und die besten Schranken, Häßlichkeit der Formen zu vermeiden, eine Häßlichkeit, die leicht vermieden werden kann, weil sie hervorzubringen, hervorzufühlen Mühe kostet, die aber auch, wenn sie da ist, ewig bleibt, sich als Natur, als dargestellte Wahrheit unvermerkt eindrückt und Geschlechter hinab Unheil anrichtet. Was Häßlichkeit in Formen für Würkung thue, und wie sie selbst lesend uns Nervenbau und Gehirn zerreiße, versuche man an der Beschreibung des angenehm-

* „Laokoon", S. 9 u. f. — ** „Geschichte der Kunst", S. 142 u. f.

[1] Bei dessen Erlegung Meleager fiel. Vgl. „Anthologia Palatina", Buch 15, Nr. 51 (Dübner). — [2] Nach einem griechischen Epigramm bei Plutarch, „De Alexandri seu virtute seu fortitudine", Kap. 2, § 2, und in der „Griechischen Anthologie", Buch 2, Kap. 57, Nr. 1, das Herder selbst einmal (SWS, Bd. 26, S. 5) so übersetzt hat: „Er schaut gen Himmel, spricht, im Blick Eroberer: ‚Du sei im Himmel, Zeus, wie ich auf Erden Herr!'" — [3] Ein Gesetz der Thebaner, das Bildnisse zu idealisieren gebot (εἰς τὸ κρεῖττον μιμεῖσθαι) und gegenteiliges Verfahren (εἰς τὸ χεῖρον μιμεῖσθαι) mit einer Strafe von 1000 Drachmen (750 Mark) bedrohte, führt Älian, „Vermischte Geschichte", Buch 4, Kap. 4, an. — [4] D. h. ein lebenswahres Bildnis. Diese Mitteilung aus Plinius' „Naturgeschichte", Buch 34, Kap. 9, schon in Lessings „Laokoon", Kap. 2.

sten Reisebeschreibers von Sizilien*, in der er den Zauberpalast des wahnsinnigsten menschlicher Dämone mitteilt.

Es wäre hart, ein Gesetz, das sich offenbar nur und zuerst auf Form, ganze leibhafte Form beziehet, sofort auf jeden Anschein, Schatten und Farbenwinkel einer andern Kunst auszubreiten, die nichts von Form weiß. Malerei ist eine Zaubertafel, so groß als die Welt und die Geschichte, in der gewiß nicht jede Figur eine Bildsäule sein kann oder sein soll. Auch ich liebe das Schöne mehr als das Häßliche und mag Verzerrungen so wenig auf Tafel als in Gestalt täglich vor den Augen haben; indessen sehe ich doch ein, daß eine zu große Zärtlichkeit, ein zu vornehmer Abscheu uns endlich die Welt so enge macht als unser Zimmer und die neuesten, tiefsten Quellen der Wahrheit, der Rege, der Kraft zuletzt zur elenden Pfütze austrocknet. Im Gemälde ist keine einzelne Person alles: sind sie nun alle gleich schön, so ist keine mehr schön. Es wird ein mattes Einerlei langschenklichter, geradnäsiger, sogenannter griechischen Figuren, die alle dastehn und paradieren, an der Handlung so wenig Anteil nehmen als möglich und uns in wenigen Tagen und Stunden so leer sind, daß man in Jahren keine Larven der Art sehen mag. Ich gebe es gern zu, daß es besser sei, wenn Gott die Hauptperson oder Hauptpersonen des Gemäldes schön, als wenn er sie häßlich gemacht hat; aber nun auch jede Nebenperson? jeden Engel, der im Winkel oder hinter der Thür steckt? Und nun, wenn die Lüge von Schönheit sogleich der ganzen Vorstellung, der Geschichte, dem Charakter der Handlung Hohn spricht und diese jene offenbar als Lüge zeihet? Da wird ein Mißton, ein Unleidliches vom Ganzen im Gemälde, das zwar der Antikennarr nicht gewahr wird, aber der Freund der Antike um so

* Brydone.[1]

[1] Patrick Brydone, „Tour through Sicily and Malta“ (London 1774 und deutsch, Leipzig 1774), T. 2, S. 45 ff. Über dies Schloß und „andere Tollheit“ des Prinzen Pallagonia bei Palermo vgl. auch Goethes „Italienische Reise“, 9. April 1787.

weher fühlet. Und endlich wird uns ja ganz unsre Zeit, die fruchtbarsten Sujets der Geschichte, die lebendigsten Charaktere, alles Gefühl von einzelner Wahrheit und Bestimmtheit hinwegantikisieret. Die Nachwelt wird an solchen Schöngeistereien von Werk und Theorie stehen und staunen und wissen nicht, wie uns war, zu welcher Zeit wir lebten, und was uns denn auf den erbärmlichen Wahn brachte, zu einer andern Zeit, unter einem andern Volk und Himmelsstrich leben zu wollen und dabei die ganze Tafel der Natur und Geschichte aufzugeben oder jämmerlich zu verderben. So viel vom großen Gesetz der häßlichen Schönheit in einer Kunst, die Phantasie des Augenscheins und eine Tafel der Welt ist.

4.

Wie weit sind die Formen der Skulptur oder die Gestalten der Malerei einförmig und ewig oder den Modebegriffen verschiedener Zeiten und Völker unterworfen und mit ihnen wandelnd?

Antwort: Die Formen der Skulptur sind so einförmig und ewig als die einfache reine Menschennatur; die Gestalten der Malerei, die eine Tafel der Zeit sind, wechseln ab mit Geschichte, Menschenart und Zeiten.

Wenn ein ganzes Land gespitzte Schnürleiber und kleine finesische Füße für schön hielt, vor ihnen auf Ruhebetten und Sofas wie vor Altären des Reizes kniete — setzet die Füße als Bildsäule aufs Postement, und wenn ihr wollet, die engen Schuhe und Stelzenabsätze drunter, und es darf kein Wort mehr über sie gesagt werden: sie sprechen selbst. Und die spitze Schnürbrust und der heraufgezwängte Busen und der turmhohe Kopfputz und der breite Zeltenrock[1] desgleichen. Im gemeinen Leben kann einiges von diesen und, wenn ihr wollt, alles durch Nebenbegriffe, durch frühe und alte oder neue Gewohnheit gewinnen. Das kleine Gesicht kann unter dem hohen Kopfputz, der Busen über

[1] D. h. Krinolinenrock; s. S. 109, Z. 1.

dem Trichter von Leibe, der kleine Fuß unter dem breiten Zelt wohlthun, das ist, wie der große Montesquieu[1] sagt, die Imagination aufwecken, daß sie herauf- oder herabschlüpfe, was doch von dem allen sehr oft Zweck und Absicht allein ist. Nun stellet aber die ganze Figur mit Turm, Zelt und umgekehrtem Kegel als Bildsäule dahin, und die Imagination schlüpft wahrlich nicht mehr. Es ist ein häßliches Untier von Lüsternheit und gotischem Zwange, das den Leib verunstaltet und alle gute Formen vernichtet. Hat die Gestalt noch Rest von Gefühl, wie wird sie sich die grobe Taille oder den plumpen Silberfuß einer griechischen Ceres oder Thetis wünschen!

Die Bildsäule steht also als Muster der Wohlform da, und auch in diesem Betracht ist Polyklets Regel[2] das bleibendste Gesetz eines menschlichen Gesetzgebers. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in dem die schöne regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott einem Volk dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Muße, in ihrer Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertasten und in daurenden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmale sind die klassischen Werke ihrer fühlenden Hand, wie ihre Schriften des feinfühlenden menschlichen Geistes; im stürmigen Meer der Zeiten stehn sie als Leuchttürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuret, wird nie verschlagen. Es ist traurig und ewig unersetzlich, aber vielleicht gut, daß die Barbaren viel von ihnen zerstöret haben. Die Menge könnte uns irre machen und unterdrücken, so wie in der Stadt, die noch jetzt die meisten besitzt[3], es vielleicht den wenigsten Geist gibt, der, ihrer wert, sie umfange und verneue. Auch sollen sie nur Freunde sein und nicht Gebieter, nicht unterjochen, sondern, was auch ihr Name

[1] Ohne das hier angewandte Bild steht der Gedanke z. B. in Montesquieus „Essai sur le goût“ („Œuvres“, Paris 1859, Bd. 2, S. 431 f.). — [2] Sowohl eine Schrift Polyklets (um 430 v. Chr.), in welcher die Körperproportionen nach dem Größenverhältnis der Körperteile zu einander bestimmt waren, als die genau in diesen Verhältnissen gearbeitete Figur seines „Speerträgers“ hieß der „Kanon“ (Regel) Polyklets (vgl. Overbeck, „Schriftquellen“ Nr. 959). — [3] Rom.

sagt, Vorbild sein, uns die Wahrheit alter Zeiten leibhaft darstellen und uns in Übereinstimmung und Abweichung auf die Lebensgestalten der unsern weisen.

Zu bewundern ist daher auch die große Einfachheit, mit der sie dastehn und selbst dem dunkelsten Sinne zeugen. Nichts ist ungewiß für ihn gelassen, nichts verworren oder verstümmelt. Keine widrigen Attribute, keine Binde z. E. um den Mund, da der tastende Sinn statt Mundes ein Maultuch findet, keine Hunds- und Hirschköpfe als Allegorien und Embleme, selbst die notwendigsten Attribute so abgetrennet und abgesetzt als möglich. Herkules' Löwenhaut ist nicht um ihn, höchstens um seinen Arm geschlungen, oder er selbst statt Löwenfelles und Löwens. Die Göttin der Liebe ohne drückende Attribute: sie selbst ist Göttin der Liebe, in nackte Reize gekleidet. Den Laokoon haben die Drachen umschlungen, aber nicht, wie's Virgil[1] beschreibt, daß er um Hals und Brust und Bein dreimal umwunden, dem Gefühl des Nichtsehenden mit ihnen zusammengewachsen, ein grauser Menschen- und Schlangenkörper erscheine. Er strebt nur mit Füßen und Händen, und auch von diesen ist sein linker Arm frei und fasset den Drachen. So er und seine Kinder: Vater und sie sind ein Geschlecht, die Drachen sind ihre Feinde, die sie jetzt nur alle zu einem binden. — Auch an kleinen Teilen des Körpers (meistens verstümmelt oder gar nicht zu uns gekommen) sind die Attribute abgesetzt, bestimmt und deutlich. Die Gestalt der Götter und Göttinnen war den alten Künstlern so bestimmt, daß keine Attribute nötig waren, und außer ihnen war den Bildsäulen meistens nur die älteste Helden- und Fabelgeschichte, insonderheit nach Homer, heilig; das übrige mußte Sage und Inschrift ausrichten. Kurz, sie gaben Umriß, Gestalt und Charakter so bestimmt und in so wenigen Zügen an, daß es nur wie ein Sternkreis von Göttern und Menschen sein sollte, den die schreitende Sonne jahrab, jahrein durchwandert. Heil euch, ihr Edeln, die

[1] „Äneis", Buch 2, V. 217 ff., nur daß dieser bloß von zweimaliger Umschlingung und nur von Hals und Brust spricht.

diese Ruhestätten und Herbergen an die Feste des Firmaments menschlicher Formen setzten, eure Asche ruhe sanft, und eure Werke bleiben! —

Es wäre übel, wenn es sich mit der Malerei so einförmig verhielte; denn hier ist nichts zu fassen und zu halten, sie ist die ganze Zauberwelt Gottes auf der Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber große, unaussprechliche Wundereinheit, bei allem Zauber des Neuen und Mannigfalten. Die Bildsäule hat kein Licht, sie steht sich unaufhörlich selbst im Licht, sie ist für einen andern, umfassendern Sinn gearbeitet. Von einem Lichtpunkt der flachen Tafel ergießt sich ein Zaubermeer nach allen Seiten, das jeden Gegenstand wie in neuer, eigner Schöpfung bindet. Ich weiß nicht, wie manche Theoristen so verächtlich und zufällig von dem, was Haltung, Lichtdunkel[1] heißt, haben sprechen können: es ist die Handhabe vom Genie eines jeden Schülers und Meisters, das Auge, mit dem er sah, das Strahlen- und Seelenmeer, mit dem er alles begoß, und von dem ja auch jeder Umriß, jedes gepriesene Angesicht abhängt. Wer für dies geistige Lichtmeer der Gottheit durch eines Menschen Antlitz in Gemälde oder Zeichnung keinen Sinn hat, der lasse sein Kind sich Farben klecken und schaue. Dies eine, das Lichtorgan Gottes, die Zauberwelt der Haltung, ist in der Malerei, obwohl nach jedes

[1] Vgl. hierzu und zum folgenden: 4. „Kritisches Wäldchen", Abschn. 2, Stück 4 (SWS, Bd. 4, S. 77): „Licht ist's, das uns diese große Tafel von Bildern, die vor dem Auge liegt, sichtbar machet: so ist auch eine Lichtmasse, die gleichsam die ganze Haltung der malerischen Fläche macht und siehe! die einige auch Haltung nennen. Wir reden noch nicht von Farben, von einzelm Licht und Schatten, von einzelnen Würkungen der Luft, sondern noch von dem großen Helldunkel, von dem Ausgebreiteten, das allen Dingen Licht, Farbe und Dasein gibt ... Die Haltung der Bildhauerkunst ist einzeln nach körperlichen Gesetzen: darauf beruhet ihr Stand, Stellung, Proportion u. s. w. Die Haltung der Malerei liegt auf dem Kontinuum ihrer Fläche nach Gesetzen des Lichtes und des Raumes; hierauf beruhet Durchsichtigkeit und Übergang, Schein und Widerschein, Stellung und Gegenstellung, alle Regeln der Anordnung, sofern sie von der Beleuchtung abhangen. So weit sind noch Kupferstecherei und Malerkunst in gleichem Schritt, und jene, die keine Farben hat, muß gar in Bearbeitung der bloßen Lichtmasse aller Zauberei der Farben nachahmen ... Sie hat gleichsam den Körper ganz unter ihren Händen, der in der Natur, geteilt und gebrochen, Farben gibt, das Licht; sie kann also diese bis auf einen gewissen Grad mit jenem, dem Licht, als der Quelle der Farben, ersetzen."

neuen Meisters Sinne, bleibend; das andre, sofern es nicht von der fixen[1] Bildhauerkunst und also von Toten borget, ist eine Zaubertafel auch in der Verwandlung, ein Meer von Wellen, Geschichten und Gestalten, wo eine die andre ablöst. So muß es auch sein, und nur der Geist des Künstlers und das Organ des ewigen Schöpfers bleibe!

Dritter Abschnitt.

Es ist ein angenommener Satz unter den Theoristen der schönen Künste, daß nur die beiden feinern Sinne uns Ideen des Schönen gewähren, daß es also auch nur für sie, für Auge und Ohr, schöne Künste gebe. Der Satz ist demonstriert, folglich muß er wahr sein, und da aus ihm so viel andre Sätze demonstriert sind und das Kartenhäuschen der Theorie aller schönen Künste und Wissenschaft doch so wohlbestallt dasteht, „durch die Stäbe der Schreiber gemessen und geordnet"*, so soll mein Stab ihnen mindstens nicht näher kommen, als der Bildsäule, die ich betrachte, Raum zu stehen not ist.

Mich dünkt, P. Kastells Farbenklavier[2] hat gnug gezeigt, was eine schöne Kunst von Farben fürs Gesicht sei, und was sie für Würkung thue. Es sind viel falsche oder Halbgründe angeführt, warum diese Kunst nicht gelang. Der wahre, mindstens der natürlichste ist der, daß das Gesicht ohne Beitrag wesentlicherer Sinne nur eine Licht- und Farbentafel, mithin das flachste, gedankenloseste Vergnügen gewähre. Ein Schaugeschöpf ohne Hände, ohne Gefühl von Formen, und was sich durch Formen äußert, kurz ein Vogelkopf kann sich daran erbauen, niemand anders. Auch in der Malerei müssen Formen der Dinge die

* Richter 5, 14. — 4. Mos. 21, 18.

[1] Festen, feststehenden. — [2] Das von dem französischen Jesuiten Pater Louis Bertrand Castel (1688—1757) erfundene „Farbenklavier" sollte durch Verbindung und Wechsel der sieben Farben blau (c), grün (d), gelb (e), aurorafarben (f), rot (g), violett (a), orange (h) ähnliche Wirkungen für das Auge hervorbringen wie Verbindung und Wechsel von Tönen für das Ohr.

Grundzüge, die Substanz der Kunst werden; nur wie sie das Licht zeigt, bindet und bestrahlet. Da nun Formen aus einem andern Sinn sind, so muß ja dieser Sinn auch empfängig sein der Begriffe des Schönen, weil ja selbst der helleste Sinn ohn' ihn nichts vermag. Das Auge ist nur Wegweiser, nur die Vernunft der Hand; die Hand allein gibt Formen, Begriffe dessen, was sie bedeuten, was in ihnen wohnet. Der blinde, selbst der blindgeborne Bildner wäre ein schlechter Maler, aber im Bilden gibt er dem Sehenden nicht nach und müßte ihn, gleich gegen gleich gesetzt, wahrscheinlich gar übertreffen. —

„Aber Hogarths Linie der Schönheit?“[1] Diese Linie der Schönheit, mit allem, was daraus gemacht ist, sagt nichts, wenn sie nicht in Formen und also dem Gefühl erscheinet. Kritzelt auf die Fläche zehntausend Reiz- und Schönheitslinien hin, sind sie an keiner Form und also in keiner Bedeutung, so thun sie dem Auge nur ein klein wenig mehr wohl als jedes Kindergewirre. Und wenn sie auch nur an Schnürbrust oder Topf erschienen, so erscheinen sie doch an etwas: also einem andern Sinne, also ursprünglich nicht dem Auge. Ich begreife es wohl, daß man die aufschwebende Lichtflamme nicht tasten und das wallende Meer in jeder Welle nicht als Solidum umfassen kann[2]; daraus folgt aber nicht, daß unsre Seele sie nicht umfasse, nicht taste. Kurz, so wie Fläche nur ein Abstraktum vom Körper und Linie das Abstrakt einer geendeten Fläche ist, so sind beide *ohne* Körper nicht möglich.

[1] Der englische Charakter- und Karikaturenzeichner William Hogarth (1698—1764) suchte in seiner „Analysis of Beauty“ (London 1753; deutsch von Mylius unter dem Titel „Zergliederung der Schönheit, geschrieben von William Hogarth“, London und Hannover 1754) *eine* bestimmte Wellenlinie als die Linie der Schönheit und *eine* bestimmte Schlangenlinie als die des Reizes zu erweisen, und zwar bediente er sich zu dem ersten Nachweise der Abbildung einer Folge von sieben Schnürbrüsten. — [2] Mit Beziehung darauf, daß Hogarth in seiner Vorrede eine Bemerkung in Paolo Lomazzos „Trattato dell' Arte della Pittura, Scoltura e Architettura“ (Mailand 1585, Buch 1, Kap. 1, S. 22) anficht. Nach dieser Bemerkung wird nach einem Winke schon Michel Angelos an einen seiner Schüler in Darstellungen der aufwallenden Bewegung die schönste Figur durch die Form der Lichtflamme, „des Kegels mit der Spitze, erzielt, womit sie die Luft durchbricht und in ihre Sphäre aufsteigt“. Vgl. „Kalligone“ (SWS, Bd. 12, S. 43*).

Es ist sonderbar, daß Hogarth, der die Reiz- und Schönheitlinie, wie man sagt, erfand, so wenig Reiz und Schönheit malte. Seine Formen sind meistens häßliche Karikatur, aber voll Charakter, Leidenschaft, Leben, Wahrheit, weil diese auf ihn drang, weil die sein Genius lebendig erfaßte. Er zeigte thätlich, was die gesunde Theorie noch mehr bestärkt, daß alle Umrisse und Linien der Malerei von Körper und lebendigem Leben abhangen, und daß, wenn diese Kunst nur Anschein dessen in einer Flächenfigur gibt, dies nur daher komme, weil sie nicht mehr geben kann. Ihr Sinn und ihr Medium, Gesicht und Licht verbieten, mehr zu geben; sie kämpft aber, soviel sie kann, mit beiden, um die Figur vom Grunde zu reißen und der Phantasie Flug zu geben, daß sie nicht mehr sehe, sondern genieße, taste, fühle. Folglich sind alle Reiz- und Schönheitlinien nicht selbstständig, sondern an lebendigen Körpern, da sind sie her, da wollen sie hin.

Ich mache nur eine Anwendung. Was für ein Wagstück also, eine flache Linie hinzumalen und auf sie Dinge zu bauen, die eigentlich nur aus dem treusten Genuß und Gefühl und Innewerden des leibhaften Körpers entspringen können! Vorausgesetzt, daß diese Linie treu ist (und wie schwer es sei, einen Körper zur Fläche, ein ganzes Lebende in die Figur einer Linie zu bringen, weiß jeder, der's versucht hat), gehört nun nicht noch immer der plastische Sinn dazu, die Linie wieder in Körper, die platte Figur in eine runde lebende Gestalt zu verwandeln? Und wie wenige das können, mag Gott und die Physiognomik wissen! Es könnte über und gegen das, was Silhouette, Sbozzo[1], bloßer Umriß, gleichsam ein gezeichnetes Nichts ist, nie so viel Albernes gesagt sein, wenn allen Sehern Sinn beiwohnte, dies Nichts erst in ein treues Etwas zu verwandeln, ihm gerade nie mehr zu geben oder minder darin zu vermuten, als eben nur dieser Umriß, das umschränkte Nichts zeigt. Denn eben dazu sagt's so wenig, um, was es sagen soll, scharf, treu und ganz zu sagen. Und eben

[1] Italienisch = Umriß.

das ist das sicherste Kennzeichen, daß wir, was es sagt, verstehen, wenn wir's uns körperlich machen können, daß die Silhouette als Buste dasteht, daß sie lebe. Da dies aber so schwer ist, da die Silhouetten so schrecklich untreu, nachlässig und unwissend gezeichnet werden, da nicht jedes Gesicht im Profil gleich redend ist, um eine gute Silhouette, d. i. gnug Glieder der Verhältnis[1], zu geben, aus denen die ganze lebende Form erhelle, da eine bestochene, fliegende oder feindselige Phantasie im schwarzen oder weißen Fleck eines Schattenbildes ebensoviel Spielraum findet, alles hineinzuschreiben, was ihr gefället, so ist wohl nächst Gott und dem Gelde im letzten Lustrum unsres Jahrhunderts nichts, womit so viel Mißbrauch, Abgötterei, Verleumdung, Betrug und Thorheit gespielt wird als mit den Schattenbildern menschlicher Köpfe. Der erste Versuch der Malerei, den ein liebendes Mädchen machte[2], und der ewig nur liebhabenden Augen und Händen überlassen sein sollte, die Silhouette, ist jetzt den sieben Söhnen Scevas preisgegeben, die alle den Teufel haben und (wie sie sagen, Lavatern[3] nach, das ist, ganz ohne seinen Blick, Geist und Herz) aus Silhouetten weissagen und richten.* — Gebt mir ein auch nur leidlich treues, leibhaftes Kopf- und Brustbild, so tot es übrigens sei (denn es ist nur die Larve vom Toten), auch nur die merkbarsten Scherben davon, und meine langsame Einfalt mag euch glorifizierte Ideale und Anubisgestalten[4], ausge-

* Apostelgeschichte 19, 13—16.

[1] Das weibliche Geschlecht nach dem im 18. Jahrhundert anfangs vorherrschenden Gebrauche. — [2] Eine Herder seit seiner Rigaer Zeit (SWS, Bd. 1, S. 15) geläufige Anekdote bei Plinius, „Naturgeschichte", Buch 35, § 151, besagt, der aus Sikyon gebürtige Töpfer Butades sei dadurch auf die Bildniskunst gekommen, daß seine Tochter das Bild des Geliebten festgehalten habe, indem sie es nach dessen Schatten an der Wand mit Linien umzog. — [3] Johann Kaspar Lavater (1741—1801, vgl. Bd. 1, S. 27* und 38*) wurde der Begründer der Physiognomik durch seine „Physiognomischen Fragmente" (Leipz. 1775—78). Schon vorher hatte der Hannöversche Leibarzt Johann Georg Zimmermann einen Aufsatz veröffentlicht: „Lavater, Von der Physiognomik" („Hannöversches Magazin", 1772, und Leipzig). — [4] Der ägyptische Gott Anubis wurde mit einem Hundekopfe dargestellt, wie denn Herder statt „Anubisgesicht" ursprünglich „Hundsangesichter" geschrieben hat.

malte Silhouetten und silhouettische Gemälde noch eine Zeitlang gern schenken. —

Doch genug geredet! Wir treten an eine Bildsäule, wie in ein heiliges Dunkel, als ob wir jetzt erst den simpelsten Begriff und Bedeutung der Form, und zwar der edelsten, schönsten, reichsten Form, eines menschlichen Körpers, uns ertasten müßten. Je einfacher wir dabei zu Werk gehen und, wie dort Hamlet sagt, alle Alltagskopien und das Gemal und Gekritzel von Buchstaben und Zügen aus unserm Gehirn wegwischen*: desto mehr wird das stumme Bild zu uns sprechen und die heilige, kraftvolle Form, die aus den Händen des größten Bildners kam und von seinem Hauch durchwehet dastand, sich unter der Hand, unter dem Finger unsres innern Geistes beleben. Du Hauch dessen, der schuf, wehe mich an, daß ich bei seinem Werk bleibe, treu fühle und treu schreibe!

* * *

Was im Haupt, unter dem Schädel eines Menschen wohne, welche Hand kann es fassen? welch ein Finger von Fleisch und Blut diesen Abgrund inwendig gärender oder stiller Kräfte ertappen an der äußern Rinde? Die Gottheit selbst hat diese heilige Höhe, den Olympus oder Libanon unsres Gewächses, als den Aufenthalt und die Werkstätte ihrer geheimsten Würkung mit einem Haine** bedeckt, mit dem sie sonst auch alle ihre Geheimnisse deckte. Man schauert, wenn man sich das Rund umfaßt denket, in dem eine Schöpfung wohnet, in dem ein Blitz, der da aus dem Chaos leuchtet, eine Welt schmücken und erleuchten oder eine Welt zerschmetttern und verwüsten kann. Die nordischen Völker nannten den Himmel Ymers Haupt und träum-

* — all trivial fond records
all saws of books —[1]

** Das Haar.

[1] Shakespeare, „Hamlet", Akt 1, Sz. 5.

ten ihn aus seinem Schädel entstanden[1]; es ist wohl auch niemand, der, wenn die große und kleine Welt[2] übereinstimmen und der kleine Mensch Begriff und Auszug der großen Schöpfung sein soll, die Ähnlichkeit dieses Gipfels, der Krone unsres Daseins, anderswo suchen werde als dort, wo das unermeßliche Blau über Dunst und Wolken ein Abgrund wird, den nur Seine Hand umspannet und Sein Geist durchreget. Mich dünkt, hier ist alles Tiefe und Geheimnis, und ob es gleich scheint, daß bei anstrengender Arbeit wir die Kräfte der Sinne und Lebensgeister näher ihren Pforten und ihrer Tafel, dem Auge und der Stirn, die ewigern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkt und endlich den Hinterteil des Haupts als die Wand fühlten, die dem ganzen Spiel der Sinnen und Gedanken Rückhalt verlieh und Mauer schaffte, obgleich Zufälle und Krankheiten vieles hievon zu bestätigen scheinen, so ist doch offenbar dies innere Gewebe von zu verflochtner, feiner Art, als daß man mit Huarte* ein Konklave von Kardinalkräften zimmern oder den innern Bau und Saft des Granatapfels nach seiner äußern Schale entwerfen könnte.[3] Ahnden läßt sich allerdings vieles, und bei einem mit dem Beil zugehauenen, oder zum wässrigen Kürbis hinaufgeschossenen, oder zur leeren Dunstkugel geplatteten, oder zu einem spitzigen Thersitesköcker hinaufgeschrobnen**, oder endlich gar zur brennenden Vulkanushöhle cyklopisierten Kopfe ahndet man mit Schauer. Mich dünkt indessen, das umfassende Gefühl fliehe die Linien. Die kleinste Wendung, das mindeste Weiterhinfühlen kann uns (sehr entschiedne Fälle ausgenommen) den bloß sonderbaren Men-

* Exam. de ingenios, Cap. III. — ** Iliad. B, v. 219.

[1] „Aus Ymirs Fleisch ward die Erde geschaffen, aus dem Blute das brausende Meer, die Berge aus dem Gebein, die Bäume aus den Haaren, aus dem Schädel das schimmernde Himmelsdach" („Die Edda", übersetzt von Hugo Gering, Lied 9, Strophe 40). Vgl. Bd. 1, S. 97. — [2] Vgl. S. 58, Anm. 1. — [3] In dem 1752 von Lessing unter dem Titel „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" übersetzten Werke des spanischen Arztes Johannes Huarte (etwa 1520—90): „Examen de ingenios para las sciencias" (Köln 1612) wird die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen aus der Verschiedenheit der Körpersäfte erklärt.

schen oft zum Gott oder den Engel zum Teufel machen. Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?[1] Durch die kleine Höhle, Ohr, und durch das, was nur Anschein einer Pforte ist, Auge, kommen zwo Wunderwelten von Licht und Schall, von Wort und Bildern in unsern Himmel von Gedanken und Kräften, die das wartende Meer desselben wunderbar durchweben, es erheben, scheiden und teilen, daß die äußere Hülle dieses Schatzes, und wäre sie auch zart wie eine Seifenblase, nimmer statt eines sichern und ganzen Auslegers sein kann. Welcher Palast oder Kaste voll Geheimnisses hat aufgeschrieben, was in ihm wohne, und wo das Innere von der Natur ist, daß es nicht aufgeschrieben und von außen bemerkt werden konnte? Und was wäre dies eher als die Wohnung und Werkstatt der geheimsten göttlichen Kräfte? Das Gesicht ist Tafel und spricht, was es sprechen soll: was tiefer liegt, was die Gottheit selbst mit Nacht bedeckte — scrutari, scire nefas[2].

Wie bedeutend indes selbst der Hain dieses Olymps, das Haupthaar, ist, mögen uns die alten Künstler in der so verschiedenen Bearbeitung desselben an ihren Göttern und Helden zeigen. Über Phidias kam Jupiters himmlischer Geist, als die ambrosische Locke desselben im Homer sank und Erd' und Himmel sich bewegten.[3] Wenn ein zornigschreitender Apollo, der von den Gipfeln des Olymps kommt,

χωομενος κηρ
τοξ' ωμοισιν εχων, αμφηρεφεα τε φαρετρην
εκλαγξαν δ' αρ' οιϛοι επ' ωμων χωομενοιο
αυτε κινηθεντος[4]

unmöglich das Haar Alcides'[5], selbst wenn dieser ebenso zornig

[1] 1. Korinther, Kap. 2, V. 11. — [2] „Es zu durchwühlen, zu wissen, ist Frevel"; von „was die Gottheit" an Übersetzung und Anklänge an Horaz, „Gedichte", Buch 1, Ged. 11, V. 1; Buch 3, Ged. 29, V. 30, und Tacitus, „Germania", Kap. 5. — [3] Phidias verlieh im Zeus von Olympia der Auffassung Homers („Ilias", Ges. 1, V. 528) Ausdruck. — [4] „... zürnenden Herzens. Auf der Schulter den Bogen und ringsverschlossenen Köcher. Klirrend erklangen die Pfeile zugleich an des Zürnenden Schulter, Als er einher sich schwang" („Ilias", Ges. 1, V. 44 ff., übersetzt von Voß). — [5] Herkules'.

mit seiner Keule schritte, und eine Diana niemals das Haar der Venus oder Rhea haben kann, so würde, wenn uns nicht durch elende Kunst und Mode hier alle Natur und Ansicht derselben genommen wäre, der tägliche Augenschein diesen reichen Text der alten Künstler erklären. So wie ich noch keinen harten Mann mit weichem Haar und kein wollenes Schaf mit Löwenmute gesehen habe, so wie beim jungen Hamlet nach dem, was sein Name sagt[1], seine knotty soul bis in die Haare steigt und da die combined locks bildet[2], die nachher

as the sleeping soldiers in th' alarm
his bedded hairs, like life in excrements
start up and stand on end —[3]

so ist auch ihr natürlicher Wuchs, das Fallen oder Scheiteln oder Wirbeln der Haare von sonderbarer Bedeutung. Als Mahomed ins Paradies kam, sahe er den Moses mit Haaren wie Feuerflamme, den milden Jesus, als ob Milch und Wasser des Lebens ihm auf die Schultern flösse. Der Vater aller Götter und Menschen, mit krausem Kopfe, wäre lächerlich, nicht ehrwürdig; da könnte die schwere, treffliche Locke, die vom erhabnen Scheitel herabfällt, nicht mehr den Olymp erschüttern. Wiederum gebe man einem Simson, wenn er die Philisternägel ausreißt[4], weiches, fließendes Haar, und sie werden wohl stecken bleiben. Ich weiß nicht, welcher Philosoph es bemerkt hat, daß die Menschen mit vielen Wirbeln auch krauser Gedanken sind, die sich nicht eher ordnen und zur Ruhe legen, bis das liebe Alter freilich auch ihr Haar, wie ihren Sinn, schlichtet. Das alte Sprüchwort „kurzer Sinn und langes Haar" ist bekannt und ist wahr, wie etwa ein Sprüchwort wahr sein kann. Was wiederum ein ausfallendes, ein frühe bleichendes Haar für Eindruck bei dem, der

[1] Herder meint wohl die SWS, Bd. 23, S. 362 — freilich in anderer Ausdeutung — erwähnte Erklärung als „Hammel". — [2] „Sein Aufschluß werde Hamlet die Seele zermalmen" und „die verworren krausen Locken" trennen, daß sich „einzeln jedes Härchen sträubt", sagt „Hamlet", Akt 1, Sz. 5, der Geist. — [3] „Als wie ein schlafend Heer beim Waffenlärm, Sträubt Euer liegend Haar sich als lebendig Empor und steht zu Berg": Worte der Königin, „Hamlet", Akt 3, Sz. 4 (übersetzt von A. W. v. Schlegel). — [4] Richter, Kap. 16, V. 13 f.

es hat und der es sieht, mache, mag die Erfahrung zeigen. Wenn der Mandelbaum frühe blühet und die Höhe sich scheuet und kahl wird, so ist's wohl Krone[1], aber eine nur durch Sorgen errungene Krone. Oft glühet die Hitze das Haar weg, und das Haupt steht wie ein Berg in den Wolken, der höchste und über die andern wegsehend, aber nackt und traurig. Man sehe Swifts[2] fürchterlich glänzende Glatze. — Wie angenehm und bedeutend ist an Kindern ihr Haupthaar! Wie bei Plato Sokrates mit Phädons[3], so spielt, dünkt mich, im „Messias" ein Engel mit Benonis Locke[4]. Bei Weibern ist das Haar eine Decke der Zucht, die Schlingen und Seidenbande der Amors, in deren jedem, nach jenem alten orientalischen Wahn, Myriaden der Engel wachen und wohnen. —

Das Haupt steht auf dem Halse: das ist, der Olympus auf einer Höhe, die Festigkeit und Freiheit oder Schwanensanftheit und Weiche zeigt, wo sie ist, was sie sein soll: ein elfenbeinerner Turm, sagt das älteste und wahreste Lied der Liebe.[5] Der Hals ist's, der eigentlich exferieret[6], nicht was der Mensch in seinem Haupt ist, sondern wie er sein Haupt und Leben träget. Hier der freie, edle Stand, oder das geduldige Vorstrecken, ein Opferlamm zu werden, oder die starke Herkulesfeste, oder seine Mißgestalten, seine Krümmen und Verbergungen zwischen den Schultern, sein Bärenfett samt dem kalekutischen Unterkinne[7] und wilden Schweinsröcheln sind auch in Charakter, in That und Wahrheit unsäglich. Sowohl was die Griechen den schönen Nacken, als was die Ungriechen Gurgel und Adamsapfel nennen, ist äußerst bedeutend.

Ich komme zum Antlitz des Menschen, zur Tafel Gottes und der Seele. Heilige Decke, verbirg mir den Glanz und zeige mir Menschheit!

---

[1] Wendungen aus dem Prediger Salomo, Kap. 12, V. 5, und den Sprüchen Salomonis, Kap. 16, V. 31. — [2] Der berühmte englische Humorist Jonathan Swift (1667—1745). — [3] „Phädon", Kap. 38, S. 89 B. — [4] Ges. 15, V. 158; nur ist, der „Benoni das Haar lockt", der „ausgewählte" Knabe Nephthoa. — [5] Hohes Lied, Kap. 7, V. 4. — [6] Ausdrückt. — [7] Vgl. LV, Bd. 2, S. 369: „daß die Gurgel keinen Apfel habe, das Kinn kein Unterkinn habe". Der den Hals aufblähende kalekuttische oder Truthahn gilt als Sinnbild aufgeblasenen Stolzes.

Das Leuchten des Angesichts zeigt sich insonderheit auf der Stirn: da wohnet Licht, da wohnet Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit. Kurz, wenn wir Gesinnung des Menschen im reinsten Verstande (sofern sie weder bloß Sinn noch schon Charakter ist) meinen, so ist, glaube ich, dieses die leuchtende eherne Tafel.

Ich bin zu einfältig, um philosophische und dichterische, politisch herrschende oder politisch dienende Stirnen zu sondern oder ins Kabinett zu reihen; aber das weiß ich nicht, wie je einem Anblickenden eine Stirn gleichgültig sein kann. Hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien oder hammern alle Cyklopen, und sie ist von der Natur offenbar selbst gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten lassen oder verdunkeln. Im obern Teile der Stirn zeigt sich unstreitig entweder jene Stiersdummheit, die von Natur ein Brett hat und nachher so oft eherne Mauer genannt wird, jene Buckeln und Knoten, wie auf Cuchullins[1] oder Achilles' Schilde, nur daß er vielleicht zwar ein geerbter Väterschild[1], aber nicht mit der Figurenwelt Vulkanus' prangen möchte; oft ein biceps Parnassus[2], auf dem leicht zu schlummern ist, wenn man drauf ist. Oder jene flache Aufdachung, die auf dem Schindeldach gen Himmel steigt, und der es nie an System mangelt. Oder endlich jene hohe Furchen Kronions oder Kronus', die sorgenvoll uns oft zu Wolken heben, ohne zu wissen, was wir da thun und treiben sollen. Oder endlich jene ὑλη[3], jenes repertorium universale[4], das sich meistenteils selbst nicht findet. Ich liebe mir die jugendliche griechische Stirn, die den Himmel niederdruckt und ihn nicht in Unermeßliche wölbet. So wie der lieben Kindheit der Schleier der Haare über die Stirn fällt, daß dahinter der Same des Lebens in Zucht und Friede

[1] Bei Ossian („Fingal", Buch 1, Tauchnitzausgabe S. 216) holt Cuthullin (so!) seines Vaters Semo alten Schild vor dem Kampfe aus der Halle. — [2] Persius („Satiren", Buch 1, Prologus 2) erklärt, seine Dichtung nicht aus der Erinnerung daran zu haben, daß er einmal auf dem „zweigipfeligen Parnaß" (über dem belphischen Heiligtum) geschlummert habe. — [3] Stoff, Masse. — [4] „Fundstätte von allem."

und seliger Dumpfheit wachse, so gehörte ein Bernini[1] dazu, die perfrictam frontem[2] wieder hervorzubringen und auch den Statuen den Scheitel wegzureißen, der ja uns freilich minder als die seligen Götter kleidet. Seit es den Klugen der Welt oft selbst an Licht fehlt, haben sie den brettdurchbohrenden Blick nötig, es von der Stirn andrer zu lesen, die vielleicht gerade für sie kein Licht haben, und so hat sich rechts und links die aufgestriegelte glatte Mode tief hinunter verbreitet. Wer in einer Illumination nicht viel Licht hat, thut am besten, wenn er sein Stümpchen[3] vors Fenster stellet oder etwa gar sein Kaminfeuer dahin trägt; so geht's oft mit dem Licht unsrer Stirnen: sie glänzen, daß man sich daran weder freuen noch wärmen kann und oft das Licht der Johanniswürmer lieber hätte. —

Wo sich die Stirn herunterſenkt, scheint Sinn in den Willen überzugehen. Als Juno den Herkules im Olymp sahe, mußte sie, dünkt mich, zuerst von dem Knoten[4] seiner Stirn versöhnt werden, den sie ihm durch alle Sorgen und Gefahren und Kümmernisse ihres weiblichen Verhängnisses da aufgeballt hatte. Hier ist's, wo sich die Seele zusammenzieht zum Widerstande: das sind die cornua addita pauperi[5], mit denen er entweder in seliger Dumpfheit blind gehet und trifft oder wie jener indianische Götze das versunkne Gesetz aus dem Schlamme des Abgrundes hinaufholet. Wenn's auch nur Winckelmanns Traum wäre, daß der schöne Torso des Herkules sich da auf seine Keule senke und in die erheiterte Stirn den Traum des mühseligen Erdenlebens rufe[6], — gewiß, so ist's ein schöner Traum, und ich habe noch keinen Ochsen am Pfluge oder einen Herkules am Ruder des Staats

[1] Das Urteil über den der Antike abholden, manierierten Bildhauer und Baumeister Giovanni Lorenzo Bernini (1598—1680) ist aus Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung", S. 63, und Anmerkungen zur „Geschichte der Kunst", S. 52, übernommen. — [2] „Freche Stirn" (nach Martial, Buch 11, Ged. 27, V. 7). — [3] Niederdeutsche Form. — [4] LB, Bd. 2, S. 368: „Der Knoten zwischen den Augenbrauen ist hart, redend für die Tiefe und die Stärke der Seele." — [5] „Die dem Armen gegebenen Hörner" (nach Horaz, „Gedichte", Buch 3, Ged. 21, V. 18). — [6] Winckelmann, „Versuch einer Allegorie", S. 155—158; „Geschichte der Kunst", Buch 10, Kap. 3, § 16.

gesehn, dem diese Stützen seiner Ruhe und diese Waffen seines Streits gemangelt hätten. Oft sind sie schon an Säuglingen da und prägen ihr Schicksal, von dem denn freilich das aufgeschlagne Buch, die flache, lichte, runde, hellumgrenzte Stirn kein Wort weiß. —

Unter der Stirn steht ihre schöne Grenze, die Augenbrane: ein Regenbogen des Friedes[1], wenn sie sanft ist, und der aufgespannte Bogen der Zwietracht, wenn sie dem Himmel über sich Zorn und Wolken sendet. In beidem Falle also Verkündigerin der Gesinnung und Bote des Himmels zur Erde. Was vom Haar allgemein gesagt wurde, gilt von diesem Faden der Haare, sie mögen Furie oder Grazie sein, auszeichnend. Hier wohnen gewiß Engel in jedem friedlichen, sanften Härchen; oder Flammen steigen auf ihnen empor. Was an ihnen die Halbkugeln, die Igelborsten, die Wirbel[2], die Grecq-Figuren[3] für Eindruck machen, kann wohl keine Feder schreiben. Und wie schwimmt Gegenteils Auge und Hand so sanft die linde, friedliche Augenbrane hinunter! — sie gleitet hinab wie der Kahn des Lebens in schöner Morgen- oder Abendröte. Ich weiß nicht, was für ein Wink dem Verständigen angenehmer, anziehender sein könne als hier ein scharfer, fester und doch sanfter Winkel zwischen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unaussprechlich interessanten Zug und ist der Hügel, auf dem sich Genien und Grazien sonnen, um sich in die Quelle des schattenumkränzten lieblichen Auges zu tauchen.

Das griechische Profil ist so berühmt, daß ich mich scheue, davon zu reden. Jeder Konnoisseur[4] weiß, daß es der gerade Schnitt von Stirn zu Nase sei, der, weil er griechisch ist, wohl sehr schön sein müsse. Wenn er ihn nachher an lebenden Personen sieht und da nicht so schön findet, so schreibt er etwa, wie jener Schneider in den Kalender, es sich in seinen Volckmann oder Richardson[5] an: „schön; aber nur an griechischen Statuen, weil

[1] Die alte starke Form. — [2] Vgl. auch S. 119, Z. 24 u. Anm. 2 u. 3. — [3] Die Mäanderform; also eckig verzogene statt weich geschweifter Augenbrauen. — [4] Das Fremdwort statt „Kenner" ironisch. — [5] Johann Jakob Volckmanns „Historisch-kritische Nachrichten von Italien" (Leipz. 1770 f. und wieder 1777 f.) waren ein

sie Stein sind"; und damit hat seine Kennerschaft ein Ende. Notwendig muß in der lebenden Natur eine Ursache der Schönheit liegen, oder sie ist auch nicht in der toten; und wer verkennete sie dort? Wer fühlt nicht, daß eine Nase, mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen, gleichsam einen dürftigen Anfang habe, und daß der Lebensodem, der zur Seele kommen soll, sich da wie durch Höhle und Abtritt winde? Wer fühlt nicht Gegenteils die unzerstückte Form, und daß sofort unter der Stirn das ganze übrige Gesicht Erhabenheit, Runde, großen Blick und festere Cälatur[1] erhalte, wenn dieser Bug der Nase kein Grabensprung ist? Endlich und ohn' alle diese Künstelei, wer hat noch nie das Thronmäßige einer Junonischen Nase oder das unendlich Freie, Vorsichsehende, Hinduftende einer Nase des Apollo gemerket? Wie vielleicht nur ein Himmelsstrich ist, der dies Profil in Menge bildet und der Welschen Vorwurf nicht so ganz ohne Grund sein mag, daß jenseit der Alpen die Schönheit der Form erliege, ob ich's gleich, wenn die Sache selbst wahr wäre, mehr auf Stammcharakter des Volks als auf Einwürkung des Landes und Klima[2] gäbe: so halte ich doch dafür, daß es bei dem Künstler nicht ohne Veredlung dieses Zuges abging, wieviel Anlage derselbe im Volk um sich her hatte. Die Nase gibt dem ganzen Gesicht Haltung, sie ist die Linie der Festigkeit und gleichsam das Scheidegebürge an Thälern zu beiden Seiten; die Kunst mußte also bald gewahr werden, daß mit ihr für das Ganze alles gewonnen oder verloren sei. Und da erhub sich denn das Profil, das noch jetzt, nach jener Sprache des Hohenliedes[3], wie ein Luftbau stehet, der von der Höhe Libanus'[4] nach den schönen Gegenden Damaskus' schauet. Nicht der mindeste Teil dieses unedlen Gliedes, das wir kaum zu nennen wagen, ist unbedeutend. Die Wurzel der Nase, ihr Rücken, ihre Spitze, ihr Knorpel, die Öffnungen, dadurch sie

damals viel benutztes Reisehandbuch. Jonathan Richardsons „Déscription de quelques statues, basreliefs, dessins et tableaux observés en Italie" erschien 1728 in Amsterdam, zusammen mit dem „Traité de la peinture et de la sculpture". — [1] Schnitt, Prägung, Meißelung. — [2] Wie Winckelmann, „Geschichte der Kunst", Bd. 1, S. 21 ff. und 128 ff. — [3] Kap. 7, V. 4. — [4] Die lateinische Form statt Libanons.

Leben atmet, wie bedeutend für Geist und Charakter! Nur ist auch hier das Hinschreiben einzelner Züge zu sehr dem Mißbrauch und Mißverstande unterworfen; deute sich selbst, wer will und kann!

Die Augen betrachte ich hier nur tastbar als Gläser der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens. Sie liegen zwischen Büschen eingefaßt und geschlossen; und eben das blinde Gefühl entdeckt's schon, daß ihre schöngeschliffene Form nebst Schnitt und Größe nicht gleichgültig sei. Ebenso merkwürdig ist's, wie sich unten der Augknoche starr bäume oder sanft verliere, und ob die Schläfen eingefallene Grabhöhlen oder zarte Ruheſtätten sind, auf denen der Finger des Bluts und Lebens schlage. Überhaupt ist die Gegend, wie Augenbrane, Nase und Auge sich verhält, die Gegend des Winks der Seele in unserm Gesicht, d. i. des Willens und praktischen Lebens.

Den edlen, tiefen, verborgenen Sinn des Gehörs hat die Natur seitwärts gesetzt und halb verborgen; der Mensch sollte nicht mit dem Antlitz für andre, sondern mit dem Ohre für sich hören. Auch blieb dieser Sinn, so wohlförmig er dasteht, ungeziert: Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe ist seine Zierde; weh' ihm, dem große Lappen des Elefanten zu beiden Seiten herabhangen oder weise Midasbrabeumen[1] zu beiden Seiten getürmt sind, der muß wohl hören und urteilen, denn seine Ohren sind groß! — Übrigens überlasse ich's den Naturkundigen, ob dieser Sinn durchs Anpressen und Nichtüben nicht so verloren habe wie das Gesicht durchs Stubenblinzeln und Brillenbrauchen. Ist dies, so kann, was schädlich ist, niemals schön sein.

Endlich komme ich zum Unterteil des Gesichts, den die Natur beim männlichen Geschlecht abermal mit einer Wolke umgab, und mich dünkt, nicht ohn' Ursach'. Hier sind die Züge zur Notdurft oder (welches mit jenem eigentlich eins ist) die Buchstaben der Sinnlichkeit im Gesicht, die bei dem Manne bedeckt

[1] Der phrygische König Midas, der bei des Pan und Apollo Wettstreit in der Musik allein Pans Bläserei schöner fand als Apollos Spiel, erhielt als Lohn für solche Ausübung seines Amtes als Kampfrichter (Brabeus) lange Ohren.

sein sollten. Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust- und Liebesart eines Menschen entscheide: wie diese der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmütigkeit runde, die schlaffe Üppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange und die Unterlippe sie nur schließe und trage: ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruhet. Wenn man etwas artikuliert nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt; und wenn dieser von Ambrosia der Liebe und von Nektar der Svada[1] duftet, so ist jene gewiß das Zünglein der Wage, die ihm die Götterspeise zuwägt.

Außerordentlich bedeutend ist's bei einem Menschen, wie bei ihm die Zähne fallen, und wie sich seine Backe schließt. Ob er ewig knirsche und grinse; oder bei jeder Öffnung den rictum leonis[2], das χασμ' ὀδοντων[3] mache, das eine unausstehlich freundliche Zerrung ist; oder alles schlaff hange und statt einer vollen lieb- und überredungduftenden Rose ein Mundlappe da sei. Ein reiner, zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung des gemeinen Lebens; denn wie die Pforte, so glaubt man, sei auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Der Ausdruck: an jemandes Munde hangen, die zwo Purpurfäden des Hohenliedes[4], die süßen Duft atmen, das Sprüchwort vom verschloßnen und offnen Munde[5] ist, dünkt mich, lauter physisches Leben. Hier ist der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zartesten Freundschaft.

Die Unterlippe fängt schon an, das Kinn zu bilden, und der Kinnknoche, der von beiden Seiten herabkommt, beschließt es. Es zeigt viel, wenn ich figürlich reden darf, von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menschen, ob sie fest oder lose, rund oder schwam-

[1] Beredsamkeit, Redegabe. — [2] „Rachen des Löwen" (frei umgestaltet nach Ovid, „Metamorphosen", Buch 4, V. 97). — [3] „Kluft der Zähne" (Anakreon, Ged. 24, V. 4). — [4] So übersetzt Herder statt Luthers „Deine Lippen sind wie eine rosenfarbene Schnur" (Hohes Lied, Kap. 4, V. 3). — [5] Schon bei den Minnesängern heißt es (von der Hagen, „Minnesinger", Bd. 3, S. 340a): scham treit slüzzel reines mundes, und Walther von der Vogelweide warnt (Lachmann, Ged. 87, Nr. 1): stöz den rigel für die tür, là kein boese wort dar für.

mag sei, und mit welchen Füßen er gleichsam im Erdreich stehe. Da das Kinn die ganze Ellipse des Angesichts ründet, so ist's, wenn es, wie bei den Griechen, nicht spitz, nicht gehöhlt, sondern ununterbrochen, ganz und leicht herabfließt, der echte Schlußstein des Gebäudes, und die Mißbildung an ihm ist fürchterlich anzuschauen. Wenn's hier vorgebogen steht, als ob die Natur den Kopf an dieser Handhabe gebildet und nachher zornig weggeworfen habe, wenn es hier nichts ist und sich verkriecht — doch gnug und schon zu viel über diese Teile gesprochen, die, da sie tiefe Sinnlichkeit reden, auch so wenig deutlicher Sprache fähig sind. Die Natur umhüllete sie beim Manne, und auch unsre Beschreibung soll sie weiter umhüllet lassen.

Wir sollten statt dessen beim Manne vom Bart reden, von dem wir jetzt aber nichts mehr reden können als etwa, wie oft und sehr er das Messer stumpf macht. Die Juden, in ihrem alten Buche Sohar[1], haben viel Geheimnisse von ihm, von seinen Straßen, Wegen und Winkeln, hinter denen, wo es nicht mißdeuteter Buchstabe der Schrift ist, manches Physische stecken mag, das wir jetzt nicht verstehen. Mode und Lebensart wollen's, daß wir wie die Weiber am Kinn ewig Jünglinge und Kinder, nur mit einem Stoppelfelde männlicher Jahre und auf dem Haupt ewig gepuderte Greise oder kahle Grindköpfe mit einer Haarmütze sein sollen. Als wenn uns die Natur nicht so etwas hätte geben oder nehmen können, wenn sie's gewollt hätte! —

Bei den übrigen Teilen des menschlichen Körpers kann ich kürzer sein, denn das Gesicht war schon ihr Auszug.[2] Wie auf der Stirn Gesinnung herrschte, so birgt die Brust die edlern Eingeweide und ist ihrer Zeuge. Ein Mensch von freier Brust wird in aller Welt für frei und edel gehalten: man traut ihm etwas zu, er kann doch atmen. Das pectus hirsutum[3], der eherne Panzer um die Seele, ist allen Nationen und Sprachen Sprüchwort;

[1] Von Simeon ben Jochai (2. Jahrhundert) stammende kabbalistische Erklärung des Pentateuchs. — [2] Doch vgl. den letzten Absatz des 4. Abschnittes und oben, S. 116 f. — [3] Die „rauche Brust" des Herkules (Propertius, Buch 5, Ged. 9, V. 49).

dagegen die eingebogne, zusammengeklemmte, keuchende, schon von Natur sich verbergende Thersitesbrust auch ein natürliches Omen ist von eingeschlossenem, zusammengekrümmten, kriechenden Mute. Oft hat der dennoch edle Mann vieles durch Grundsätze überwunden: Gott hat ihm, wie der Koran[1] sagt, Raum in der Brust gemacht und Luft verschafft vor seinen Drängern. Noch öfter aber wird Mut simuliert, und politische Klugheit soll ersetzen, was uns an ihm unersetzlich fehlet. Da bekannt ist, daß nichts hiezu so sehr beiträgt als das liebe Sitzleben, das arbeitende Kriechen auf der Brust und nicht einmal auf dem Bauche, so haben's auch alle Barbaren, d. i. alle Nationen, die noch in freier Natur lebten, erkannt, was dies Leben auf Körper und Geist würke. Es verdumpft die Stimme und stumpft das Auge, noch mehr aber Sinn und Seele. Zagend schwebt das Herz in seiner engen, verdrückten Höhle, glaubt jeden Augenblick, zertreten zu werden, und kriecht nach Speise und Verleumdung. Welcher Freund, der sein Haupt an diese Brust lehnen und sagen könnte: „Du bist mein Fels!" welcher hülflose Unterdrückte, der sich an ihr aufrichten könnte und sagen: „Hier wohnt Zuflucht!" Desto weiser aber sind wir im Haupt und geschäftig mit Mund und Fingern. —

Dem Weibe gab die Natur nicht Brust, sondern Busen, schlang also, da hier Quellen der Notdurft und Liebe für den zarten Säugling sein sollten, den Gürtel des Liebreizes um sie und machte, wie's ihre mütterliche Art ist, aus Notdurft Wollust. Des Mannes Brust ist einförmiger, stärker, edler, vollkommen; der Busen des Weibes ward zarter, völliger, gewaschen mit Milch der Unschuld und gekrönt mit der Rose der Liebe. Solange diese ein Knöspchen blühet und der unreife Hügel zur Ernte wächst, schlang die Grazie der Jungfrauschaft ihren Gürtel um dieselbe, in der, nach der Beschreibung jenes Dichters[2], Liebe und Verlangen wohnen. Wenn der Trank der Unschuld bereitet ist und der

[1] Sure 20. — [2] Homer, „Ilias", Ges. 14, V. 216

Unmündige an den Quellen der ersten Mutter- und Kindesfreude hanget, und seine kleine Hand sich an sie schmieget und tappet und gnug hat, und Mutter und Kind sich eins fühlen am Baume des süßen Lebens, welcher Unmensch, der hier nicht fühle und ein verlornes Paradies der Unschuld ahnde! —

Wenn schon Winckelmann es beklagte[1], daß er nicht für Griechen schreibe und also vieles müsse verschweigen, so habe ich diese Vorsichtigkeit leider noch mehr nötig, kann also auch nur mit wenigen Zügen enden. Wie die Brust die edlern Teile barg und ausdruckte, so ist von den ältesten Zeiten und Philosophen an der Bauch als Sitz der Begierden betrachtet worden. Darauf beziehet sich jene edle Beschreibung Winckelmanns[2] von dem, was Bauch des Bacchus heiße, die jugendliche Nüchternheit und Mäßigkeit und sanfte, wie aus einem schönen Traum erwachte Fülle, deren Gegenteil eine Form und ein Zustand ist, der selbst in der Beschreibung widert. Es war dort Fluch der Ausschweifung und Folge des Wassers der Bitterkeiten, daß der Bauch schwelle und die Lenden schwinden*; fürs untreue, wollüstige Weib gewiß die größte Strafe! Es ist Beschreibung des ältesten Liedes der Unschuld und Liebe**, daß der Bauch sei ein schwebender Weizenhügel, der Nabel ein runder Becher, dem's nimmer an Getränk mangelt, der nimmer verlechzt und nimmer übersprudelt von Freude; ja die weise Mäßigkeit und Furcht Gottes sollte, wie abermals das älteste Sittenbuch*** sagt, selbst dem Nabel gesund sein und erquicken die Gebeine. — Wir höhnen jetzt über diese Beschreibungen der Einfalt, so wahr sie sind. Wir machen uns Schürze von Feigenblättern, wie jene ersten, und meistens auch aus derselben Ursach'. Ich schweige also und spreche nur noch ein Wort von Rücken, Hand und Fuß.

Wie an allen, so haben die Griechen auch an diesen Teilen das Schönste gekannt und gebildet. Wenn der schöne Nacken bei

* 4. Mos. 5, 21—27. — ** Hohelied 7, 2. — *** Sprüchw. 3, 8.

[1] „Geschichte der Kunst", Buch 5, Kap. 1, S. 23. — [2] Ebenda, Buch 5, Kap. 1, § 23

Bacchus herabfleußt, und Venus aus dem Bade mit ihrem gebognen Rücken der Taube herauftritt, und der schöne Torso[1] dasitzt und sinnet — doch wie kann ich beschreiben? und was hilft beschreiben, wenn man nicht selbst sieht und das schöne Gebürge hinabgleitet? Und wie über der Hüfte sich der Rücken in Weiche verlieret! Prometheus[2] und Pygmalion[3], konnten sie anders als umschlingend das schöne Gebilde, das zarte Verfließen auf jeglicher Stelle gebildet haben? Und die Hüften, nach der Sprache jenes alten Buches der Unschuld[4] zwo Spangen von Meisterhand, und die Schenkel Apollos als Marmorsäulen, und das Knie ohne totgelösete Knöchel[5], als wäre es aus weichem Thon geblasen, und die Wade des Fußes weder hangend und angeklebet noch dürftig, ein strebender Muskel voll Jugendtritt und Stärke. Der Fuß endlich, belebt bis zum kleinsten Gliede, nicht losgetrennt vom Ganzen und etwa als der Schuh eines Gewürmes angezogen, sondern eins mit allem, das Ganze auf ihn hinabfließend und er das Ganze tragend. Und wie die Schenkel zu Marmorsäulen, so wand Mutter Natur die Arme zu zarten Cylindern und umschlang sie mit dem ersten Brautkranz der Liebe. Und schonte die Spitze des Bogens, und ließ am Weibe die Hand sanft hinabfließen in kleine Cylinder. Und bepolsterte sie von innen in jedem sammetnen Mäuschen und in jedem Blumenbusche der Fühlbarkeit, der auf Gefühl wartet, mit dem ersten Druck der Liebe. Und machte jedes Glied wächsern und beweglich und regsam, den Finger fast zu einem Sonnenstrahl, und die milchgewaschene Höhe der Hand zum ungeteilten nnd gliedervollen Hügel voll Rege, voll umfassenden Lebens. Und wie der Arm des Mannes strebet! Muskeln seine Siegskränze und Nerven seine Bande der Liebe. — Mächtig und frei gehn sie von den Schultern hervor, die Werkzeuge der Kunst und Waffen der

[1] Des Herkules. — [2] Nach einer Wendung der Sage der Schöpfer der Menschen. — [3] Cyprischer Prinz, der eine von ihm in Elfenbein gebildete Frauengestalt so sehr liebte, daß sie ihm von Aphrodite beseelt ward. Vgl. S. 61. — [4] Hohes Lied, Kap. 7, V. 1; Kap. 5, V. 13. — [5] Nach der bei Homer häufigen Wendung, daß Schmerz oder Tod „die Kniee lösen" (z. B. „Ilias", Ges. 5, V. 176; Ges. 21, V. 425).

Tugend. Sie sind da, die Brust zu schützen, Geliebte, Freund und Vaterland zu umschlingen, ans Herz zu drücken und zu verteidigen. Und die Hand ein Gebilde voll feinen Gefühls und tausendförmiger organischer Übung. Und wie edel der ganze Bau dasteht: Angesicht, Stirn und Brust zeigend und mit seinen Schenkeln schreitend. Schauerlich groß sind wir gebildet*, kunstreich unser Gebein gezählt und gefüget und unsre Nerven geflochten und unsre Adern als Lebensströme geleitet. Aus Leim gemacht und wie zarte Milch gemolken und wie Käse sanft geronnen und mit Haut bekleidet und mit Odem Gottes beseelt.** Gebildet (πεπλασμενοι) um und an, und unser Gebilde (πλασμα) Form von regenden Lebenskräften des obersten Bildners***; kurz die Wahrheit des ältesten Orakels über unsern Ursprung:†

Επλασεν ο Θεος τον ανθρωπον, χουν απο της γης. και ενεφυσησεν εις το προσωπον αυτε πνοην ζωης, και εγενετο ο ανθρωπος εις ψυχην ζωσαν.[1]

Vierter Abschnitt.

Die Absicht des Vorigen ist wohl weder Lobrede der Schönheit, noch Beschreibung der Antike, am wenigsten Physiognomik gewesen, da ich weder Künstler, noch Antiquar, noch Physiognom bin und allgemeine unbestimmte Ausdrücke zu keinem von dreien etwas betragen. Der simple Satz war meine Absicht: „daß jede Form der Erhabenheit und Schönheit am menschlichen Körper eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede dieses kunstvollen Geschöpfes, sowie hingegen alles Häßliche nur Krüppel, Druck des Geistes, unvollkommene Form zu ihrem Endzweck sei und bleibe". Die Wohlgestalt des Menschen ist also kein Abstraktum aus den Wol-

* Psalm 139, 14. — ** Hiob 10, 9—11. — *** Hiob 33, 4—6. — † 1. Moses 2, 7.

[1] Die griechische Übersetzung von 1. Mosis, Kap. 2, V. 7.

ken, keine Komposition gelehrter Regeln oder willkürlicher Einverständnisse: sie kann von jedem erfaßt und gefühlt werden, der, was Form des Lebens, Ausdruck der Kraft im Gefäße der Menschheit ist, in sich oder im andern fühlet. Nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit ist Schönheit.

Um Wiederholungen zu vermeiden, lasset uns die vorhergezeigte Menschengestalt in Handlung setzen, und wir werden gewahr, jedes Glied spreche, und je mehr es seinem Zweck entspricht, um so vollkommener und schöner sei es. Bildet einen Philosophen und gebet ihm eine Stirn, die nicht denkt, einen Herkules und senkt ihm keine Kraft zwischen die Augenbranen, noch in den Hals, noch in die Brust, noch in den ganzen Körper; eine Venus, und mit abscheulichem Profil, hangenden Brüsten und hangendem Munde; einen Bacchus der Alten, wie er auf unsern Weinfässern sitzt: — jedes gemeine Auge wird hier in Handlung fühlen, was ein feiner Sinn in den Gestalten an sich, auch ohne Handlung, gefühlt hätte, nämlich, daß sie ihrem Zweck nicht entsprechen, daß eine Göttin der Liebe ohne Reiz, eine Diana ohne keusche Schnelle, ein Apollo ohne Jugendmut und Stolz, ein Jupiter ohne Hoheit und Ehrfurcht abscheuliche Geschöpfe sei'n. Was nun in einzelnen Charakteren und Handlungen zutrifft, muß gesammlet auch allgemein wahr sein; denn alles Allgemeine ist nur im Besondern, und nur aus allem Besondern wird das Allgemeine. Schönheit ist also nur immer Durchschein, Form, sinnlicher Ausdruck der Vollkommenheit zum Zwecke, wallendes Leben, menschliche Gesundheit. Je mehr ein Glied bedeutet, was es bedeuten soll, desto schöner ist's, und nur innere Sympathie, d. i. Gefühl und Versetzung unseres ganzen menschlichen Ichs in die durchtastete Gestalt, ist Lehrerin und Handhabe der Schönheit.

Wir finden daher, daß jedesmal, wo eine Form ein Glied vorzüglich bedeuten soll, da trete es natürlich den andern etwas vor; es beut sich gleichsam selbst und zuerst und vorzüglich der tastenden Hand dar. Lasset eine Figur denkend, sinnend dastehn:

sogleich senkt sich das Haupt, das ist, die untern Teile des Gesichts ziehn sich wie in den Schatten zurück, und die Stirn wird Hauptteil. Auch ohne Figur an der Nase sagt die Gestalt: ich denke. Laßt einen Imperator vor sich sehen, daß sein Blick befehle: sofort wird dieser Blick das laute Wort des Gesichts, das Auge wird Hauptteil; daher sind auch an der Juno die Augen so schön und groß gebildet, denn es ist der königliche Wink ihres Daseins

ast ego regina Deum —[1].

Laßt einen Apollo Zorn fühlen und schreiten: sofort treten die Teile seines Körpers hervor, die edles Selbstgefühl und Gang zu seinem Zwecke andeuten; die Nase weht lebenden Odem und macht Raum vor sich her; die Brust, ein schöner Panzer, wölbet sich edel; die mutigen, längern Schenkel schreiten; die andern Glieder ziehn sich gleichsam bescheiden zurück, denn sie sind nicht in der Handlung. Eine Gestalt soll verlangen, bitten, wünschen, flehen mit ihrem Munde: unvermerkt beugt dieser sich sanft vor, daß auf ihm Hauch, Gebet, Verlangen, Wunsch, Kuß schwebe. Selbst bis zum Ohre, wenn es horcht, erstreckt sich diese seine Bewegung und Andeutung. Die Form des handelnden Gliedes spricht immer: ich bin da, ich würke. Und ist dies im feinen, zarten Gesicht, um so mehr ist's im ganzen Körper. Wie kann die Hand befehlen, ohne daß sie sich erhebe und ihr Amt andeute? Wie kann die Brust sich darbieten und schützen, ohne daß sie unvermerkt vortrete und spreche: ich bin gewölbet? Ein schöner Bauch blähet sich nicht; aber natürlich sinkt Bacchus in eine ihm vorteilhafte Stellung; er lehnt sich sanft an mit dem Arme, daß seine schöne Weiblichkeit in Rücken und Brust, in Bauch und Hüften in ihrer bedeutenden Sprache rede. Und dies alles sind keine Kunstregeln, keine studierte Übereinkommnisse: es ist die natürliche Sprache der Seele durch unsern ganzen Körper, die Grundbuchstaben und das Alphabet alle dessen, was Stellung,

[1] „Doch ich, die Königin der Götter" (nach „Äneis", Buch 1, V. 46).

Handlung, Charakter ist, und wodurch diese nur möglich werden.

* * *

Also weiter! Hat die Natur unsre Menschheit nicht zum toten Meer, zum Stillstande einer ewigen Unthätigkeit und gefühllosen Götterruhe, sondern zu einem bewegten, ewig sich regenden Strome voll Kraft und Lebensgeistes machen wollen, so sehen wir, auch von außen konnte ihr Werk keine plastische Larve und Maske einer schönen ewigen Unthätigkeit sein, sondern Lebenswind mußte die Formen beleben. Sofort wird die Schönheit Kraft, Bedeutung in jedem Gliede. Statt des Abstrakts in Wolken, das kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat, wird sie auch bei Göttern und Göttinnen konkret, d. i. Charakter dieses Gottes und keines andern. Jede schöne Form an ihm wird von *dem* Lebensgeiste bestimmt, der sein Schiff anwehet und treibet; mithin wird jedes Glied im höchsten Maße individuell bedeutend. Und nur sofern es also bedeutet und der Dämon, der Charakter, der *eine* göttliche Lebensgeist ganz und allein in diesem Bilde erscheint, sofern ist's der schöne Apollo, die glorreiche Juno und liebliche Aphrodite. Man darf hier abermals weder in Buchstaben noch in Wolken studieren, sondern nur sein und fühlen — Mensch sein, blind empfinden, wie die Seele in jedem Charakter, in jeder Stellung und Leidenschaft in uns würke, und denn tasten. Es ist die laute Natursprache, allen Völkern, ja selbst Blinden und Tauben hörbar.

Nireus, der schönste aller Griechen[1] vor Troja, thut in der ganzen Iliade nichts und kommt nicht, als im Verzeichnis der Schiffe, zum Vorschein; alle, die darin *handeln*, stehn als einzelne Charaktere, mit festbestimmten, nicht zerfließenden, unwandelbaren Zügen da und sind, die sie sind. So der göttliche Agamemnon, „an Haupt und Blick dem Jupiter gleich, dem Mars im Gurte, an Brust dem Neptun: er stand wie ein Stier da,

[1] „Aller Griechen *nach Achill*" („Ilias", Ges. 2, V. 672).

erhaben unter seiner Herde“[1]; aber nur im ruhigsten, prächtigsten Teil der Iliade vor dem ersten Anfalle stand er so; nachher hat Homer nicht Zeit, seine Schöne zu schildern: Agamemnon handelt. Priamus[2] kann vom Turm ihn schauen und bewundern, Helena preisen[2], Homer preiset nicht mehr. Vom schönen Achilles, um den sich das ganze Gedicht windet, hören wir kein Lob der Schönheit, wir sollen ihn nur in seinem Zorne sehen, auf die lieblichste Weise mit Freundschaft, Liebe, Vertraulichkeit und Saitenspiel vermählet. Der göttliche Ulysses „mit seiner breitern Brust und Schultern als Agamemnon, der als ein dickwolliger Widder zwischen den Reihen der gelagerten Herde auf und ab geht; Menelaus, der, wenn er stand, mit breiten Schultern dem Ulysses vorragte, aber wenn beide saßen, schien Ulysses der Ansehnlichere“[3] — in solchen zwei Zügen, vom müßigen Turm gezeichnet, stehen sie leibhaft da und zeigen nachher nur die bestimmte Form ihrer Glieder in bestimmter einzelner Handlung. So Homer, und daß nicht bloß der epische Dichter also schildert, weil ihn die Handlung fortreißt, sondern die Griechen sich nie Schönheit als[4] in bestimmter Form dachten, mag uns selbst Anakreons Bathyllus lehren. Ein Liedchen der Wollust, denkt man, kann doch wohl am ersten ein gesammleter Duft, ein schwebendes Gewebe, eine Blumenlese sein von mancherlei Traumzügen; es ist's und ist's nicht. Es saugt von vielen Blumen den Honig, aber zu einer sehr bestimmten Gestalt; der Jüngling verwandelt sich plötzlich in einen Apollo, oder vielmehr Apollo in den Jüngling, und die Statue steht da.[5]

Ohne Zweifel hat dies außerordentlich Bestimmte, treu Erfaßte in der Form jeder Stellung, jeder Leidenschaft, jedes Charakters den Griechen zu der Höhe der Kunst geholfen, die seit der

[1] „Ilias“, Ges. 2, V. 478 f. — [2] Ebenda, Ges. 3, V. 161—182. — [3] Ebenda, V. 193—196 und 210 f. — [4] Anders als. — [5] Das unter Anakreons Namen gehende Gedicht (Bergk, „Poetae lyrici Graeci“, Bd. 3, Nr. 16, S. 307) schildert die Schönheit des Bathyllus von Samos, indem es vorschreibt, nach dem Muster welcher Gottheiten der Maler seine einzelnen Reize bilden solle, und schließt: „Und die Füße?“ „Nimm herab hier den Apoll und bilde den Bathyll darnach. Doch kommst du nicht nach Samos, dann male nach Bathyllus einen Phöbus.“

Zeit nicht mehr auf der Erde erschienen ist. Sie sahen als Blinde und tasteten sehend, durch keine Brille des Systems oder Ideals, das etwa ein schwebend Spinnengewebe der Herbstluft zur Seelenform eines menschlichen Körpers hätte phantasieren wollen. Kein Glied von einem ihrer Götter kann einen andern Gott, keine Stellung ihrer Handlung einen andern Charakter bedeuten, als da steht. Ein Geist hat sich über die Statue ergossen, hielt die Hand des Künstlers, daß auch das Werk hielt und eins ward. Wer (um sogleich ein Schwerstes anzuführen), wer ja am berühmten Hermaphroditen[1] stand und nicht fühlte, wie in jeder Schwingung und Biegung des Körpers, in allem, wo er berührt und nicht berühret, bacchischer Traum und Hermaphroditismus herrschet, wie er auf einer Folter süßer Gedanken und Wollust schwebt, die ihm wie ein gelindes Feuer durch seinen ganzen Körper dringet — wer dies nicht fühlte und in sich gleichsam unwillkürlich den Nach- oder Mitklang desselben Saitenspiels wahrnahm, dem können meine nicht und keine Worte es erklären. Eben das ist das so ungemein Sichere und Feste bei einer Bildsäule, daß, weil sie Mensch und ganz durchlebter Körper ist, sie als That zu uns spricht, uns festhält und, durchdringend unser Wesen, das ganze Saitenspiel menschlicher Mitempfindung wecket.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort wagen und es Statik oder Dynamik nennen soll, was da, von menschlicher Seele in den Kunstkörper gegossen, jeder Biegung, Senkung, Weiche, Härte, wie auf einer Wage zugewogen, in jeder lebt und beinahe die Gewalt hat, unsre Seele in die nämliche sympathetische Stellung zu versetzen. Jedes Beugen und Heben der Brust und des Knies, und wie der Körper ruht, und wie in ihm die Seele sich darstellt, geht stumm und unbegreiflich in uns hinüber; wir werden mit der Statue gleichsam verkörpert oder diese mit uns beseelet. Und daher fühlen wir auch jede neue Ergänzung doppelt widrig, die, so schön sie auch sein mag, wenn sie nicht vom Ganzen des einen

[1] Der Borghesische, den Herder in Mannheim im Abguß sah.

lebendigen Geistes beseelt wird, uns mit Recht als ein fremdes Flickwerk vorkommt. Nichts muß bloß ersehen und als Fläche behandelt, sondern vom zarten Finger des innern Sinnes und harmonischen Mitgefühls durchtastet sein, als ob es aus den Händen des Schöpfers käme. —

Nichts preisen daher die Inschriften der griechischen Anthologie an den Statuen so sehr als diese ganze Haltung, dies Durch- und Innensleben, das aus ihnen gehet. Ich weiß nicht, ob es eine Zeichnung oder Schilderei ersetze, die nur Schatten auf der Fläche gibt und vom lebendigen Körper doch auch nur entspringen mußte; aber das weiß ich, daß, je mehr wir alle Dinge als Schatten, als Gemälde und vorüberstreichende Gruppen ansehen, wir dieser körperlichen Wahrheit immer um so ferner bleiben. Auch hier komme uns geistig das Gefühl und die dunkle Nacht zu Hülfe, die mit ihrem Schwamme alle Farben der Dinge auslöscht und uns an das Haben und Halten einer Sache heftet. Die Griechen wußten wenig, aber das Wenige ganz und gut; sie erfaßten's und konnten's geben, daß es zu ewigen Zeiten lebe. So wie das Profil ihres Angesichts gebildet und nicht gemalt ist, so sind's auch ihre Werke.

Wie weit wir da hinter ihnen stehen, mag eine zukünftige Zeit richten. Was ist seltner in unsern Tagen, als einen menschlichen Charakter zu erfassen, wie er ist, ihn treu und ganz zu halten und fortzuführen? Da muß uns immer die liebe Vernunft und Moral wie das Licht und die Farbe zu Hülfe kommen, weil er auf seinen Füßen nicht stehen will und sich von Seite zu Seite wie ein Gespenst verändert. Das macht, wir sehen so viel, daß wir gar nichts sehen, und wissen so viel, daß gar nichts mehr unser, d. i. etwas ist, was wir nicht gelernt haben konnten, was mit Tugenden und Fehlern aus unserm Ich entsprang. Heilige Nacht, Mutter der Götter und Menschen, komme über uns, uns zu erquicken und zu sammeln! Non multa, sed multum[1]! Mit welchem tiefen Verstande und stillen Durchgefühle

[1] Nicht vielerlei, sondern viel (d. h. sehr).

arbeiteten Raphael und Domenichino[1] an ihren ewigen Werken! Nicht Gemälde, Dädalus' Bildsäulen[2] sind sie und wandeln und leben.

Das will's also nicht thun, daß wir unsern Kindern etwa von Jugend auf Wachs und Thon in die Hand geben, obgleich auch damit schon etwas gethan wäre und vielleicht niemand zeichnen sollte, der nicht als Kind lange gebildet und gespielt hatte. Alle ersten Zeichnungen der Kinder sind Gebilde auch auf dem Papier: Nachäffungen des ganzen lebendigen Dinges, ohne Licht und Schatten, den sie vielmehr im Anfange gar nicht begreifen noch einsehn können, warum er da sei und ihr schönes Bild verderbe. Er ist ihnen also in der Natur nicht; ihr Auge siehet, wie ihre Hand fühlet. Die Natur geht noch immer mit jedem einzelnen Menschen, wie sie mit dem ganzen Geschlecht ging, vom Fühlen zum Sehen, von der Plastik zur Piktur. Das wäre etwas, aber nicht alles; denn was soll nun gebildet werden? Bäume, Pflanzen, Skorpionen, unsre Komplimente, unsre Kleider? Die Natur ist von uns gegangen und hat sich verborgen, Kunst und Stände und Mechanismus und Flickwerk sind da; die sind aber, dünkt mich, weder in Thon noch in Wachs zu bilden.

Gehe man jetzt auf unsre Märkte, in unsre Kirchen und Gerichtsstätten, Besuchzimmer und Häuser und wolle bilden! Bilden? was? Stühle oder Menschen? Reifröcke oder Handschuh? Federwische auf Köpfen oder Zerimonien? — Bilden? und wie? durch welchen Sinn? durchs Auge oder durch den Geruch? da ja kein Auge das Auge des Freundes, geschweige Wange die Wange, Mund den Mund, Hand die Hand kennet. In den Ritterzeiten verpanzerte man sich, um aufeinander zu stechen — wozu thut man's jetzt?

[1] Domenichinos, genauer Domenicos di Zampieri (1581—1641) Madonnen und Heilige zeichnen sich durch besonders innige Empfindung aus. — [2] Dem mythischen Dädalus schreibt die griechische Künstlergeschichte das Verdienst zu, Bewegung und Leben in die Standbilder gebracht zu haben (Overbeck, „Schriftquellen", Nr. 67 ff. und 119 ff.).

Griechische Spiele, griechische Tänze, griechische Feste, griechische Offenheit, Jugend und Freude, wo sind sie? wo können sie sein? und wenn auch sogleich ein serenissimus regens, etwa der Stifter eines neuen Griechenlandes (so wie die fünfte Loge oben Paradies heißt[1]), durch Edikte, schwarz auf weiß, und gar bei Trummelschlag sie allergnädigst anbeföhlen? Stellet griechische Statuen hin, daß jeder Hund an sie pisset, und ihr könnt dem Sklaven, der sie täglich vorbeigeht, dem Esel, der seine Bürde schleppt, kein Gefühl geben, zu merken, daß sie da sei und er ihr gleich werde. So habt ihr also doch einen Zaunpfahl hingesetzt, an den er sich lehne und etwa seinen geschundenen Rücken reibe! An einem berühmten Orte Deutschlands ist der Paradeplatz mit Statuen umgeben[2], griechische Helden mit neuem spitzen Knie und der Trummel; ich weiß nicht, warum die Kamaschen und die Grenadiermütze und das präsentierte Gewehr und der Kommißrock fehlen. Sonst halte ich's für trefflich, jeder Schildwache Statuen vorzusetzen: das Geschöpf hat Zeit, an ihnen Apollo und Jupiter zu werden.

O des erstickenden, eklen Dampfs, den manche neue Griechenländer ihren kargen Besoldern ums Taglohn darbringen! Als ob's nicht mit Händen zu fassen wäre, daß in niemand der Geist des andern übergehen kann, der mit ihm nichts Gemeinschaftliches hat, so wenig als Leben in den Stein und Blut in die Pflanze! Jeder Jüngling, der vor'm griechischen Heroen stand, hatte in den schönen Zeiten Griechenlands Weg und Hoffnung, seine Statue zu erhalten. Götter und Helden waren alle aus ihrem Geschlecht, ihre Vorfahren, ihresgleichen. Ein Spiel, ein Kampf konnte den Jüngling neben ihn stellen, und der Künstler arbeitete sodann für seine Stadt, für sein Volk, für den ganzen Griechennamen. So sang Pindar und setzte seinen Gesang über Statuenlob und Schöne.[3] So sahen, so hörten die Griechen den

[1] Es aber auch nicht ist. „Fünfte Loge" = fünfter Rang (im Theater). — [2] Gemeint ist der Wilhelmsplatz in Berlin. — [3] „Nicht Erzbildner bin ich, um Bildnisse zu schaffen, die unthätig auf einer Platte stehen bleiben; sondern auf

Künstler und den Dichter, und wie sehen, wie hören wir? Es ist wundersam, wie selten uns nur ein Mensch erscheint, und wie noch seltner Mensch einen Menschen umfasset und ihn so lieb gewinnt, daß er ihn mit sich trage und ihn der Ewigkeit gebe. In einem berühmten Garten sind die Nationalprodukte, Allongeperücken, ich glaube mit Panzern, in Töpferthon gebildet — ohne Zweifel das wahreste Gebilde des Landes.

Doch wozu weiter die unnützen Klagen, die doch auch kein Griechenland schaffen werden? Lieber zur lieben Schönheitslinie zurück, die ja ganz unter unsern fühlbaren Formen zu verschwinden schien! — Mit nichten verschwand sie, hier eben finden wir sie wahr und körperlich wieder. Mathematik ist die wahreste Wissenschaft, nur durch Physik wird sie lebendig, sowie Zahl nur in Dingen, die gezählet werden, da ist. Und wenn es allerdings einen mathematischen Grund geben muß, warum die Schönheitslinie schön ist, wie doppelt angenehm wird es sein, den abstrakten Grund in jeder konkretesten Form bestätigt zu sehen!

* * *

Die gerade Linie nämlich ist die Linie der Festigkeit, das sagt uns Sinn und Auge. Ein Teil ruhet auf dem andern, hängt am andern, unterstützt und wird unterstützt; sowohl senk- als wagerecht hat die Natur daher, wo sie Festigkeit nötig hatte, diese Linie gewählet. So wächst der Baum im Stamme und ruhet verjüngt auf sich selbst: das Vorbild der Festigkeit und der schönen Säule. So liegt, wo Base nötig war, Stein, Erde und selbst das Meer in Gleiche. So ist auch beim menschlichen Körper, wo Basis nötig war, Fußsohle; wo erhabne Festigkeit sein sollte, gerader Stand an Fuß, Schenkel, Hals, Arm und Händen. Nichts sieht übler als ein gebeugter Baum oder eine krumme Säule; auch die Hand des Blinden will sie aufrichten; denn sie ist gefallen und kann zerschmettern[1]. So ist auch ein krummer

jedem Schiff und Segler steige, süßer Gesang, überall kündend!" (Pindar, „Nemeischer Siegesgesang" 5, V. 1 f.). — [1] Intransitiv = zerbersten.

Hals, krummer Rücken und krumme Beine gerade das, was in der menschlichen Gestalt den Eindruck des festen Standes und der einfachen Erhabenheit am meisten mindert. Der Hauptteil unsres Gesichts, der vortritt und die ganze Form desselben bildet, ist eine gerade Linie, die Nase, und die Schiefheit derselben macht einen lächerlichen Eindruck. Man kann zu einem Gesicht mit schiefer Nase fast nicht reden. —

Die Linie der Vollkommenheit ist der Kreis, wo alles aus einem Mittelpunkt strahlet und in ihn zurückfällt, wo kein Punkt dem andern gleich ist und doch alles zu einem Kreise wallet. Wo es anging, hat die Natur die Linie der Richtigkeit mit dem Kreise der Vollkommenheit umwunden. So verjüngte sie Pflanzen und Bäume; so strahlt die vollkommene Sonne, und es wölbt sich der umfassende Himmel, und der Tropfe ründet sich wie die Erde u. s. — So hat sie auch am Körper die Linie der Festigkeit mit Rundheit umkleidet: Arm und Beine, Finger und Hals zusamt dem Himmel, den er trägt, sind gerundet; jeder Bruch, jede Ecke und Winkel dieser Teile sind unerträglich.

Da aber die Gefäße hienieden der Vollkommenheit nicht fähig sind und die Linie der richtigen Notdurft sie immer überwältigend zu sich ziehet, siehe, so ward, wie im Weltgebäude durch den Streit zweier Kräfte die Ellipse ward, in der sich die Planeten, so hier die Linie der Schönheit, in der sich die Formen der Körper winden. Sie entstand, wie bei Plato[1] die Liebe von Bedürfnis und Überfluß, aus der geraden Linie und Rundheit. Der Zirkel war für uns zu voll', nicht zu umschauen, nicht zu umfassen; die gerade Linie zu dürftig, um den vielseitigen Organismus zu geben, zu dem unser Körper da sein sollte. Sie schwebt also und neigt sich, damit dies oder jenes überwiege. In der festen Brust, im festen Rücken wenig Krümme, nur Wölbung; dieser ist Mauer und Stütze, jene Panzer. Der Unterleib, beim Weibe der

[1] Im „Gastmahl", Kap. 23, S. 203 BC, heißt Eros der Sohn der Penia (Armut) und des Poros, des durch klugen Handel und Wandel Überfluß schaffenden Sohnes der Klugheit.

Busen, die Glieder der Schwachheit wurden mit Weiche und dem Anschein der Vollkommenheit bekleidet. Nur aber ist's Anschein; denn ein Kugelbauch, wie ein Kugelkopf und Kugelwade, sind überfüllte Auswüchse, in ihnen selbst der Keim der Zerstörung.

Woher dies Letzte? Ich wiederhole, weil das menschliche Gefäß keiner Vollkommenheit und also auch keines Zeichens derselben fähig ist; denn Vollkommenheit ist Ruhe, sie aber soll würken, streben. Die Kugelbäuche und Kugelköpfe mögen viel Behaglichkeit, Satte und Allgnugsamkeit in sich haben — zum Fortschwunge im ganzen sind sie um so minder: sie tragen über und vor sich ihren eignen Atlas. Wie das Licht emporwallet in der Flamme und das Meer aus seiner Ruhe in Wellen läuft und die Sonne selbst im Tierkreise den Erdkreis schlingend umwindet, so wird beim menschlichen Geschöpf nur durch Bewegung Reiz, und in Linien, Formen und Thaten ist Reiz nichts als Schöne in Bewegung. Sie entfernt sich von der Linie der Notdurft, die ihr doch Basis bleiben muß, und wallet zur Vollkommenheit hin, ohne sich in sie zu versenken. Zwischen diesen beiden Äußersten schwebt das Menschengeschlecht und seine beiden Geschlechte: der Mann auch in seinem Stande der Linie der festen Richtigkeit näher, das Weib mit schwebender Schönheit, die Reiz ist, bekleidet.

Ist also kein Reiz ohne Bewegung, so zeigt diese, die Morgenröte zur Handlung, abermals und selbst dem dunkeltastenden Sinne, woher nur die anbrechende oder gemäßigte Leidenschaft und Handlung Reiz verleihe. In diesem Schweben nämlich allein ist sie zwischen den beiden Äußersten, Nacht und Sonne, zwischen Steife und übergießender Fülle. Man berühre jedes Glied in seinem höchsten Tone, wie kurz ist's zu ertragen! Die emporgezogne Stirn und das grinsende Lieblächeln, das die Augen schließt und den Mund verzerret, ein sich zum Kropf senkendes Kinn und die sich zur Tonne brüstende Brust und der überstreckte spitze Arm und der zu scharf angestrengte oder verworfene Fuß — man taste alle diese Glieder, und man wird mechanisch

wie geistig das Abweichen von aller schönen Form und Handlung fühlen. Ein schreiender Mund ist der fühlenden Hand eine Höhle, das Lachen der Wange eine Runzel. Die ewigen Gesetze der menschlichen Schönheit sind also metaphysisch und physisch, moralisch und plastisch völlig dieselbe. Ein Mensch im Morgen des Jahrs wie des Lebens, im Frühlinge der Bewegung wie der Handlung ist immer ein analoges Geschöpf, die schöne Mitte zweier Extreme. Der Schwan, der sich um die Leda schlingt, und Leda, wie sie ihm zuwallet, Danae, wie sie den Regen erwartet, nicht wie beide von beidem die Frucht zeigen, bilden Linien des Reizes. Für ihr teuerstes Bedürfnis sparte die Natur also ihre reichsten Schätze auf, und, wie jener heilige Schriftsteller sagt[1], die Glieder der Unehre schmücket man am meisten.

* * *

Ich habe noch ein Wort über das, was Stand oder Fall des Körpers ist, zu sagen. Allen steht der Kopf auf Schultern, aber nicht allen steht er darauf gleich. Bei allen ist im Mittelpunkt der Schwerpunkt, aber gewiß fällt bei allen das Gliedergebäu nicht gleich auf denselben. Wir stehn alle auf den Füßen; großer Unterschied aber, wie der Körper auf sie fällt, auf ihnen ruhet, wie sich der Fußtritt drückt. Dieser ganze Stand und Fall des Körpers ist ungemein bedeutend. Er zeigt ganz natürlich die Glieder, die hervortreten oder sich verbergen, die wie von Natur und unwillkürlich gleichsam zuerst sprechen, oder die da schweigen, als wären sie gar nicht. Hiernach bestimmt sich der Gang des Menschen, der für Physiognomisten und Antiphysiognomisten so charakteristisch ist; hiernach, wie ein Mensch auftritt und sich zeigt oder sitzt und ruhet. An Göttern und Faunen, Helden und Satyren bewiesen auch hierin die alten Künstler unendlich feine Charakterkenntnis, wie weitläuftig gezeigt werden könnte. Überhaupt ist nichts untrüglicher, als was vom ganzen Körper spricht, wenn es sogar dem Gefühl redet. An einzelnen Teilen kann

[1] Paulus, 1. Korinther, Kap. 12, V. 23.

man sich irren, aber die Stimme des Allgemeinen ist auch hier Gottes Stimme[1]. Sie wappnet uns gegen Traum und Deutelei, insonderheit gegen das parteiische Hangen an einer Form, an einem Zuge, das uns so weit wegbringen kann von Wahrheit. Das bescheidene Gefühl tastet langsam, aber unparteiisch; es findet vielleicht wenig, aber was da ist. Es urteilt nicht, bis es ganz erfaßt hat.

Es ist wunderbar, welchen Blick hierin wie in allem die beiden Geschlechter gegeneinander haben, wie tief der Mann das Weib und das Weib den Mann kennet. Jedes kann seinem Geschlechte unrecht thun und thut ihm oft, nicht eben aus Neid, unrecht; aber sein Urteil über das andre ist, wo es nicht Leidenschaft verblendet, sondern Leidenschaft wappnet, wunderbar strenge. Die Liebe holt das wahre Ideal, den Engel, Haß den Teufel aus uns hervor, der in uns liegt, und den wir oft selbst nicht zu sehen oder zu finden vermögen. Die Ursache ist klar. Zum allgemein menschlichen Gefühle kam noch ein Geschlechtsgefühl hinzu, das wir ja auch bei den erhabensten Urteilen über das, was Mensch ist, nicht ganz verleugnen. Der Mann muß immer, er mag dichten oder regieren, Menschen oder Statuen schaffen, als Mann, das Weib immer als Weib fühlen.

Endlich kann ich nicht umhin, noch mit einem Laute die Symmetrie zu preisen, die sich, auch selbst dem dunkelsten Sinne schon, am menschlichen Körper leicht und herrlich offenbaret. Die Natur wählte immer das leichteste Verhältnis, eins und zwei, setzte sie über- und gegeneinander und immer die Glieder zusammen und in vertrauliche Nähe, die gemeinschaftlich sprechen sollten. Das edle eine Haupt steht auf dem freien, festen Halse zwischen zwo Schultern, als den Balken des gliedervollen Gebäudes, das es beherrscht und übersiehet. Es hat die schöne Ovallinie zur Form und trägt das Angesicht vor sich. Wie das Haupt auf den Schultern, so ruhet im Angesichte die Stirn auf den beiden

[1] Vgl. ebenda V. 24 f. und das lateinische Sprichwort vox populi, vox dei: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme.

Bogen der Augenbrane, wie ein Gedankenhimmel allein und oben. Zwischen den Augbranen tritt Seele und Stirn auf einen Punkt, und zu beiden Seiten wölbt sich der edelste Sinn, das Auge, abermals in der schönsten Linie der Ellipse. So steht die Nase und der Mund abermal zwischen zwei Blumengeländern, den Wangen, bis die Ellipse des Haupts sich mit dem festen Kinne schließt — kurz, man kann sich zwischen den sieben Buchstaben[1], die unser heiliges Antlitz bilden, keinen Stand und kein Verhältnis denken, was leichter zu fassen, zu sammlen, zu ordnen wäre und zugleich so viel Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit darböte als das schöne Zusammenstrahlen und Abwechseln

der Stirn
und der Augen,
der Nase
und der Wangen,
des Mundes

endlich, der auf dem Kinne ruhet. Eins unterstützt, hebt, trägt das andre, fast wird's dem tastenden Gefühle schon, was es durchs Licht dem Auge so unendlich mehr ist, Antlitz. Offenbar nach eben dem Bau und den Gliedern derselben Verhältnis[2] ist der ganze Körper gebildet; daher die Wilden sich abermals auf Brust und Knie ein Menschenantlitz malen. Die beiden Warzen der Brust über dem Nabel, der Unterleib über den Füßen wie die Brust unter den Fittichen der Arme sind ein Verhältnis: jedes gehört zum andern, als Eins oder Paar, und spricht zu und mit ihm, was es sprechen soll. Die Anzahl und Bildung der Finger, die wie aus einem halben Kreise geschnitten, in einer Ordnung, die nicht vermehrt und vermindert, nicht versetzt noch verstümmelt werden kann, dastehn, bestätigt dasselbe; kurz — überall eine einfache und harmonische Weisheit, die in und für uns gefühlt, gemessen, geordnet, Umfang und Fülle beschränkt hat. Sie goß die Seele in ein tausendfach organisiertes, aber sehr einfach be-

[1] Vgl. S. 57, Z. 17 ff. — [2] D. h. von dem nämlichen Verhältnis. Da der Bau des Rumpfes und die Glieder dasselbe Verhältnis aufweisen, ist der ganze äußere Mensch nach diesem Verhältnis gebildet.

grenztes, leicht zu umfassendes Maß und machte Punkte der Vereinigung, wo und wie oft und auf wie zarterer Stelle sie sie machen konnte. So findet Auge das Auge, so drückt sich Mund an Mund und Brust an Brust und blickt und saugt in sich Odem der Liebe. Man verrücke die Züge des Gesichts, man verpflanze und wechsle Glieder: mit und ohne Auge muß man grausen, wie immer die kleinste Mißbildung zeiget. Was wir in der Optik und in den anordnenden Künsten überhaupt von seinen Gesetzen des Wohlstandes und der Wohlgestalt, des Eben- und Unebenmaßes entdecken werden, findet sein größtes Vorbild in dem edeln Werke, das überall, wie es scheint, der großen Mutter Liebling und Augenmerk war, in der Menschengestalt und Menschenschöne.

Fünfter Abschnitt.

Ich fragte eine Blindgeborne*, welcher Tisch, welches Gefäß ihr lieber sei, das eckige oder runde. Sie antwortete: das runde, denn dies sei sanft und wohl zu fassen, und am runden Tisch stoße man sich nicht. Vielleicht ist dies alles, was über die Linie der Schönheit so simpel gesagt werden kann. „Warum ein runder Arm, eine schlanke Taille ihr wohlgefiele?“ — weil sie gesund, rege und leicht ist. Gespenst stellte sie sich als einen kalten Hauch vor, der sie verfolge, und Lieblichkeit suchte sie in schöner, fester Stimme, Zuthulichkeit, gefälligem Duft und sanfter Wärme, gerade wie Saunderson und andre Beispiele. Ich reichte ihr eine Statue: sie kannte und nannte jeden Teil und fand ihn gut. Als sie ans Kleid kam, stutzte sie und wußte nicht, was es sei; denn es war die erste Statue, die sie faßte. Sonst machte sie mein Stand zu furchtsam, und die Entfernung ihres Orts versagte mir weitere Nachforschung. Sie hatte in ihrer Sprache alle Ausdrücke des Sinnes, den sie nicht besaß, nur sie verstand keinen; es war aufgeschnapptes Papageienwesen, wie ein großer Teil der Sprache bei uns Menschen mit fünf Sinnen immerfort

* Im Jahr 1770.

ist. Übrigens halte ich Mängel von dieser Art für die einzige sicherste Quelle, unsre Sprache und Begriffe der so verflochtnen Sinnlichkeit zu scheiden und jedem Sinne wiederzugeben, was sein ist. Wenn je eine praktische Vernunftlehre, ein philosophisches Lexikon der Sprache, Sinne und schönen Künste geschrieben wird, wo jedes Wort, jeder Begriff seinen Ursprung finde, und wo den Gängen nachgespürt werde, wie er sich von Sinn zu Sinn, von Sinn zu Seele übertragen, so, dünkt mich, müssen Versuche der Art Leitfaden sein, oder alles bleibt Labyrinth und Vernunftgewäsche, wie es jetzt ist.

In diesem Buche ist über einen Sinn und aus einer Kunst und Klasse von Begriffen eine kleine Anfangsprobe. Honny soit qui mal y pense, und der, was aufrichtiges Tappen nach Wahrheit, Richtigkeit, Einfalt war, was züchtiges Gefühl bedeutungsvoller Formen der Schöpfung Gottes und nicht Unzuchtbegriffe wecken sollte, mit Anmerkungen eines Gecken oder Anwendungen eines Buben entehret! Das Beste kann zuerst gemißbraucht werden, eben weil an ihm etwas zu mißbrauchen ist; ja die Wahrheit, die nicht auf der Gasse liegt, muß sich eben vom Sprachgebrauch manchmal entfernen. Nur ist's noch keinem Astronom eingefallen, seine Theorie vom Weltsystem deshalb zu ändern, weil der Sprachgebrauch anders redet. Kann er's erklären, warum der so reden mußte, so ist alles gethan, und seine Gründe gelten. Ist's ein metaphysisch und physisch erwiesener Satz, „daß nur körperliches Gefühl uns Formen gebe", so müssen die Ableitungen desselben in jeder Kunst und Wissenschaft wahr sein, gesetzt, daß sie auch nicht so manche neue Berichtigung und Erläuterung gäben, als, mich dünkt, diese der Bemerkung erfahrnerer Forscher gewiß noch geben können. Versuche es der Schüler der Kunst, und wo seinem Gesicht in der Form etwas dunkel, widersinnig und zweifelhaft scheinet, oder wo er zu flattern und überhinzugleiten befürchtet: er versuche und lege den Finger seines innern Sinnes an, um nach Gestalt des Geistes in dieser Form zu tappen, wo er nicht erkennen konnte — ist seine Seele rein

und still und sein Sinn zart, so wird er bald Aufschluß des untrüglichen stummen Orakels hören, und seine Hand wird wie von selbst streben, nachzubilden, was er erfaßt hat.

* * *

Ich könnte meinen Satz durch die Geschichte der Kunst führen und über das Wort Plastik und Toreutik[1], über αγαλμα und signum[2], τορευμα und caelaturam[3], βαιτυλια[4], ξοανα[5], βρετη[6] u. s. trefflich metagraboliſieren[7]. Ich könnte zeigen, daß die Bildhauerkunst nur so habe entstehen können, wie sie bei unsern Kindern entsteht, in deren Händen sich Wachs, Brot, Thon selbst bildet, zeigen, daß die Griechen in ihren Modellen dem Ursprunge der Kunst treu bleiben, sofern sie ihm — treu bleiben mußten, und daß die Methode, zu modellieren, die Michael Angelo gebrauchte und Winckelmann so sehr rühmet*[8], nichts als das sei, wovon wir reden. Nämlich „das jeder Form und Beugung sich sanft anschleichende und anplätschernde Wasser wird dem Auge des bildenden Künstlers der zarteste Finger", der durch den Widerschein gleichsam an mehrerer Runde, schwebendem Zauber und Lieblichkeit viel gewinnet. Ich könnte sagen, daß die so natürliche Vielförmigkeit der griechischen Bilde, da jeder Muskel schwebt, da nichts Tafel wird und keine Seite, keine Vierteilseite des Gesichts wie die andre, folglich auch nie durch Kupferstiche, Zeichnungen, Gemälde darzustellen oder zu ersetzen ist, uns Zug für Zug und fast unwillkürlich auf jede weiche Stelle, jede zarte Form

* Gedanken über die Nachahmung, S. 28 f.[9]

[1] Im weiteren Sinne soviel wie Plastik, bezeichnet das Wort im engeren Sinne jede Art der Metallbearbeitung. — [2] Bildsäule. — [3] Getriebene Arbeit. — [4] Amulett. — [5] Schnitzwerk. — [6] Holzgötterbild. — [7] Irreführend reden; das Rabelaisſche matagraboliser = in die Irre führen („Gargantua", Buch 1, Kap. 19). — [8] Die von Winckelmann Michel Angelo zugeschriebene Arbeitsweise, als habe dieser sein Modell in einen Kasten mit Wasser gelegt und allmählich erhöht, so daß erst die erhabenen Teile, schließlich das Ganze aus dem Wasser heraustrat, beruhte auf dem Mißverständnis eines in Vasaris „Künstlerbiographieen" (vgl. S. 98, Anm. 1) gebrauchten Vergleiches des Herausarbeitens des Bildwerkes aus dem Block mit dem allmählichen Emporheben einer Figur aus dem Wasser (Lambel). — [9] Jetzt in Seufferts „Deutschen Litteraturdenkmalen des 17. und 18. Jahrhunderts", Nr. 20.

tastend ziehe und dergleichen. Wozu aber alles, was sich, wenn mein Satz wahr ist, jeder selbst sagen kann und wird?

* * *

Ich schließe mit einigen allgemeinen Anmerkungen über mißverstandne, folglich scharfbestrittene Gegenden der Kunstgeschichte.

1. Die bildende Kunst, sobald sie Kunst wird und sich von signis, d. i. religiösen Zeichen und Denkmalen, Klötzen, Hölzern, Steinhaufen, Pfeilern, Säulen entfernt, muß notwendig zuerst ins Große, Erhabene und Überspannte gehen, was Schauer und Ehrfurcht, nicht Liebe und Mitgefühl erreget. Bei Kindern, Blinden und Sehendwerdenden ist's noch also und wird, was auch die Philosophie predige, immer also bleiben. Jener Blindgewesene sah Menschen, als sähe er Bäume; Cheseldens Blindem[1] lagen alle Figuren, als eine ungeheure Bildertafel sich bewegend, dicht vorm Auge: aller erste Anblick und Eindruck, den Kinder und Unerfahrne von einer Statue haben, ist gerade, wie Dädals Säulen[2] beschrieben werden. Ehrfurcht, die beinah' Schrecken wird und Schauer, Gefühl, als ob sie wandelten und lebten, so gerade und viereckt sie dem Auge des Künstlers dastehn mögen, sind die ersten Eindrücke der Kunst, zumal bei einem halbwilden, d. i. noch ganz lebendigen, nur Bewegung und Gefühl ahndenden Volke. Bei allen Wilden oder Halbwilden sind daher die Statuen belebt, dämonisch, voll Gottheit und Geistes, zumal wenn sie in Stille, in heiliger Dämmerung angebetet werden und man ihre Stimme und Antwort erwartet. Noch jetzt wandelt uns ein Gefühl der Art an in jedem stillen Museum oder Kolisseum voll Götter und Helden: unvermerkt, wenn man unter ihnen allein ist und wie voll Andacht an sie gehet, beleben sie sich, und man ist auf ihrem Grunde in die Zeiten gerückt, da sie noch lebten und das alles Wahrheit war, was jetzt als Mythologie und Statue dastehet. Der Gott Israels wußte sein sinnliches Volk vor Bildern und Statuen nicht gnug zu bewahren; war das Bild da,

[1] Vgl. S. 74, Z. 18 ff. — [2] Vgl. S. 138, Anm. 2.

so war auch seinen Sinnen der Dämon da, der's belebte, und die Abgötterei unvermeidlich. Wir Vernunftleute lesen jetzt die eifrigen und beweisenden Stellen der Propheten gegen die Abgötterei mit Verwunderung und fast mit Befremden; die Geschichte des Volks aber und aller Völker beweiset's, wie nötig sie waren. Nichts hält die Sinnlichkeit stärker an sich als ein Abgott, er sei lebendig oder tot, gnug, daß er da ist und man zu ihm gehen kann und von ihm Glück und Unglück erwarten. „Er hört ja unsre Gebete, er nahm ja unsre Opfer an; warum sollt's nicht sein gewesen sein, was uns auf unser Gebet ward? Es ward uns ja auf dasselbe, und ungezweifelt hat er, Baal, es uns gegeben." Daher auch die übeln Begegnungen der Heiden gegen die Bildsäulen ihrer Götter, die uns jetzt nicht minder befremden. Kinder, Menschen in Wut und Leidenschaft machen's noch jetzt also, und die Sinnlichkeit macht's nie anders. Sie schlagen die Puppe und behandeln sie als lebendig. Unglücklich Liebende, zumal Weiber, zerschlagen das Geschenk des Untreuen oder rächen sich an Papier, Boten, Stelle und Denkmal. Wenn Nordländer die Bildsäulen Italiens zerschlugen, so schimpfen wir sie Barbaren; als solche aber konnten sie auch nicht anders. Ihre Augen sahen den Dämon in ihnen, und also mußten sie anbeten oder zerschmettern. Hätten sie Jahrhunderte bei ihnen gewohnt, würde, wie es die Geschichte Italiens zeigt, ihr überspanntes hohes Gefühl sich Zeit genung in Kunst, Kunst in Geschmack, Geschmack in Ekel und Vernachlässigung aufgelöst haben.

Dies ist auch die Geschichte der Kunst bei allen Völkern. Vom Himmel entsprang sie; Ehrfurcht, Liebe, ein Funke der Götter brachte sie hinunter, schuf ihr irdische Form an und erhielt sie einige, wiewohl kurze, Zeit lebend. Nun ward sie Abgötterei, sodann Kunst, sodann Handwerk und endlich die Grundsuppe von allem, Kennerei, Trödelkram und Kunstgewäsche. Die Dädalus und Phidias gehen vor, die Praxiteles, Myrons[1] und

[1] Thatsächlich war Myron (vgl. S. 99, Anm. 4) des Phidias älterer Mitschüler bei Ageladas.

Lysippe folgen; sodann wird's Nachklang oder Nachgeschmack oder noch etwas Ärgers. Niemals gelingt's uns hier, die Zeiten umzukehren, und es ist thöricht, die Dädale in Lysippen umschaffen zu wollen. Sind jene erst da, so werden diese kommen, denn ohne jene konnten diese nicht werden. Die gerade Linie bleibt immer die erste und Hauptlinie, um die sich der Reiz nur schwinget.

2. Kolossalische Figuren sind der bildenden Kunst nicht fremde und unnatürlich, sondern vielmehr gerade ihr eigen, ihres Ursprungs und Wesens. Die Bildsäule steht in keinem Lichte: sie gibt sich selbst Licht; in keinem Raume: sie gibt sich selbst Raum. Folglich sollte man sie hier mit der Malerei auch nur nicht vergleichen, die ja auf der Fläche, auf einer gegebnen, übersehbaren Lichttafel und ja alles nur aus einem Gesichtspunkt schildert. Die bildende Kunst hat keinen Gesichtspunkt, sie ertastet sich alles glieder- und formenweise im Dunkel; gleichviel also, ob sie etwas langsamer und länger taste. Ja nicht bloß gleichviel, sondern der Eindruck von Größe, Ehrfurcht und unübersehbarer, nur von außen und gleichsam nie ganz zu ertastender Gestalt ist ja das eigentliche Bild ihrer Götter und Heroen, wie es sich nachher nicht die Hand, sondern der Geist, die erschütterte, durchregte Einbildungskraft sammlet. Alles Unendliche dünkt uns erhaben, und jedes Erhabne muß gewissermaße Unendlichkeit, ein Nachbild jener Erscheinung gewähren, „da der Geist vorbeiging und die Haare grauseten, ein Bild stand dem Schauenden vor Augen, und er kannte dessen Gestalt nicht und hörte eine Stimme".[1] Bramma[2] verlangte das Haupt des höchsten Gottes Ixora zu sehen und flog, so hoch er konnte. Da begegneten ihm drei Blumen von Ixoras Haupt und fragten ihn, wohin er wollte. Er sagte, daß er gehe, Ixoras Haupt zu sehen, und die Blumen antworteten ihm: „Mache dir keine vergebliche Mühe, denn ob wir wohl noch dreimal so lang' geflogen wären, von der Stunde an,

[1] Hiob, Kap. 4, V. 15 f. — [2] Sonst ist Brahma die Bezeichnung des höchsten indischen Gottes, der mit Wischnu und Siwa eine Dreiheit bildet und viele Untergötter neben sich hat.

da wir von Ixoras Haupt niederfuhren, so würden wir nicht so weit sein, daß wir seine Füße sehen möchten." Und Bramma ließ ab und bat die Blumen, Ixora zu sagen, wie ihn schwindle, höher zu fliegen. Vistnum begehrte seine Füße zu sehen und grub so tief in die Erde, bis er zur großen Schlange des Abgrunds kam und schreckenvoll zurückkehren mußte, und also beide Götter mit lauter Stimme bekannten, daß niemand sei, der sein Haupt und Füße zu sehen vermöge. — So erzählt Indien, und konnte nun Griechenland seinen Jupiter anders als kolossalisch bilden, wenn, soweit es die Form zuließ, er nur einigermaßen die Idee des Unendlichen erwecken sollte? Als Phidias also hinaufgerückt ward, Jupiter zu sehen[1], kam aus seiner Seele das Bild dessen, den, ob er wohl in Tempeln thront, kein Tempel umfasset. Es war ein elender Spott, daß, wenn sein Jupiter aufstünde, sein Haupt die Decke des Tempels hinaufheben müsse[2]; eben das war Phidias' Gefühl und dunkler Gedanke. „He above the rest" sagt Milton vom Helden seines Gedichts

> in shape and gesture proudly eminent
> stands like a tow'r —[3]

und alle homerische und alle älteste Erzählungen von Göttern und Helden sind also. Der alte Künstler mußte also das Gefühl haben und ausdrücken, oder es waren nicht die Götter mehr, und wenn es Lysippus selbst an seinem kleinen zierlichen Herkules, einen Fuß hoch, ausdrückte, daß der begeisterte Statius schreiet:

> — Deus, ille Deus, seseque videndum
> indulsit, Lysippe, tibi, paruusque videri
> sentirique ingens, et cum mirabilis intra
> stet mensura pedem, tamen exclamare licebit,
> si visus per membra feras: hoc pectore pressus
> vastator Nemees[4] —

[1] Nach einem griechischen Sinngedicht auf Phidias' olympischen Zeus (Overbeck, „Schriftquellen", Nr. 715), das Herder selbst übersetzt hat: „Dir entweder ist Zeus vom Himmel herniedergestiegen; Oder du stiegest hinauf, Künstler, und sahest den Gott." — [2] Vgl. Strabo, Buch 8, S. 353 (Overbeck, „Schriftquellen", Nr. 698). — [3] „Er [d. i. Satan] über den übrigen In Gestalt und Haltung prächtig hervorragend, stand wie ein Turm" („Verlorenes Paradies", Ges. 1, V. 589 f.). — [4] Papinius

und also Lysippus' fußlange Figur in Statius' Seele oder Munde Kolossus ward, ja, um Herkules zu sein, es werden mußte: — welche Blume von Jxorens Haupt will es denn dem Künstler verbieten, statt eines einige Füße zu nehmen, wenn er damit dem umfassenden, tastenden Auge höheres Gefühl gibt? Überhaupt dünkt uns alles größer, was unsre Hand tastet, als was das Auge schnell, wie der Blitz, auf einmal und nach täglicher Weise siehet. Die Hand tastet nie ganz, kann keine Form auf einmal fassen als die Form der Ruhe und zusammengesenkter Vollkommenheit, die Kugel. Auf der ruhet auch sie und die Kugel in ihr; sonst aber, bei artikulierten[1] Formen und am meisten im Gefühl eines menschlichen Körpers, selbst wenn er das kleinste Kruzifix wäre, ist sie nie ganz, nie zu Ende, sie tastet gewissermaßen immer unendlich. Das Kolossalische ist also ihrem Gefühl so nah und natürlich, als es dem Farbenbrett aus einem Lichtpunkt fremd ist. Dies muß, und gewissermaße auf einmal, übersehen werden können, oder es steht überwältigend vor uns, eine gigantische, abscheulich gezerrte, uns erdrückende Larvenmauer. — Rechnen wir nun noch hinzu, daß unsrer tastenden Hand das Leblose größer dünkt als das Belebte, wo jede Durchregung des Hauches der Seele uns Glieder und Unterschiede darstellt (denn eine abgehauen kalte Hand dünkt unserm Gefühl und selbst unserm Auge größer, als da sie Glied am Körper war und Leben sie durchwallte) — und nehmen wir hiezu noch Dunkelheit und Nacht, in der der Sinn tastet, die langsam erfühlte Einheit und Unbezeichnung, die ein solches Bild verleihet, den Begriff von Macht und Fülle, langsamem und starkem Willen, der in dem Gebäu wohnet: so kann nicht bloß, so muß gleichsam jeder hohe und starke Gott, jede Göttin der Erhabenheit und Ehrfurcht unsrer Ein-

---

Statius (45—96 n. Chr.) in seinen „Silvae" genannten Gelegenheitsgedichten, Buch 4, Geb. 6, V. 36 ff.: „Der Gott hat selber, der Gott dich gewürdigt, Daß du, Lysippus, ihn sahst und er nur klein sich dir zeigte Und du gewaltig ihn fühlt'st; drum mag auch so groß wie ein Fuß nur Nun, ein Wunder, gestaltet er stehn, so muß man doch rufen, Wenn das Auge die Glieder durchmißt: ‚O sieh hier die Brust, die Einst den Löwen Nemeas zerdrückt!'" — [1] Gegliederten.

bildung kolossalisch und wenigstens übermenschlich werden über unsre Zwergengröße. Die bildende Kunst tritt hier in die Mitte zwischen Dichter und Maler. Jener kennt gar keine Grenzen, als die ihm der Flug seiner Phantasie und die Schöpfersmacht, die in ihm wohnet, zeichnen. Sein Auge, wie der unendliche Shakespeare sagt,

in a fine frenzy rolling
doth glance from heav'n to earth, from earth to heav'n,
and as imagination bodies forth
the forms of things unknown, the poet's pen
turns them to shape and gives to airy nothing
a local habitation and a name[1] —

ja, was sonderbar ist, um die simpelste Kindeserzählung, nach morgenländischer Art, wo alles ohne Beiwörter und Schönfärbung, in unendlicher Einfalt und schlichter Unbezeichnung dasteht, hat sie den meisten Spielraum. Der Maler hat auch seine Unendlichkeit, aber nur Unendlichkeit eines Kontinuum, einer flachen Lichttafel. Er kann Himmel und Erde, meilenweit hingeworfne Gegenden und Gebiete der Einbildung malen, aber keine Kolossalfiguren; denn Formen sind ihm aus einem fremden Sinne. Er muß sie darstellen, wie es der Rahm seines Bildes, die Gesetze der Lichtbrechung und Farbengabe, kurz sein Sinn und Medium fodern. Der Bildner steht im Dunkel der Nacht und ertastet sich Göttergestalten. Die Erzählungen der Dichter sind vor und in ihm: er fühlt Homers Minerva, die den gewaltigen Stein ergreift, an dem einst so viel Riesen der Vorzeit trugen[2]; fühlt ihr gewaltiges Haupt, dessen Helm so viel Krieger birgt, als hundert Städte ins Feld zu stellen vermögen[3]; fühlt den Schritt Neptuns[4], die Brust Alcides'[5], den Wink der Augenbranen Jupiters; kann, was in diesem Gefühl aus seiner Hand kommt, klein oder klein-

[1] „In schönem Wahnsinn rollend, blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab, Und wie die schwangre Phantasie Gebilde Von unbekannten Dingen ausgebiert, Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz" („Sommernachtstraum", Akt 5, Sz. 1, übersetzt von A. W. v. Schlegel). — [2] „Ilias", Ges. 21, V. 403 ff. — [3] Ebenda, Ges. 5, V. 744. — [4] „Odyssee", Ges. 11, V. 610. — [5] „Ilias", Ges. 1, V. 528.

lich sein? Jeder Raum ist ihm nun gleichgültig, wo er nur diese formenschwangre Gefühle hinlegen oder ausdrücken kann. Sei Jupiter einer Elle oder sechs Ellen hoch — umfasset ihn nur sein Sinn und der Sinn des Schauenden in Majestät und Würde, das ist sein Raum und seine Grenze.

Eben dies innere Gefühl mißt ihm auch jede Spanne des Kolossus mit Weisheit des Eindrucks und Standorts zu, auf den er sein Werk richtet. Der Jüngling Apollo darf ein übermenschlich stolzes Gewächs sein, aber kein Kolossus; denn er ist nicht Jupiter, und die Schlanke und Schnelligkeit seiner Glieder würde in einer Turmgestalt erliegen. Was von einer Juno oder der Mutter aller Götter gilt, gilt nicht von der lieblichen Aphrodite. Unsägliche Weisheit, die die Griechen auch bei der Größe bewiesen, die sie jedem ihrer Himmels- und Erdengewächse zuwogen! Diese Weisheit spricht uns noch, da sie alle als kahle Mythologie und akademische Wachparade dahingepflanzt sind auf einen Grund und Boden; und wie muß sie gesprochen haben, als jede Statue an ihrem Ort stand, in ihrer Höhe und heiligen Entfernung! Unter den Römern ging dies weise Gefühl verloren: Flora oder ein Konsul und Imperator konnte Kolossus werden, nachdem[1] der Künstler Stein hatte oder der Imperator Metall aufwenden wollte. Die Kunst war unter ihnen Griechenhandwerk.

3. Und endlich! Was hat die Allegorie mit der bildenden Kunst zu schaffen? Wie weit kann diese allegorisieren?

Die Frage ist sehr verwirret worden, weil man alle Künste, ja gar (horribile dictu!) alle Wissenschaften mit ihnen auf einerlei Grunde betrachtet hat, ohne einzusehen, daß diese im Gebrauch keines Zwirnfadens und keiner Nadelspitze eins sind. Über Winckelmanns Werk[2], das die Allegorie im weitläuftigsten Sinne nimmt und, da es den ersten Anfang einer Rüstkammer für alle Künste des Schönen geben wollte, notwendig so allgemein sein mußte, über dies Werk, sage ich, ist viel seltner[3] und

[1] Je nachdem. — [2] Vgl. S. 102, Anm. 1. — [3] Seltsamer.

halbwahrer Tadel vorgebracht worden, durch den weder dem Künstler noch Weisen Gnüge geschiehet. Die Hauptfrage bleibt: was ist Allegorie? und was ist sie hier? Durch welche Mittel würkt, auf welchem Boden steht sie? Und da ergibt sich: jede Kunst muß völlig ihre eigne haben, oder es gibt gar keine.

Jener weise Alte machte daher den Begriff der Allegorie so groß; sie bedeutet eins durchs andere, *allo* durch *allo*[1]. Wie sie das bedeute? von welcher Art das *allo* und *allo* sei? — das kann nicht die allgemeine Theorie, das muß Stand, Absicht, Kunst, kurz der einzelne, hier bestimmte Gebrauch lehren.

Ich kann sagen, daß bildende Kunst eine beständige Allegorie sei, denn sie bildet Seele durch Körper, und zwei größere *allo* kann's wohl nicht geben, insonderheit wenn man die Philosophen der Gelegenheit und der prästabilierten Harmonie[2] um Rat frägt. Der Künstler hat das Vorbild von Geist, Charakter, Seele in sich und schafft diesem Fleisch und Gebein, er allegorisiert also durch alle Glieder. Verhältnis ist ihm nur das Nichtohne, die Bedingung nie aber das Wesen seiner Kunst oder die Ursache ihrer Würkung. Dies ist Seele, die sich Form schafft, und wo beide, Form und Seele, vom Verhältnis gelinde abzuweichen befehlen, kann er nicht bloß, sondern muß abweichen,

[1] Ein Anderes durch ein Anderes. Herder denkt mit seiner Quelle (Winckelmann, „Allegorie", S. 2, und des dort angezogenen Julius Cäsar Scaliger „Poetik" III, 53) an Heraklides „Pontikus" aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., während es Augustus' Zeitgenosse, der Stoiker Heraklitus war, der die „Allegorie" zuerst als „die Trope" erklärte, „die anderes sagt, aber anderes, als was sie sagt, damit meint" (Lambel). — [2] Nachdem Descartes' strenge Zweiteilung von Geist und Körper (Dualismus) die thatsächliche Beziehung zwischen seelischen und leiblichen Vorgängen unbegreiflich gemacht hatte, trat der Begründer des „Okkasionalismus", Arnould Geuling (1625—69), mit der Lehre auf, Gott rufe jedesmal bei Gelegenheit des leiblichen Vorgangs in der Seele die Vorstellung, bei Gelegenheit des Wollens die Körperbewegung hervor. Leibnitz erklärt die Einwirkung des Geistes auf den Körper durch die prästabilierte Harmonie, d. h. durch die Annahme, die das fortwährende Wunder göttlichen Eingreifens abstellen sollte, Gott habe von Anfang an und für immer Seele und Leib so geschaffen, daß jedes nur dem Gesetz seiner inneren Entwickelung in voller Selbständigkeit zu folgen brauche, damit eins mit dem anderen jederzeit in genauer Übereinstimmung stehe, und veranschaulichte dies nun als Naturgesetz wirkende Verhältnis durch zwei Uhren, die beide gleich von Anfang an mit so vollkommener Genauigkeit gearbeitet sind, daß ihr andauernd übereinstimmender Gang ohne berichtigendes Eingreifen eines Uhrmachers gesichert ist.

wie bei Apollos längern Schenkeln[1], bei Herkules' dickerm Halse, u. s. Überhaupt Verhältnis in der Kunst zum Hauptwerk machen und für Antinous[2] und Mars, Jupiter und den Faun ein und dasselbe festsetzen, heißt jedem Perioden und Gliede einer Allegorie ein Maß vorschreiben oder aus der Algebra Musik komponieren. Leibhafte Form ist der Tempel und Geist die Gottheit, die ihn durchhauchet; da nun nicht jeder Gott und jeder Tempel gleicher Art ist, so können bis auf jedes Winkelchen in ihm unmöglich dieselbe Verhältnisse gelten. —

Und hier ist's abermal besonders, daß, je weniger ein Glied Anteil an Geist, insonderheit an Bewegung und Leben hat, desto mehr ist sein Verhältnis bestimmt und darf nicht abgeändert werden. So ist's z. B. mit dem Unterleibe: verlängert oder verkürzt ihn, er wird gleich unförmlich. Aber in den Gliedern, wo Rege, Leben, Bewegung spricht und jetzt dies Glied vorspricht, da muß der Geist, der überm Künstler schwebt, ihm im feinsten Schwunge der Form allein Auskunft geben. Es ist gebildete Allegorie eines geistigen Sinnes, der sich hier in den Stein senkte.

So kann man von der bildenden Allegorie sprechen; allein ich begreife sehr wohl, daß das nur uneigentlich gesprochen heißt, weil wir, die so wenig im Gefühl der Plastik leben, dem Wort Allegorie gerade die Bedeutung gegeben haben, die nicht in ihr, sondern in andern, leichtern Künsten und Wissenschaften vorkommt. Und in deren Sinne kann jene freilich nicht allegorisieren. Bloßen Witz, eine feine Beziehung zwischen zweien Begriffen oder das Abstraktum eines fliegenden Dufts und eines verfliegenden Schmetterlings in den Stein zu senken und denselben daraus wiederum zu ertasten, dazu ist der Stein zu schwer und die Hand zu grob, und die Arbeit lohnt nicht der Mühe. Mögen andre Künste dies bemerken und insonderheit der Hauch, die Rede,

[1] Wie schon oben (S. 91, Z. 6) mit Beziehung auf die schlanken Beine des Apollo vom Belvedere. — [2] Der im Jahre 130 n. Chr. im Nil ertrunkene Liebling des Kaisers Hadrian, den dieser als Heros verehren ließ, und den noch erhaltene Bildsäulen ähnlich dem Dionys als Ideal jugendlicher Schönheit dargestellt zeigen.

den flüchtigen Schmetterling von Witz und Abstraktion haschen — die Statue ist dazu zu wahr, zu ganz, zu sehr eins, zu heilig.

Die bildende Natur hasset Abstrakta, sie gab nie einem alles und jedem das Seinige auf die feineste Weise. Die bildende Kunst, die ihr nacheifert, muß es auch thun, oder sie ist ihres Namens nicht wert. Sie bildet nicht Abstrakta, sondern Personen; jetzt die Person in dem Charakter und den Charakter in jedem Gliede und in Ort und Stellung, als ob sie nur der Zauberstab berührt und lebend in Stein gesenkt hätte. Es ist nicht die abstrakte Liebe, die dasteht, sondern der Gott, die Göttin der Liebe; nicht die Frau Gottheit und die Jungfrau Tugend, sondern Minerva, Juno, Venus, Apollo, und wie die höchstbestimmten Namen, Gebilde und Personen ferner lauten. Dem müßigen Kopf, der den Redner, den Dichter, den Maler allegorisiert, kann ich's vergeben; der mir aber hier bei der Bildsäule, wo im höchsten Grad alles substanziell, wahr und bestimmt ist, Fledermäuse hascht, die nicht Kunst sind noch Dichtkunst, weder Seele noch Körper, dem mag's von den allegorisierten Göttern selbst vergeben werden.

Wenn eine Kunst uns bei Substanz und Würklichkeit festzuhalten vermag, ist's diese; und wird sie Gespenst, was sollte nicht Gespenst werden? Der alte Künstler konnte Verschiednes an Verschiednem studieren (und nur einem Neuern hat's fremde gedünkt, wie er so etwas konnte und mußte), aber wenn er nun schuf, so ward das Verschiedene ein Eins, mit Haltung und Seele aus seiner Seele. Er sprach zum Felsen: „Wandle, sei die Person, lebe!" So sah alle Abgötterei die Kunst an. Der einzelne bestimmte Gott war gegenwärtig und hörte. So nannten die Griechen die Statuen. Es war nicht mehr Apollo allgemein, geschweige die liebe Sonne oder die personifizierte Dichtkunst; es war der Apollo, Smintheus[1], Delius, Pythius, *αγρευς*[2], wie es Ort und

[1] „Der Mäusetöter"; als solcher war Apollo gemäß einer Sage, daß er die Landschaft Troas von einer Mäuseplage befreit habe, in Chyse von Skopas dargestellt worden, indem ihm der Künstler eine Maus unter den einen Fuß gegeben hatte (Overbeck, „Schriftquellen", Nr. 1168). — [2] Als „Jäger", wie, freilich nur

Attribut sagte. Diese Attribute waren so wenig Allegorie (wie wir nach der Poetik das Wort nehmen) als Herkules' Keule oder die Nase unsres Angesichts: historische, individuelle Kennzeichen waren's, diesen Gott und jetzt und hier zu bezeichnen. Sie bedeuteten[1], aber keine Abstraktion, ein Individuum deuteten sie an, wie's ohne Schrift angedeutet werden konnte. Man gehe die Statuen der Götter und die aus ihnen gesammleten Allegorien durch, man wird sie sämtlich dieser Art finden.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und wie die Griechen ihre Bildnerei von einem fremden Volk erhielten, sondern was sie aus ihr machten, und wozu sie, da sich die Kunst formte, dieselbe geschaffen glaubten. Jupiters drittes Auge vor der Stirn[2] blieb in den Zeiten der Kunst weg, denn es war ein allegorisches und kein natürliches Auge. Die Gestalt selbst mußte Jupiter sein, das Übrige konnte Dichter, Priester oder jeder dazu sagen, der's wollte.

Wenn also die Ausleger und Zeichendeuter mit Deutung der Attribute so fein und reich sind, so lasse ich's zwar als Witz und Poem gelten, zweifle aber, ob der griechische Künstler oder Priester oder Anbeter das dabei dachten. Es war meistens ein historischer Umstand, der dem Gott einen eignen Namen gab, und den nun dies eigne Attribut bezeichnen sollte. „Du bist nicht Jupiter, du, sondern mein, unser Jupiter, der du da warst!" — also eigentlich ein Abgott. Je feiner meistens die Auslegung der Allegorie, desto unwahrer.

Freilich war um einen Gott und Helden so leicht nichts, was nicht Gedanken erweckte, und bei den Griechen waren's treffende, natürliche Gedanken, nur nicht aus Abstrakten, nicht aus gedichteter Allegorie, sondern aus Umständen der Geschichte. Der Charakter des Gottes und Helden (Allegorie gnug!) war dem Künstler gegeben; den druckte er aus, das Übrige war

nach Herders Meinung, im Apollo von Belvedere. — [1] Hatten eine Bedeutung. — [2] Ein Zeusbildnis mit einem dritten Auge auf der Stirn, das den Herrscher des Himmels, Meeres und der Unterwelt bezeichnen sollte, stand nach Pausanias, Buch 2, Kap. 24, § 3 im Palaste des Priamus.

ihm Unterstützung und Aufklärung desselben oder historische, Lokal- und Tempeldeutung.

„So war denn den Griechen die Allegorie zuwider?" Nichts minder, sie war nur nicht überall ihr Hauptwerk! Der Grieche fühlte es zu gut, daß, um allegorische Personen tanzen zu lassen, man kein Theater bauen, kein Epos dichten und keinen Marmorfels aushöhlen dörfe. Er fühlte es zu gut, daß, wenn eine Allegorie schön und lieb sein soll, müsse sie klein, simpel, schmal umründet werden, ein Edelstein im Ringe — kurz, nicht den Kolossus, sondern die Gemme, die Münze, die Urne, das Basrelief widmete man ihr, und da war sie an Stelle.

Gibt mir die Göttin Tyche[1] (denn es ist billig, daß ich über die Allegorie auch allegorisiere), gibt sie mir Muße und Lust und Liebe, die mehr als Muße ist, meine Flicke hingeworfner Gedanken über die Anaglyphik[2] zu sammlen: ich freue mich, wenn ich an die Stunden denke, die mir die simpelste Gruppe der Welt, die griechische Allegorie[3], einst verlieh. Da werden wir Griechengeist in der niedlichsten Bildersprache entdecken; hier, befürchte ich, ist's zu früh. Ein Jupiter, Herkules und Apollo, ein Laokoon und Alexander sind zu große oder zu bestimmte Wesen, als daß Allegorie sie umflattern sollte. Was Hand und Geist an ihnen erfasset, ist Allegorie gnug, d. i. Sinn und Geist eines gegenwärtigen himmlischen Wesens. Sie waren auf bestimmte Tradition und Kindesgeschichte gebauet; die zu bestimmen, wo sie wankte, sie auf einem Punkt persönlichen Daseins festzuhalten, war des Künstlers Werk, nicht sie mit Allegorie zu behängen und in die Luft zu verduften.

Statt dessen trete man an eine in Stein gehauene Tugend, die Dame Gerechtigkeit etwa oder die Jungfrau Frömmigkeit, Liebe

---

[1] Glück, Zufall, Fügung. — [2] Basrelief-Bildnerei, Steinschneiderei. — [3] Wohl „Amor und Psyche". Herder genoß die hier angedeuteten Stunden des Glückes, wie er am 6. November 1772 an seine Braut schrieb, in Mannheim bei der Betrachtung der Gruppe, bei der sie ihm sofort eine Darstellung von Schlaf und Tod schien, und zwei Jahre später, 1774, als er die ältere Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet?" (SWS, Bd. 5, S. 656—675) abfaßte.

und dergleichen — was hat man an ihnen? Nichts! Eine in Stein gehauene Seifenblase! Was ich bei ihren Attributen denken soll, weiß ich etwa; aber bei ihnen selbst? Daß sie liebe gute Damen sind, die ein Wort, eine abstrakte Redart hervorbrachte, und die meistens deren auch wert sind! Wollen sie das Höchste ausdrücken, was sie bedeuten (und das sollen sie doch!), so werden sie unleidlich; denn die angestrengteste Gerechtigkeit, die allergnädigste Gnade, die allerzerflossenste Andacht, die weichste Barmherzigkeit, die lachendste Liebe kann weder Mensch noch Stein ertragen. Und ewig ertragen? In dem unnatürlichen, krallen[1] oder aufgelösten Zustande steht sie immer da, und nichts kann ihr helfen? Hinweg, Grimasse von Stein, und verwandle dich zu dem, was du einst wareſt, ein Wort, eine Silbe!

Nun aber schwang sich auch meistens der Künstler nicht so hoch, er wollte seinen Block nicht anstrengen, den höchsten Ton aller Gerechten, d. i. die Gerechtigkeit, den Inbegriff aller Andächtigen, die Andacht, ewig und unüberschwungen zu tönen: er blieb also in der seligen Mittelmäßigkeit, und so saget er gar nichts. Ist die Pietas[2] höchstens nur etwa eine pia, die Caritas[2] etwa eine cara, beide unbestimmt und ohne Individualformen — schade, lieber Künstler, um Marmor und Meißel und Zeit und Mühe! Hätteſt du lieber eine bestimmte pia und cara genommen, so stünde die doch leibhaft da, und dein heiliger Vater wäre mindstens von einigen guten Weibern in Stein beweint und betrauert worden, statt deren jetzt nur ein geschaffenes Nichts, allegorische Tugenden, um ihn trauren!

Bei Grab- und Denkmalen indes lasse ich die Allegorie noch gelten, denn oft vertreten jene doch nur die Stelle der Basreliefs auf dem Monumente und etwa der Gemmen und Münzen: sie sind kein freies Kunstbild. Auch die Griechen konnten wohl auf ein Grabmal Psyche und Amor, halb als Allegorie (sie waren aber mehr als solche, sie waren Geschichte), stellen und

[1] Mundartlich = grell, erregt. — [2] „Frömmigkeit" und „Liebe"; Herder scheint an ein Papstdenkmal zu denken.

ließen das schöne Paar, jetzt in neuer Bekanntschaft, sich schwesterlich küssen und umarmen. Ist irgend ein Ort, da man einen herabgesunknen Engel erwartet, so ist's am Grabe, über der lieben Asche unsrer Toten, wo alles so still ist, wo kein Laut aus jener Welt hinübertönet, und wo wir doch so gern mehr als Asche fänden. Hier ist also auch wohl eine weinende oder tröstende Tugend zu ertragen, wenn sie, ihres Namens wert, nur als ein weiblicher Engel dasteht. Kann der Verstorbne selbst in oder neben ihr gebildet werden, wie wir's erwarten, so ist's freilich um so besser. Können würkliche Kinder, eine Geliebte, ein Weib daneben gebildet werden, so kehrt für Kunst und Denkmal Wahrheit in die Züge, und also besser. — Aber wehe, wenn diese Grabengel, die man der Menschlichkeit als Denkmal der Liebe und milde Gabe zuließ, nun Hauptwerk der Kunst werden sollen und gar gelehrte Abstraktionen und Allegorien, wie Gespenster, alles verscheuchen! Ist's sodenn nicht offenbares Zeichen der größten Dürftigkeit und Armut, daß man nichts als solche habe? oder nur solche zu bilden vermöge?

Wie weit ist's mit der Kunst der leibhaften Wahrheit gekommen, wenn sie keine leibhafte Wahrheit mehr hat, wenn sie statt des einen seeledurchwebten Ganzen nach einem Schmetterlinge von Witz, von Bedeutung hascht, der um oder neben oder über ihr schwebe! Und den sie doch auch, so klein der Preis wäre, nicht einmal zu erreichen, nicht auszudrücken vermag, denn zu aller litterarischen und moralischen Allegorie gehört Gruppe, und im eigentlichsten Verstande hat die die Bildnerei nicht.

„Nicht? die Bildnerei keine Gruppe? Und Laokoon, Niobe, die beiden Brüder[1]? —" Ich weiß das alles und mehr als das. Ich weiß, daß ein Franzose[2] noch neulich hochgerühmt hat, „seine Nation habe das Gruppieren der Bildsäulen nagelneu erfunden, sie habe zuerst Bildsäulen malerisch gruppieret, wie nie ein Alter

[1] Die „Kastor und Pollux" genannte Gruppe, die Lessing („Wie die Alten den Tod gebildet?") als die Brüder Tod und Schlaf gedeutet hat und ebenso Herder in dem Aufsatze: „Wie die Alten den Tod gebildet", S. 337 [= SWS, Bd. 15, S. 457]. — [2] Falconet; vgl. S. 66, Z. 8 ff.

gruppiert hat". — Die Bildsäulen malerisch gruppieren? siehe, da schnarrt schon das Pfeifchen, denn, eigentlich geredt, ist's Widerspruch, Bildsäulen malerisch gruppieren. Jede Bildsäule ist Eins und ein Ganzes, jede steht für sich allein da. Was der Gedachte also an den Alten tadelt, war ihnen ausgesuchte Weisheit, nämlich nicht zu gruppieren, und wo Gruppe sein mußte, sie selbst so viel möglich zu zerstören.

Daher mußten Laokoons Kinder so klein sein, ob sie wohl Männer waren, nicht, wie Hogarth[1] meint, seiner Schönheitslinie wegen, daß, wenn über alle drei ein Transportkaste geschlagen würde, er in Form der Pyramide oder Lichtflamme[2] dastünde. An solche Zimmerarbeit hat wahrlich der Künstler nicht gedacht! Woran er dachte und denken mußte, war, daß die Jungen dem Alten, zu seiner Größe erhoben, auch bei dunkler Nacht im Licht stünden, daß das Ganze sofort drei und nicht eins, mithin der Geist des erhabnen Vater- und Todesleidens weg und scheußlich zerteilt wäre, wenn alle drei da ständen und schrien und vergeblich mit den Schlangen rängen. Da er die zwei also nicht wegschaffen konnte, um sein herrliches Bild allein zu geben, so verkleinte er sie wenigstens und erniedrigte sie zu halben Nebenwerken, riß dem einen Jungen das Maul auf (wie jeder feine Kenner der griechischen Kunst es mit Schrecken sehen kann), verflocht sie in das Gebiet der Schlangen und der Qual, damit der erhabne Vater in ihrer Mitte allein stehe und als Held und Ringer sein Leiden dem Himmel klage.

Die Gruppe Niobe, wo stand sie? und wie wenig ist sie Gruppe! wie fern und zerstreuet liegen die Ihrigen um sie her! und die jüngste, in ihren Schoß geflohen, beugt sich und verbirgt sich, damit eben durch sie nur die Mutter allein und erhaben und als Mutter solcher Kinder erschiene.

Zwei brüderliche Freunde, die sich in der einfachsten Stellung aufeinander lehnen; ein Paar, das sich in der einfachsten

[1] 4. Hauptstück. Vgl. S. 113, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 113, Anm. 2.

Stellung mit einem Kuß verschwistert, sind so wenig Gruppe zu nennen als Leda und der Schwan, Jupiter und sein Adler. Der Künstler fühlte das ewige Gesetz, das Wesen seiner Kunst, die nur eins gibt, und in dem einen alles; die, je mehr sie zerstücket, teilt, gruppiert, häufet, um so ärmer wird und zuletzt eine Taube nötig hat, die über der ganzen Gruppe schwebe und mit einem Steinzettel im Schnabel sage, was der Steinwald bedeute; denn weder dem sehenden Blick noch der tastenden Hand bedeutet jede einzelne Statue nun etwas.

Tretet einmal her an diese noble Gruppe: Arria und Pätus[1], nebst Kammerfrauen und Bedienten! Wo sollt ihr stehen? welcher Person im Rücken? denn die Gruppe steht frei von allen Seiten mit malerischem Anstande. Und wenn ihr gar euer Gefühl zu Hülfe nehmen wolltet, wo anfangen? wo aufhören? und wo ist nun der Geist? des Bildes eine ganze Seele? Alle in Schmerz, alle in Heldenmut, alle das zärtliche Wörtlein nötig habend, der Arria aus dem Munde: Non dolet, Paete!, das denn freilich die Hand weder ertappen kann noch mag. Wie simpel steht dagegen der Pätus der Alten, und Arria sinkt ihm zu Füßen, und er hält sie und endet sein Leben. Also wiederum keine malerische Gruppe!

Kann nun eine Geschichte in der Bildhauerei nicht Gruppe werden, weil jedes für sich auf seinem Grunde, in seiner Welt stehet — liebe Allegorie, wie wird's mit dir sein, wenn du, als Schmetterling oder Taube, aus vielen Personen oder Figuren, jede für sich ganz gebildet und doch nicht ganz gebildet (nur für dich, Allegoria, gebildet!), hervorfliegen sollt? Ich fürchte, du bleibst, wo du bist, dem Künstler im müßigen Kopfe; denn in die arbeitende Hand war kein Weg und aus ihr in den zerteilten Felsen, der nur in seinem Kopf eins ist, noch minder.

[1] Nach dem jüngeren Plinius („Briefe", Buch 3, Br. 16) tötete sich, der Teilnahme an einer Verschwörung gegen Kaiser Claudius angeklagt, der Konsular Cäcina Pätus, nachdem sich erst seine Frau mit den Worten „Pätus, es schmerzt nicht" den Dolch ins Herz gestoßen hatte, mit derselben Waffe. Die bekannte Gruppe wird jetzt vielmehr als „Der Gallier und sein Weib" bezeichnet.

Endlich, warum wollen wir der Natur widerstreben und nicht jede Kunst thun lassen, was sie allein und am besten thun kann? Wo ein Grund ist, auf Gemme, Münze, Tafel, da bindet die Natur schon durch das Kontinuum einer Fläche. Gemme, Münze, Basrelief-Denkmal kann nicht viel mehr als eine Allegorie geben, dazu sind sie da, und die geben sie unnachahmlich. Warum sie von da wegreißen? mit ihr die großen Bilder der Wahrheit, Götter- und Heldengestalten oder die Zaubertafel historischer Wahrheit, das Gemälde, verwirren und zu Schatten verscheuchen? Eine Epopee, worin Allegorien handeln, und ein Drama, worin Abstraktionen agieren, und eine Geschichte, worin sie pragmatisch tanzen, und ein Staat, worin sie idealisch ordnen, sind herrliche Meisterstücke — kaum aber herrlicher als eine bildende Kunst, die sie in Fels gehauen hinstellt, damit sie doch ja nicht aus der Welt verschwinden.

Vom Geiſt der ebräiſchen Poeſie.

Eine Anleitung für die Liebhaber derſelben und der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

Einleitung des Herausgebers.

Das Gebiet der Bibelerklärung hatte Herder schon in Riga, wenn auch mehr deutelnd als rein dichterisch nachempfindend, betreten.[1] In der Bückeburger Zeit des religiösen Sturmes und Dranges war die warme, rein poetische Würdigung des Mosaischen Schöpfungsliedes, die in der „Ältesten Urkunde" erstem Teile (vgl. S. 1—59) nicht zu verkennen ist, wieder beeinträchtigt worden durch den religiösen Überschwang, mit dem dieses Lied zur geschichtlichen Urkunde aller Urkunden emporgeschraubt werden sollte. Den abgeklärtesten Ausdruck erhielten die Gedanken „zur Archäologie der Ebräer", die seit seiner Königsberger Einführung in die historisch-kritische Bibelkunde in Herder kochten[2], in der Schrift „Vom Geiste der ebräischen Poesie. Eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes", erster Teil Dessau 1782, zweiter Teil 1783[3]. In den Jahren der Vollreife redete Herder hier in einem Tone, in dem ihn auch alle die anhören konnten, gegen die er sich kehrte, und das waren so gut die buchstaben- und inspirationsgläubigen Orthodoxen wie die seicht deutelnden Rationalisten und ihm ebenfalls zu nüchternen historisch-kritischen Bibelerklärer. Nur von einem mochte der dichterisch begeisterte, vor allem im Gemüt gegründete Mann auch jetzt nichts wissen, von einem ruhig von Paragraph zu Paragraph fortschreitenden Lehrstile, am allerwenigsten in dieser Schrift, die Empfindung für empfindungsvolle, religiös-nationale Dichtung wecken sollte. Deshalb und weil er der Notwendigkeit trockener Auseinandersetzung mit der nüchternen älteren Gelehrsamkeit und dazu nötigen Nachweisen überhoben sein wollte, begann er das Werk in der Gesprächsform, wie sie der damaligen Zeit nach antiken Mustern von Wieland, Mendelssohn und Lessing, ihm selbst durch den geliebten Shaftesbury[4]

[1] Vgl. Bd. 1, S. 17.* — [2] LB, Bd. 2, Abt. 3, S. 416 ff., und SWS, Bd. 6, S. 1—129. — [3] Hier sind nur aufgenommen die Gespräche 4, 5, 7 und der Schlußabschnitt „Moses" aus dem ersten Teile, Kapitel 2—5, 7, 9 und 12 aus dem zweiten Teile. — [4] Vgl. Bd. 1, S. 41.*

vertraut gemacht war. Von den zwei sich unterhaltenden Freunden vertritt Alciphron (d. i. der Verteidigungslustige) wesentlich die gewöhnliche Durchschnittsmeinung und die beschränkten Vorurteile der theologischen Menge, während Eutyphron (richtiger Euthyphron, d. i. der Geradsinnige) deren Widerlegung und die Vertretung der Herderschen Ideen zugewiesen ist.

Der erste Teil, das erste bis zehnte Gespräch, d. h. soweit überhaupt die später als lästig abgestreifte Gesprächsform gewahrt worden ist, bildet die „Vorläufige Einleitung", der in der „Ankündigung in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten" drei Hauptstücke zugewiesen werden: der Nachweis 1. des Poetischen im Bau und Reichtum der hebräischen Sprache, 2. der kosmologischen Urbegriffe der Hebräer und 3. ihrer Vätersagen, der vormosaischen Geschlechtsnachrichten.

Da Handlung und Darstellung, so beginnt der erste Nachweis im ersten Gespräch, das Wesen der Dichtung ist, muß die hebräische Sprache mit ihrer Vorherrschaft des Verbs und der verbalen Natur auch ihrer Hauptwörter vor anderen eine poetische Sprache heißen. Sie erfüllt schon durch Klang und Wortbild allein, was auch von der Dichtung nur gesteigert verlangt wird: daß sie leidenschaftlich empfunden sei. Auch ihre Armut an Zeitformen wirkt dichterisch, indem dadurch alles vergegenwärtigend in eine Zeit gerückt wird, ähnlich wie die Art der Bildung dieser Zeiten die Vorstellung in einer einzigen Klangform zusammenhält. Eine rechte, echte Kindheitsform, nicht so kunstvoll wie die griechische Strophe, aber um so eindrucksvoller ist ferner der Parallelismus der hebräischen Satzfügung und Versgliederung. Sind jene griechischen Strophen „schön geflochtene Kränze von Worten und Tönen", so sind diese hebräischen Doppelglieder in ihrem Ebenmaß „zwei noch nicht zum Kranze gewundene, einander einfach gegenüberhängende Perlenschnuren"; bei ihrem Klange ist es, als ertöne das Echo des Trostes oder der Mitfreude, die Antwort des anderen Chores auf die Klage oder den Jubel des einen, die Wiederholung der Lehre des Vaters durch die Stimme der Mutter.

Trotz der Ankündigung systematischsten Aufbaus wird der Gegenstand hier unsystematisch, wie Herders Werke einmal zu sein lieben, abgebrochen, und das zweite Gespräch geht mit der uns aus der „Ältesten Urkunde" vertrauten Ableitung des Schöpfungsberichtes vom Schauspiel eines Sonnenaufgangs zu den kosmologischen Urideen

über. Eingeflochtene eigene Übersetzungen, so von Hiob, Kap. 9, V. 1—12, und Psalm 139, beleben den Nachweis, wie aus lebendigem Anschauen der Natur die Anschauung von dem zwar guten, aber in seiner Allgewalt ehrfurchtgebietenden Gotte entstand, von dem einen Gotte. Vom ersten Schöpfungsbilde an ist nach Herder bei den Hebräern dieser Begriff der Einheit Gottes immer festgehalten worden, dieser Begriff „der Erhabenheit und Wahrheit, Einfalt und Weisheit, die glücklicherweise die Leiterin der Welt werden sollte". Der in dem nämlichen Schöpfungsberichte vorkommende Begriff der Elohim ändert daran nichts, da diese nichts als Genien sind, mit deren Erdichtung sich der bewundernde Mensch die Vielheit der lebendigen Werke in persönlichen Wesen näher brachte, wie ihm die Engel ursprünglich nicht müßig neben dem Throne Gottes standen, sondern Personifikationen der großen Naturkräfte waren, die als Töchter Gottes in den Sternen walteten, als seine Streiter, Boten und Diener ihm halfen bei dem Amte, das ihm die älteste hebräische Dichtung zuwies, ehe er als ruhig thronender Himmelskönig gedacht wurde, bei dem Amte des einrichtenden und erhaltenden Weltenhausvaters. Gehäufte Stellen und Bilder, besonders wieder aus Hiob und den Psalmen, worin diese Vorstellungen herrschen, zeigen zugleich, wie sich in dem auch sachlichen Parallelismus des unermeßlichen, unabsehbaren Himmels und der engbegrenzten Erde der Begriff des einen erhabenen Gottes immer mächtiger vertiefte.

Eine noch reichere Übersicht mannigfachster Naturbilder, die das dritte Gespräch außer aus einigen Psalmen wieder hauptsächlich aus Hiob zusammenträgt, lehrt die älteste hebräische Dichtung als Naturpoesie, als die dem Lande ihrer Entstehung gemäße Naturpoesie würdigen und ihren unübertrefflichen Reiz darin finden, daß sie Schönheit mit Wahrheit vereinigt, beide mit teilnehmender Empfindung belebt und so zugleich Poesie des Herzens und des Verstandes ist.

Wie die häufigen Anführungen aus Hiob, als der vermeintlich ältesten hebräischen Dichtung, Veranlassung werden, mit dem vierten Gespräche den Faden der Erörterung wieder abreißen zu lassen und, in den zweiten Hauptteil, die Geschichte der hebräischen Poesie, vorgreifend, Bau, Alter, Art und Heimat dieser Dichtung zu erörtern, ist in der Auswahl nachzulesen. Das sechste Gespräch, mit dem Herder zu den Bestandteilen der hebräischen Kosmologie zurückkehrt, handelt von der Paradiessage und der Gestalt der darin zuerst genannten Cherubim. Nicht bloß Lehrfabel oder Allegorie ist ihm jene, sondern

Sage, Schäfergeschichte aus der Kindheit der Menschheit, die Erzählung einer mit den kindlichen Vätern des menschlichen Geschlechts wirklich vorgegangenen Geschichte, die nicht etwa die Menschen in ihrem Urelternpaare ewig unglücklich zu machen bestimmt war, die aber bei der menschlichen Natur unausbleiblich war und von der Voraussicht des gütigen Gottes zum Heile gewandt werden sollte. Am ersten Menschenpaare zeigt sie die fortgesetzte Naturgeschichte der Menschheit: aus dem Zustande der Einfalt, der unbewußt glücklichen Übereinstimmung mit der Natur und unserer Wesenheit werden wir durch Verrückung daraus, durch Lüsternheit, falsche Vorspiegelungen unserer Vernunft, durch den ersten bewußten Gegensatz gegen ein äußeres Gebot oder die innere Stimme, gegen die von dem unbedingt Vorsehungs- und Humanitätsgläubigen immer verfochtene ursprüngliche Güte unserer Menschennatur in einen anderen, härteren Zustand, aus dem gedankenlos genossenen Glücke in einen durch eigenmächtiges Betragen, durch das erste Versehen verschuldeten Zustand der Strafe versetzt und sollen darin doch nur einen neuen, nur schwerer zu fühlenden Segen empfinden und erwerben lernen: unter Mühen und Schmerzen freilich von der Geburt bis zum Tode soll der Mensch, der denkende Bemeisterer der Welt, sein eigener Herr und Versorger werden. Ist Herder hier zu geistreich und trägt Ideen seiner milden Humanitätsreligion in den ernsten, wirklicher gemeinten Mythus, den sich über die Sünde in der Welt, Krankheit und Tod ein naiveres Zeitalter gebildet, so verfährt er in der folgenden genetischen Entwickelung der Cherubimgestalt schon wieder geschichtlicher. Nicht Donnerpferde, wie man damals meist annahm, sind es, sondern, wie Herder unter Anregungen zu wirklich religionsgeschichtlicher Betrachtung und vergleichender Mythologie ausführt, nach Zeit und Verwendung sich wandelnde Bilder der Macht und Gegenwart des gebietenden Gottes: die Löwen-, Adler-, Stier- und Menschenart zugleich an sich tragenden Hüter mit feurigem Schwerte, die sie vor dem Garten Eden sind, werden auf der Bundeslade der Stiftshütte tote Kunstwerke, in Psalmen und verwandten Dichtungen Bilder, in den Gesichten der Propheten als leibhaftige Geschöpfe gedachte Träger der Herrlichkeit Gottes. Immerhin wird die Betrachtung auch hier fast rationalistisch, wenn der Ursprung dieser „auf dem Gebirge im Nordosten gelagerten, unter feurigen Steinen wandelnden" mythologischen Wundergeschöpfe darin gesucht wird, daß sich die sehnsüchtige Menschheit von der Stätte ihrer glücklicheren Kind-

heit durch ein Gebirge getrennt sah, darüber oft flammend die Donnerwolken auflohten, und darin nach angstvollen Schilderungen Hindurchgewanderter schreckvolle Tiere hausten. Die Ausführungen des siebenten Gespräches über die göttliche, die Geistnatur des Menschen, die Gründung der schlichtesten, aber lautersten Sittlichkeit in Gott und die werdenden Vorstellungen der Unsterblichkeit mit ihren schönen Übersetzungen lohnt wieder in der Auswahl selbst nachzulesen. Unter dem ganz anderen Gesichtspunkte, „daß der Mensch ein moralisches Geschöpf ist und alles soll moralisch ansehen lernen", behandelt das achte Gespräch Kains Brudermord, die Sintflut und den Turmbau zu Babel. Dort der Gott, der, während Kain das Trachten seines Herzens kündet, erhaben über Gedanken der Blutrache, den Übelthäter noch väterlich durch Verweisung in ein fremdes Land der Buße versetzt, dann der Weltrichter, der der naturnotwendigen Überflutung alle gewaltthätigen Titanen und verführten Menschen anheimfallen und nur eine Handvoll Frommer entkommen läßt, um allein mit ihnen einen ewigen Bund zu einem neuen Leben zu schließen, endlich in der die Völker- und Sprachenverschiedenheit begründenden Babelsage der gelassene Herr des Himmels, der zur Dämpfung menschlicher Überhebung nur eines sprachverwirrenden Hauches auf die Lippen der Himmelsstürmer bedarf: grandiose Bilder sind es für Herder des väterlich ernsten, aber unentrinnbaren Weltenregiments, das auch verborgenste Übelthat ans Licht stellt, der gerechten, Hoffart strafenden, Niedrigkeit erhebenden Vorsehung, von deren Gang, der im ewigen Parallelismus hoch und niedrig immer wieder billig ausgleicht, alle weltlichen und kirchlichen Dichter keine so warmen, so packenden Lieder gedichtet haben wie der dichtende Emir von Edom, die Propheten und Psalmisten unter dem Einfluß jener Urbilder.

Die Geschlechtsregister und Sagen der Stammväter von Moses zurück bis auf Noah, den dritten der Einleitung zugewiesenen Stoff, ihre Glaubwürdigkeit und das Alter der hebräischen oder, wie Herder auch sagt, kanaanitischen Sprache und Schrift behandeln die letzten zwei Gespräche (9 und 10). Uralt, eine der ältesten Töchter der Ursprache, ist nach dem zehnten Gespräch die kanaanitische Sprache und nicht weniger alt wohl auch die Schrift der Hebräer; gerade die mit dem höheren Alter um so größere schmucklose Armut und sinnliche Einfalt einzelner Stücke, deren Anstößigkeiten Herder durch sinnreiche Deutung lindert und entfernt, leere Geschlechtsverzeichnisse, je weiter zurück die Ge-

schichte vom Aufzeichner Moses zurückführt, sind ihm noch der Beweis für die Echtheit und Genauigkeit der Stammväterſagen, mit deren Würdigung solchergestalt schon hinübergeschritten wird zur Geschichte der hebräischen Poesie. Was von denen, die näher wohnen blieben, über die man noch frisch erzählen hörte, berichtet wird, ist ihm schlichte Hirtendichtung, eine Dichtung des Bundes, eines Familienvertrages des auserwählten Volkes, einer hart zu felsenfestem Glauben erziehenden ernsten Vaterfreundschaft Gottes, eine Dichtung Kanaans als eines Landes der Verheißung, aber nicht zuerst irdischen Segens. Reiche Übersetzungsproben im Text, mit eigenen Nachdichtungen gepaart am Schlusse der Bücher, vollenden deren Bild, und am Ausgange dieses ganzen vorbereitenden Teiles steht die glänzende, in der Auswahl nachlesbare Charakteristik des „großen Mannes" Moses, mit dem die persönliche Litteraturgeschichtschreibung beginnen kann.

Der erste Abschnitt des zweiten Teiles vereinigt in wiegendem Wellenspiel und darin in immer neue Beleuchtung, namentlich in unmittelbare Beziehung zur biblischen Dichtung gerückt, lauter aus den Aufsätzen über Ossian und die Volkslieder, aus den früheren Arbeiten zur „Ebräischen Archäologie" und aus dem ersten Teile unseres Werkes bekannte Gedanken, wie z. B.: die hebräische Poesie umfaßt zwei große Gattungen von Dichtungen. Der ersten gehören alle die an, welche der „Poet, der zweite Schöpfer, der Nachahmer der schaffenden, nennenden Gottheit", lediglich aus dem geistig-leiblichen Stoffe der Sprache schafft, indem er die mit lebendiger Empfindung erfaßten Dinge des ganzen Weltalls zu Laut- und Sprachbildern umprägt, diese von Empfindung begleitete „Bilderrede" zum lebendigen Wesen erhebt und den personifizierten Gegenstand durch Versetzung in eine einen allgemeinen Satz veranschaulichende Handlung wieder zur Fabel erhebt, diese zum knappen Rätsel oder Sittenspruche und Sprichwort zusammendrängt und in der poetischen Geschlechtssage dies Fabelgewand sogar um die älteste Geschichte schlingt, bis er durch Zusammensetzung bekannter charakteristischer Bilder zu einem unbekannten charakteristischen Geschöpf, zu einem Symbol, wie dem Cherub oder dem Totenreich, und damit zur eigentlichen Fiktion oder Dichtung gelangt. Mit der Erfindung von Musik und Gesang begann eine schwungvollere, höher dahinschreitende, wohllautendere Dichtung. Hatte die Bilderrede nur „die natürlichste Ausdehnung, die Systole und Diastole des Herzens und des Atems, den Parallelismus, so be-

kam die neue Dichtung höheren Ton, abgemessene Kadenzen, ja selbst Reim. Was vorher Atem war, ward jetzt klingender Laut, Tanz, Chorgesang, ein Saitenspiel der Empfindung". Kurz, auf dieser höheren Stufe war jetzt Lied und Gesang geboren, die, emporfliegender Begeisterung voll, auch verschlungenere Empfindungs- und Gedankenreihen in einen dem Übersetzer unnachahmbaren, den Bewegungen des Chors entsprechenden Wohllaut gießen. Beide Dichtungsgattungen, die Bilderrede, in der jeder Sprechende, wie der Erfinder heiliger Symbole und Mythengestalten, der Rätsel-, Fabel- und Geschichtenerzähler, lehrend, preisend oder tröstend gestaltet, und der jüngere Gesang, der höheren Tones, selbst im Reim, unter Musik und Chortanzbegleitung dem Herzen entquillt, waren bei den Hebräern gleichmäßig heilige Poesie: „die größten Bilderredner waren Propheten, die erhabensten Lieder Gesänge des Tempels". Beide Gattungen wollen überhaupt in ihrer orientalischen Eigenart gewürdigt sein; denn „das flüchtige Lüftchen des Mundes, das wir Sprache nennen, und das doch den ganzen Schatz poetischer Bilder und Empfindungen auf seinem Schmetterlingsflügel trägt, ist nach Zeiten und Völkern ein wahrer Proteus", und wenn es überhaupt „fremd wäre, wenn man ein Bild aus seinem Zusammenhange reißen und sein Kolorit, den Schatten einer zerpflückten Blume, mit dem Kolorit eines Bildes in einem Dichter ganz andrer Zeit, Nation, Sprache und Dichtung vergleichen wollte", so verlieren im besonderen keine Dichter so viel durch Vergleichung herausgerissener Stellen und Bilder als die Dichter des Orients; denn sie sind am entferntesten von uns, sie sangen in einer anderen Welt, zum Teil drei, vier Jahrtausende früher, als wir von ihnen reden, und lange, ehe Moses all diese alten Bilder und Dichtungen aufzeichnete. Die Eigenart der hebräischen Sprache — das führt nach einer eigenen Herderschen Psalmendichtung ein „Anhang über einige Gründe des subjektiven Ursprungs der ebräischen Dichtung" aus — ließ Personifikationen, Dichtung, Sagen, Lieder und Weisheitssprüche in Fülle erstehen, lange ehe sie Moses an einen langen Faden reihte; und das abgeschlossene Hirtenleben des sich auserwählt wissenden Volkes und seine frühe Buchstabenschrift ermöglichten den Hebräern, auch die ältesten Hirtensagen so rein zu erhalten, wie es keinem anderen Volke möglich gewesen ist. Wenn man aber „dadurch selbst auf den Glauben gebracht" wird, daß „der Anfang der menschlichen Bildung [bei den Hebräern] nicht von ungefähr, sondern väterlich, göttlich entstanden sei" — eine dürftige Be-

schwichtigung theologischer Bedenken —, so will Herder doch „den Ursprung auch dieser Poesie nur menschlich betrachten". Mag auch der Ursprung der Poesie göttlich sein, insofern es „Gott war, der die Quelle der Empfindung im Menschen schuf, der das Weltall mit seinen Strömen um ihn her setzte, der diese Ströme auf ihn leitete und mit den inneren Empfindungen seiner Brust mischte", dieser Ursprung bleibt gleichwohl „menschlich nach der Eigenheit dieser Empfindungen und ihres Ausdruckes; denn nur menschliche Organe genossen und sprachen". Selbst in erhabensten Sprüchen und Bilderreden dürfen wir deshalb, wenn wir sie nach Zeit und Nationalart richtig würdigen wollen, nicht geheimen mystischen Sinn, nicht feinste spirituellste Erkenntnis finden wollen, wie es der hebräischen Poesie Jahrhunderte ergangen ist. Vielmehr gilt es, „sich unberauscht von Glossen und geheimer Bedeutung dem simpeln Ursinn jener Dichter zu nähern und die Göttersprüche derselben im Gesichtskreise der ältesten Zeit zu hören". Deutlicher als mit diesen Worten konnte Herder die wichtigste Aufgabe, die er seinem Werke gesteckt hatte, dem Alten Testament rein menschliche, ästhetisch-historische Würdigung zu sichern, nicht wohl bezeichnen.

Wie nach diesen Grundsätzen im zweiten bis sechsten Abschnitt Moses' Thätigkeit und die seinen Namen tragenden Erzählungen sowie die Nachwirkung seines Geistes und Wirkens bei Propheten und Psalmisten erläutert werden, ist im wesentlichen in der Auswahl nachzulesen. Der in diese nicht aufgenommene sechste Abschnitt erklärt und vergleicht in der Hauptsache Jakobs Testament (1. Mosis, Kap. 49) und Moses' Segen Israels (5. Mosis, Kap. 33). Sieht Herder in jenem die Bestimmung eines Vaters, der das mit friedlichem Blicke überschaute Land als sein Eigentum unter seine Hirtensöhne verteilt, so erblickt er in diesem halb Segen, halb Gebet eines an der Schwelle des Grabes von seinem Volke enttäuschten Gesetzgebers, das politische Testament eines abscheidenden Weisen. Der „Siegesgesänge der Israeliten" überschriebene siebente Abschnitt ist wieder in die Auswahl aufgenommen bis auf die Einleitung, welche die Vorliebe des Orients für Segensprechen und Weissagen beleuchtet und „Bileams Segenssprüche über die gelagerten israelitischen Zelte" (4. Mosis, Kap. 22) nach Wortlaut, Bedeutung und Herkunft behandelt. Dabei nimmt Herder eine verlorene Dichtung des Moses an, „Bücher der Kriege Jehovahs" (d. i. der heiligen, patriotischen Kriege), und leitet

Bileams Segenssprüche ebendaher. Der achte Abschnitt behandelt als „Fernere Reste der poetischen Jugendzeit Israels" Jothams Fabel (Richter, Kap. 9, V. 7), Rätsel Simsons und Salomos, biblische Spruchweisheit und Wortspiele, nicht ohne daß sich in dem Wunsche, „daß wir von mehreren sinnlichen Völkern statt Beschreibungen über den Geist derselben Proben ihres kindlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinnes in Sprichwörtern, Scherzen und Rätseln und die eigensten Gänge ihres Geistes hätten", der erste Forderer einer Folklore und vergleichenden Litteratur- und Geistesgeschichte verriete. Mit dem Schlusse des Abschnittes führt Herder die eigentliche Geschichte der hebräischen Dichtung weiter mit der Würdigung Samuels und der Prophetenschule, die dieser in den auf den Verfall unter Eli folgenden ersten friedlichen Zeiten stiftete: „Versammlungen junger oder erwachsener Menschen, die sich unter Samuels Anweisung, der ein Richter und Vater des Staates war, in dem übten, was damals zur nationalen Klugheit gehörte, also nicht in Raserein über die Zukunft, noch weniger in bloßen Litaneien des Tempels", Pflanzstätten, von denen aus „die damals in Musik und Dichtkunst vorzügliche Litteratur aus den Händen eines Stammes weg ins Freie, ins Allgemeine" kommen sollte. Ebenda entkeimte die Dichtkunst Davids, diese Residenz-, Hof- und Tempeldichtkunst, die Blüte hebräischer Lyrik, die alles in einen engen Kreis um sich her zusammenzog.

Der neunte Abschnitt handelt nach der in der Auswahl nachzulesenden allgemeinen Charakteristik der Dichtkunst Davids von deren verschiedenen, an Übersetzungsmustern erläuterten Arten. Als Bedingung einer richtigen Würdigung der Psalmen fordert Herder statt aller Deutungen, die ihnen alte Kommentatoren nach ihrer Zeit und Anschauung gegeben haben, alleinige Erklärung aus den Gegenständen und Lagen, auf die sie zuerst gedichtet wurden, aus dem individuellen Sprachgebrauche und Gedankenkreise der Dichter, aus ihrer ursprünglichen, noch einfältigen Natur und Schönheit heraus. Er unterscheidet Lieder einfachen Satzes, wie Psalm 15, 23[1], 29, 61, 67, 87, 101, 133, 150, und lyrische Gemälde von einer durch Wechsel der Personen oder zwischen Frage und Antwort und durch schnelle Anreden gekennzeichneten Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Glieder, deren Gipfel er in den Oden findet. Das sind solche

[1] Die fettgedruckten Zahlen bezeichnen solche Psalmen, die Herder übersetzt und erläutert hat.

Gedichte, in denen in das so erweiterte Bild eine Art lyrischer Darstellung und Handlung kommen kann und nach dem schöneren, wichtigeren Mittelstücke das Ende sinnverwandt zum Anfange zurücklenkt. Lediglich mehrgliederige Lieder sind nach Herder Psalm 8, 20, 21, 29, 48, 50, 68, 76, 96—99, 108, 111—113, 121—124, 125—129, Oden kunstvolleren Gefüges dagegen Psalm 2, 24, 45—47, 80, 110, 114 und 137. Als nur einige Proben von solchen Psalmen, in denen eine ausklingende Empfindung von selber die Abrundung der Ode gibt, führt Herder auf: 6, 22, 60, 62, 85 und 143 (Erhebung von der Klage zum Troste); 7, 10, 13, 17, 26, 35f., 52, 59, 61, 64, 69 bis 71, 86, 88, 94, 109 und 140—142 („im Andenken Gottes Ruhe findender Eifer- und Heldengeist"); 3—5, 11, 17, 21, 25, 27f., 30, 37, 41, 44, 63, 65 und 131f. (gewisse Zuversicht); 9, 18, 33f., 66, 116—118, 138, 146—150 (Triumphgesänge). Dann charakterisiert er noch die Psalmen 14, 19, 32, 39, 49, 91, 103, 115, 139 sowie sämtliche Lehrpsalmen Assaphs als „Gesänge moralischen Inhalts von einer schönen Ökonomie der Lehre" und schließt den Abschnitt mit einem Preise Klopstocks und einer eigenen Ode, welche die deutschen Nachahmer der alten hebräischen Dichtung von Otfried bis Klopstock feiert.

Der zehnte Abschnitt versucht vor allem eine Charakteristik der wichtigeren Psalmendichter. Weiche und tieferregte Empfindung, nicht als Lehre gepredigtes, sondern in bitteren und köstlichen Erfahrungen gewonnenes, wahrhaftiges Gottvertrauen, Läuterung bis zu rein geistiger Verehrung Gottes und unbedingte Folgewilligkeit gegen sein Gesetz sind ihm die Grundzüge im Wesen Davids. Diesem gegenüber ist Assaph leidenschaftsloser, daher der größere Lehrdichter; das zeigt Herder feinsinnig durch einen Vergleich zweier Psalmen über denselben Vorwurf, „das Glück der Bösen", des 73. Assaphschen und des 39. Davidischen, wie durch einen kurzen Hinweis auf ähnliche lyrische Wettstreite, z. B. 46, 76 und 80: 85, 44 und 78. „Einem aus Hamans Chor, der vielleicht der prächtigste Liederdichter der ganzen Sammlung" sei, schreibt Herder die unter dem Namen der Kinder Korah gehenden Gesänge zu, von denen er den 45. Psalm als eines der schönsten Epithalamien bezeichnet und Psalm 42 und 43 als eine der schönsten Elegieen übersetzt und erläutert. Von der ziemlich großen Anzahl Psalmen ungenannter Verfasser, in denen er eine gegen Davids Zeit verfeinerte Lehre findet, behält er die anderen dem — nicht erschiene-

nen — dritten Teile vor und behandelt nur die sogenannten 15 Stufen- oder Aufsteigepsalmen 120—134 und 137, die er als Reise-, Fest- und Nationallieder nach Jerusalem ziehender oder dort versammelter Juden erklärt. Aus solchen kleinen Sammlungen inhaltlich verwandter Lieder ist nach seiner Vermutung überhaupt die ganze große Psalmensammlung entstanden, indem vereinzelt im wesentlichen nur die Nationalpsalmen dazwischengeschoben wurden. Den Schluß des Abschnittes bilden eine zumeist der jüdischen Einteilung folgende Einordnung der Psalmen in fünf Gruppen und Bemerkungen „Von der Musik der Psalmen", worin vollständige Tempelmusik zur Begleitung von Festliedern und die sanftere Musik einzelner Instrumente für persönliche Lieder unterschieden und der Ausdruck „Sela" als Zeichen zur Veränderung der Tonart innerhalb desselben Psalms oder bei Anfügung eines anderen verwandten Inhaltes bestimmt wird.

„Einige Hauptgesichtspunkte, die den Inhalt zeitmäßig zeigen", an einigen Königspsalmen hervorzuheben, ist die Aufgabe des elften Abschnittes. Durch die Auffassung Gottes als des Richters auch über ihn, den König, ist Davids 17. Psalm, durch die Schilderung Gottes als eines national besonderen, einzigen Gottes der 115. und 76. gekennzeichnet. Die Mischung rauher Kriegsklänge sodann mit Bildern idyllischen Glückes, wie in Psalm 144 und 65, wird teils aus Zusammenfügung mehrerer Gesänge, teils aus der Wirkung der feinen moralischen Volksverfassung des Moses inmitten einer im allgemeinen noch härteren Zeit erklärt. „Offenbar lokal- und zeitmäßig" wird weiter zur Übersetzung des 89. und des 2. Psalms der Name „Jehovahs Erstgeborner" und „Sohn Jehovas" als Bezeichnung Davids bestimmt und daneben die Deutung als messianische Weissagung nur als „eine spätere Anwendung" gestreift. Ähnlich ist Psalm 110 für Herder zunächst lediglich eine Ode, die David bei einem religiösen Siegeseinzuge auf Zion sagen wollte, und 2. Samuelis, Kap. 21, V. 1—7, sowie Psalm 72 und 87 heißen Proben dafür, welch schöne Bilder über seine künftige Regierung das Geschlecht Davids der ihm gewordenen Weissagung ewigen Bestandes abgewonnen habe.

Der in die Auswahl aufgenommene Schlußabschnitt (12) eröffnet eine „Aussicht" in das kommende „Jesusreich" und schließt mit einer Ode Herders auf „dessen künftige goldene Zeit". Aber „die Aue der Propheten", die nach diesem Schlußworte im dritten Teil dahin führen sollte, blieb unbebaut. Nie auch hat Herder die Ruhe gefun-

den, das Werk durch eine ausführliche Darstellung der Propheten, der Einwirkung der Gefangenschaft und der Weltbewegungen auf den jüdischen Nationalgeist und die Ideenwelt des Volkes bis auf Christus abzuschließen, geschweige denn die Riesenaufgabe zu leisten, die er sich für das Alter gesteckt hatte: eine Übersetzung der ganzen Bibel im Geiste seiner Schrift.

Torso, wie also die Schrift gleich Herders meisten Werken geblieben ist, hat sie ihre Aufgabe trotzdem gelöst. Nicht freilich die Aufgabe, eine vollständige Geschichte, am allerwenigsten eine äußere Geschichte der hebräischen Dichtkunst zu geben; ja was sie dazu bietet an Daten über die Entstehung biblischer Schriften nach Ort und Zeit, über die Abgrenzung einzelner Dichtungen gegeneinander, an Bestimmungen der handelnden Personen darin, wie in Deutungen einzelner Begriffe und kritischer Behandlung mancher Lesarten, das alles ist durch eine fester gegründete Kritik und Geschichtskunde längst berichtigt und weit überholt worden. Das Ziel, das Herder seiner Schrift nach dem Titel vor allem gesteckt hatte, die Erschließung des Geistes der hebräischen Dichtkunst, erreicht zu haben, kann sie trotzdem noch heute als ungeschmälertes Verdienst in Anspruch nehmen. Denn mehr Bücher des Alten Testaments, als in der Überschrift genannt werden, sind hier zum ersten Male in der ganzen Eigenart des Volkes, dem sie angehören, auf Grund seiner Sprache und der ganzen sinnlichen und sittlichen Anschauung seiner orientalischen Heimat von einer wahrhaft geistesverwandten Dichternatur gewürdigt und nachgeschaffen worden. Wie ein Schlüssel zur biblischen, ja zur orientalischen Dichtung überhaupt hat denn auch die geistvolle Schrift weithin bahnbrechend und belebend, zielsetzend und berichtigend gewirkt; und es ist nicht Herders Schuld, daß die weiten Kreise der Gebildeten zumeist noch heute nichts von ihrer schönsten Wirkung spüren: daß sie die durch gedankenlos buchstäbliche und dogmatisierende Auffassung schon Herders Zeit verleideten Dichtungen des Alten Testaments durch die rechte Würdigung ihrer menschlich schlichten Schönheit und ungeschminkten Wahrhaftigkeit vielen wieder menschlich nähergebracht und lieb und wert gemacht hat.

Entwurf des Buchs, nach seiner ersten Ankündigung in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten.[1]

Jedermann ist des Bischofs Lowth[2] schönes und allgepriesenes Buch „De sacra poësi Hebraeorum" bekannt; man wird aber aus dem nähern Inhalt der obengenannten Schrift sehen, daß dieselbe weder eine Übersetzung noch Nachahmung desselben sei und neben oder hinter ihm für Liebhaber der ältesten, simpelsten und erhabensten Poesie überhaupt, vielleicht auch für alle, die dem Gang göttlicher und menschlicher Kenntnisse in unserm Geschlechte nachforschen, nicht unangenehm oder unnützlich sein dürfte.

In einer vorläufigen Einleitung werden die drei Hauptstücke untersucht, auf die sich die Poesie der Ebräer in ihrem Ursprunge gründet. Zuvörderst das Poetische im Bau und Reichtum ihrer Sprache; sodann die Urideen, die sie von den ältesten Zeiten empfangen hatten, und die gleichsam eine so erhabne als simple poetische Kosmologie sind; drittens die Geschichte ihrer Väter bis auf ihren Gesetzgeber, und was in ihr Grund zur Auszeich-

[1] Das genossenschaftliche Unternehmen der „Dessauer Gelehrtenbuchhandlung und Verlagskasse" war nach den von Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" gegebenen Anregungen von dem Magister Karl Christoph Reiche 1780 begründet worden, der auch im April 1780 den ersten der durch eigene Beurteilungen und Ankündigungen der Schriftsteller wichtigen monatlichen Berichte der Handlung herausgab. Das Kommissionsgeschäft der Buchhandlung ging Anfang 1785 an Georg Joachim Göschen, die Werke ihres Verlags von 1786 an in verschiedene Hände über (SWS, Bd. 12, S. 447, nach F. Hermann Meyer, „Die genossenschaftlichen und Gelehrtenbuchhandlungen des achtzehnten Jahrhunderts" = „Archiv der Geschichte des deutschen Buchhandels", Bd. 3, S. 68—124). — [2] Des englischen Theologen Robert Lowth (1710—87) Werk „De Sacra Poësi Hebraeorum Praelectiones Academicae Oxoniae habitae" (Oxford 1753) hatte der Göttinger Theolog Michaelis mit Noten und Epimetren versehen; die beste neuere Ausgabe ist die von Rosenmüller (Leipz. 1815).

nung sowohl des ganzen Volks als besonders der Schriften und Poesien derselben gewesen.

Das Werk selbst fängt vom großen Gesetzgeber[1] des Volks an; was er durch seine Thaten, durch seine Gesetzgebung und drittens durch die Darstellung beider in Geschichte und eigner Poesie auf den Geist des Volks und seiner Nachkommenschaft gewirkt oder nicht gewirkt hat? welche Ideen der Vorwelt er weiter geführt oder verändert? welchen Anblick des Landes, der Nationen ringsumher er ihnen einprägen wollte? und endlich wodurch er die Poesie dieser Nation zu einer Hirten- und Landespoesie, zu einer Stimme des Heiligtums und der Propheten gebildet? Die Ursachen dieser Dinge werden aus der Geschichte entwickelt und ihre Wirkungen in den lebhaftesten Beispielen der folgenden Zeiten gezeiget.

Es wird sodann die Geschichte selbst vom Gesetzgeber bis zum blühendsten und mächtigsten König[2] des Volks fortgeleitet, unter welchem und dessen Sohne auch die zweite Blüte der Poesie eintritt. Die schönsten Erscheinungen derselben werden aus den Ursachen ihrer Entstehung erklärt, in ihr morgenländisches Licht gesetzt, und was sie auch im Fortgang der Zeiten gewirkt haben, entwickelt. Es versteht sich, daß die angenehmsten und lehrreichsten Stücke in einer lesbaren, ihrem Geist angemessnen Übersetzung dem Werk eingeschaltet werden.

So geht's zur dritten Periode der Dichtkunst hinab, längst vor dem Verfalle des Volks, nämlich zur Stimme der Propheten. Die Charaktere dieser patriotischen und göttlichen Demagogen werden entwickelt, Aufschluß und Einleitung zu ihren Schriften gegeben und die erhabensten, schönsten und rührendsten Stücke derselben abermals dem Werk einverleibet.

Es kommen jetzt die klagenden Stimmen bei und nach dem Verfall der Nation, die hoffenden und aufmunternden zu Wiederaufrichtung derselben: die Wirkungen der gesamten Schriften

[1] Moses. — [2] David.

des Volks, da sie sich jetzt mit andern Sprachen, insonderheit der griechischen vermischten, die Wirkungen derselben durch die Schriften und Lehrer des Christentums bis zu unsern Zeiten.

Einige Abhandlungen zum Ende des Buchs untersuchen die Geschichte der Behandlung dieser Poesien von Juden und andern Völkern: das verschiedene Glück der Nachahmungen derselben zu verschiednen Zeiten und in verschiednen Sprachen; endlich was das Phänomenon und das Resultat dieser Schriften und ihres Geistes in der ganzen uns bekannten Geschichte der Kultur und ihrer Weltveränderungen sein möchte.

Man sehe diese Ankündigung nicht für Ruhm oder Großsprecherei, sondern für das Ziel an, das sich der Verfasser des Buchs vorsetzte. In magnis voluisse sat est[1], ist auch hier sein Wahlspruch.

Der Verfasser.

[1] D. h. „In großen Dingen ist [auch] gewollt zu haben genug"; bei Properz, Buch 2, Ged. 10, lautet das Ende von V. 6: In magnis et voluisse sat est.

Erster Teil.

IV.

Inhalt des Gesprächs.

Übergang zum Buch Hiob. Beste Art, es zu lesen. Schilderungen von Gott, dem Richter über Sternen, dem Schöpfer der Welt, dem Stiller des Ungewitters auf dem Meer. Charakter Elihus in seinen Schilderungen. Proben davon. Rede Gottes aus dem Ungewitter. Erläuterung ihrer hohen Naturbilder. Von der Naturpoesie überhaupt. Ob sie keine oder eine tote Dichtkunst sei? Zweck der Naturpoesie. Erstes Werkzeug derselben, Personifikation, Belebung. Proben aus Hiob. Ob und warum die ältesten Zeiten hierin so großen Vorzug vor unsern Schilderungen haben? Zweites Werkzeug der Naturpoesie, daß sie Auslegerin der Natur werde. Probe aus Hiob. Einfluß der Naturpoesie auf die Empfindung. Drittes Mittel, daß sie Entwurf und Absicht habe. Probe aus Hiob. Beilage einiger Personifikationen aus Ossian.

Als Eutyphron seinen Freund besuchte, fand er ihn beim Lesen des Buchs Hiob.

Alciphron. Sie sehen Ihren Schüler, und ich lese dies Buch mit Vergnügen. Zwar kann ich mich noch nicht an die langen Reden, an die einförmigen Klagen und Rechtfertigungen, noch weniger an die Rettungen der Vorsehung, die wenig retten möchten, gewöhnen; vom Faden des Gesprächs im Buch weiß ich noch nichts. Aber die Naturbeschreibungen in ihm, die hohen und doch so einfachen Reden von Gottes Eigenschaften und seiner Weltregierung erheben die Seele. Wollen Sie mir zuhören, so will ich (wie diese Leute sagen) die Schätze meines Herzens eröffnen und Ihnen einige Stellen lesen. Sie müssen mich nachher in Ansehung des Plans, Alters und Urhebers des Buchs auf den rechten Weg führen; das habe ich für Sie versparet.

Eutyphron. Es ist nicht uneben, daß Sie Stücke herausheben; das Buch in einem Atem fortzulesen, ist für uns vielleicht zu starke Speise. Wir lieben Kürze im Gespräch, deutliche Fort-

leitung der Ideen, die hier nach unsrer Manier nicht fortgeleitet werden. Die Morgenländer hören sich in ihren Zusammenkünften geruhig aus; ja sie lieben lange Reden, zumal in solchen Versen. Es sind Perlen aus der Tiefe des Meers, leicht gereihet, aber köstlich: Schätze der Wissenschaft und Weisheit in Sprüchen ältester Zeit —

Alciphron. Welcher Zeit? Man muß sich wundern, hier so viel Erfahrungen voll reiner Naturideen zu finden; und doch sind auf der andern Seite andre Begriffe noch so kindlich, so arm —

Eutyphron. Lassen Sie Zeit und Urheber und halten sich an das Werk in seiner Dürftigkeit und in seinem Reichtum! Ohn' alle Widerrede ist das Buch aus sehr alten Zeiten, und so nehme ich's mit einer Art von Ehrfurcht in die Hand, wenn ich mir seine Begriffe zu entziffern wage. Über Länder und Zeiten denke ich, über die Ruinen großer Revolutionen des Geschmacks, ja vielleicht dreier oder vier Jahrtausende tönt mir eine Stimme entgegen, und da sage ich, statt das Buch zu richten oder es gar nach meiner Zeit zu bequemen:

Wir sind von gestern her und wissen nichts;
Ein Schatte nur ist unser Erdeleben.
Die Väter lehren uns und sagen's uns;
Aus ihrem Herzen gehen ihre Reden.[1]

Fangen Sie also mit schönen Stellen von Gott und der Natur an; mein Ohr ist frei, die Begriffe der ältesten, kindlichen Welt zu hören.

Alciphron.

Gewalt und Schrecken ist um ihn*;
Entscheider ist er in der Himmel Höhn.
Sind seine Heere nicht ohn' alle Zahl?
Und alle übermag sein Licht.

* Hiob 25.

[1] Hiob, Kap. 8, V. 9 und 10; doch übersetzt Luther statt der letzten drei Zeilen: „Unser Leben ist ein Schatten auf Erden. Sie werden dich es lehren und dir sagen und ihre Rede aus ihrem Herzen hervorbringen."

Und soll der Mensch rechtfertig sein vor Gott?
Und rein vor ihm bestehn ein Weibessohn?
Sieh, selbst der Mond ist weg mit seinem Zelt:
Die Sterne sind nicht rein vor seinem Blick.
Und sollt' der Mensch es sein, der Wurm?
Ein Erdenkind, die Made? —

Eutyphron. Große Vorstellung von Gott, dem obersten Himmelsrichter! — Unter Sternen und Engeln entscheidet er. Zahllos sind seine glänzenden Heere; er überglänzt sie alle: d. i. sein Licht, seine Reinigkeit, die Wahrheit seines Urteilsspruchs überwindet sie. Der Mond mit seinem Gezelt ist verschwunden, die Sterne sind nicht rein vor seinen Augen. Und nun von diesen lichten Himmelshöhen ein Blick auf den Menschen, der ihn vors Gericht fodern will —

Sollt' der Mensch es sein, der Wurm?
Ein Erdenkind, die Made? —

Alciphron. Ihre Erklärung der dunkeln Worte „er machet Frieden zwischen seinen Hohen; über wem steht nicht sein Licht? Der Mond zeltet nicht vor ihm", gefällt mir. Ich sehe den Richter Morgenlandes, der zwischen Engeln und Gestirnen richtet. Wie schön ist der finstre Mond in die Dichtung gefaßt; sein Zelt ist abgethan vom Himmel; er hat sich vor des Richters Blick verborgen.

Eutyphron. Fahren Sie fort mit Hiobs Spruche*; er übertrifft jenen.

Alciphron.

Wem hilfst du? dem, der keine Stärke hat?
Wen retten du? der sich nicht retten kann?
Wem gibst du Rat? der ohne Weisheit ist?
Und hast ihn wahrlich reich und tief beraten!
Wen lehren deine Reden?
Und wessen Odem weht aus dir? —

Eutyphron. Auf wen, meinen Sie, geht die Stelle?

Alciphron. Mich dünkt: auf Gott. Hiob will sagen:

* Hiob 26.

Gott bedörfe seiner Verteidigung nicht; es sei ja Gottes Odem selbst, der aus ihm wehe, und das schwache Geschöpf könne seinen Schöpfer nicht vertreten.

Eutyphron. Ich unterbreche Sie nicht weiter.

Alciphron.

Die Schatten regen sich,
Der Abgrund und was ihn bewohnt.
Entdeckt ist vor ihm die Verwesung!
Enthüllt steht die Vernichtung vor ihm da!
Aus breitet er den Nord nun übers Leere;
er hängt die Erd' auf übers Nichts;
knüpft Wasser ein in seine Wolken,
und ihnen reißt die Wolke nicht;
befestigt ringsum seinen Thron,
legt ringsum seine Wolk' um ihn umher
und zirket ab der Wasserflächen Grenze,
bis wo das Licht ins Dunkel sich verliert. —
Des Himmels Säulen zittern;
sie beben, wenn er schilt.
Mit seiner Macht peitscht er das Meer;
mit seiner Weisheit bändigt er
der Wellen Stolz.
Denn[1] macht sein Hauch den Himmel wieder schön;
den flieh'nden Drachen nur traf seine Hand.

Sieh, das ist nur ein Teil von seinen Wegen,
ein flüsternd Wort, das wir von ihm gehört.
Den Donner seiner Kräfte,
wer fasset den?

Eutyphron. Sie sind Dichter gewesen, ich will Ihr Ausleger sein. Hiob übertrifft diesen Gegner, wie er sie alle überwindet; er schildert nur eine Szene von Gottes Macht und Größe; aber er holt sie aus der tiefsten Tiefe und führt sie zur schönsten Höhe. Das Reich des Undings tritt vor Gott; die Abgründe des Nichts und der Verwesung sind vor ihm. Da diese nun, wie wir

[1] Dann.

sahen[1], als eine wilde Meerestiefe gedacht wurden, so steht diese, das große Reich der Ungebornen, in wilder Tiefe, mit gräßlichem Tumult vor ihm. Die Schatten zittern; die formlosen Gestalten regen sich und warten; der Abgrund, der nie das Licht sah, steht enthüllt. Nun beginnt die Schöpfung; abermals mit Himmel und Erde. Den Himmel breitet er über diese ungeheure Tiefe; die Erde befestigt er über ihr, daß sie darauf ruhe und gleichsam über dem Nichts schwebe (denn diese Reiche der Nacht und des Schattens wurden unterirdisch gedacht). Nun ordnet er den Himmel, knüpft Wasser in Wolken und schafft sich Raum; er baut und zimmert seinen Thron mitten unter Wassern; er umklammert ihn von außen und legt den Teppich der dicken Wolk' um ihn her. Jetzt mißt er die Grenzen des Wasserhimmels und zirkt ihn ab, bis wo Licht und Dunkel sich mischen, das ist am Ende des Horizonts. Jetzt wird seine Macht im Donner geschildert, und zwar zur Erhebung der Szene im Wetter auf dem Meer. Die Wellen sind hier die Rebellen, die er vor sich treibt und plötzlich zu bändigen weiß. Ein Hauch von ihm — und das Meer ist still, der Himmel schön, seine Hand traf nur die fliehnde Schlange — entweder zu Folge gewohnter Bilder in andern Stellen* das Meerungeheuer dieser Gegenden, der Krokodil, oder vielleicht die flüchtigen, krausen Wellen selbst, die seine Hand glättet und ebnet — eins oder das andre: das Bild endet mit so erhabner, schöner Stille, als es mit fürchterlichem Tumult anfing. Und das, sagt Hiob, ist nur ein Laut von seinen Wundern:

den Donner seiner Kräfte — wer fasset den?

Jeden Morgen, da aus Nacht Tag wird, jedes Ungewitter, zumal auf dem Meer, bringt das prächtige Bild vor uns. Haben Sie eine andre Stelle?

Alciphron. Es mag der Lobpreis des begeisterten Elihu sein, unmittelbar vor dem letzten und prächtigen Gottesorakel.

* Ps. 74, 13. Es. 27, 1.

[1] Am Anfange des 3. Gespräches nach 1. Mosis, Kap. 1, V. 2.

Eutyphron. Bemerken Sie aber, daß er nur als Schatte dasteht, dies Gottesorakel zu erheben. So viel sich Elihu dünkt, so schön er spricht, so ist er, wie er auch selbst sagt[1], noch junger, brausender Wein, der die Schläuche zerreißt und ausbricht. Er macht herrliche Bilder, weiß aber kein Ende, und die schönsten sind Erweiterungen derer, die Hiob und seine Freunde kürzer sagten. Daher antwortet ihm auch niemand; er bereitet die Zukunft Gottes vor und kündigt sie an, ohne daß er's selbst weiß. Indem Elihu ein aufsteigendes Wetter in allen seinen Phänomenen beschreibt[2], schildert er, ohne daß er's weiß, des Richters Ankunft.[3]

Alciphron. Ich habe diesen zubereitenden Fortgang der Bilder nie bemerket.

Eutyphron. Er ist, dünkt mich, die Seele der ganzen Szene, ohne welche Elihu durchhin Tautologie reden würde. Fangen Sie, weil seine Rede zu lang ist, nur von dieser Stelle an: „Sieh, Gott ist groß!"* — ich will Sie zuweilen ablösen.

Alciphron.

Sieh, Gott ist groß in seiner Macht!
Wo ist ein Weiser, gleich wie er?
Wer mag ihm prüfen seine Wege?
Wer sagen: „Hier hast du gefehlt?"
Daran gedenk' und preise seine Thaten;
denn alle Menschen singen sie,
und alle Menschen sehen sie;
nur sieht der schwache Mensch sie nur von fern.

Sieh, Gott ist groß; wir wissen's nicht,
und seiner Jahre Zahl, die forscht niemand.
Er zieht die Wassertropfen,
die Regen träufeln, im Dampf empor;
die flößen nun die Wolken nieder,
sie träufeln sie auf Menschen weit und breit.

* Hiob 36, 22.

[1] Hiob, Kap. 32, V. 6 und 19. — [2] Ebenda, Kap. 36, V. 27 bis Kap. 37, V. 21. — [3] Ebenda, Kap. 38, V. 1.

Und wer begreift's, wie er die Wolk' ausbreitet
und kracht in seinem Zelt?
Sieh, er umdeckt es rings mit seinem Blitz
und deckt des Meeres Wurzeln mit der Flut.
So strafet er die Völker
und gibet Speis' im Überfluß.

Mit seinen Händen fasset er den Blitz
und gibt Befehl ihm, wen er treffen soll.
Er zeigt ihm an den Bösewicht;
des Zornes Raub ist der Boshaftige.

Eutyphron. Alle diese Bilder werden in der Rede Gottes kürzer und schöner vorkommen. Jetzt erhebt sich das Ungewitter, und Elihu fährt fort:

Darob erbebt mein Herz,
es zittert auf in meiner Brust!
hört, höret bebend seine Stimme,
die Rede, die aus seinem Munde geht!
Den ganzen Himmel umziehet sie;
die Fittiche der Erd' ergreift sein Licht.
Und hinter ihm brüllt laut sein Donner,
es tönt die Stimme seiner Macht;
wir spähn's nicht aus, wie seine Stimme tönt;
Gott tönt mit seiner Stimme Wunderlaut,
thut Wunderdinge, und wir wissen's nicht.
Er spricht zum Schnee: „Sei da auf Erden!",
zum Regenguß, den Strömen seiner Macht;
und alle Menschen können nichts dawider,
daß alle Menschen sehn, es sei sein Werk.

Alciphron. Mir gefällt die Erklärung der Worte: auf die Hand aller Menschen drucket er das Siegel, d. i. sie stehn erstaunt und starr da, fühlend, daß sie nichts vermögen. Eine Empfindung, die jedes Donnerwetter in uns erreget.

Eutyphron. Die Schrecken des Ungewitters werden weiter geschildert:

Es geht das Wild in seine Höhlen,
es hält in seinen Wohnungen sich still.

Nun kommt aus Süden her der Sturm,
von Nord her kommt der Frost.
Hauch Gottes weht, so wird es Eis,
das weite Meer wird dichtes Land.
Und jetzt zertreibt der Glanz die Wolke,
sein Licht zerstreut die Wolke weit umher;
sie wirbelt sich in Gängen, wie er will,
geht auszurichten, was sein Wink gebeut,
auf dieses Reis, auf jenes Land,
was er Erquickung finden lassen will.

Wir müssen Morgenländer sein, um die Wohlthaten des Regens zu schätzen, und die Züge der Wolken, ob sie hier- oder dahin reichen, mit solcher Aufmerksamkeit zu malen. Es ist lauter Gegenwart, die Elihu schildert.

Alciphron.

Hör' an, o Hiob, dies!
Steh' und begreife Gottes Wunderthaten!
Weißt du, was Gott mit ihnen schafft?
Wie er anzündet seiner Wolke Licht?
Und weißt es, wie die Wolke schwebt?
Die Wunderdinge des Allweisesten!
Daß deine Kleider heiß dir werden,
wenn er von Süden aus die Erde wärmt?
Du wirst wohl mit ihm jenen Äther breiten,
der fest dasteht wie ein gegossnes Erz!
Zeig' an uns, was wir zu ihm sagen sollen!
Wir finden keine Wort' vor Dunkelheit.
Wird ihm erzählet werden, wenn ich rede?
Und spräche jemand: „Sieh!" so ist er weg! —
Unsichtbar ist sein Licht!
Sein Glanz ist hinter Wolken dort!
Jetzt weht der Wind und läutert sie.
Nun kommt von Norden Gold,
Eloahs furchtbar schöner Schmuck.
Der Mächtige, wir können ihn nicht finden.
Der große, starke Richter, unaussprechlich

in seiner Allgerechtigkeit.
Darum verehrt ihn, Menschen,
kein Weiser schaute ihn. —

Eutyphron. Sie sehen, wohin der junge Weise kommt, daß er für unmöglich erklärt, was eben jetzt geschehn soll. Eben da er glaubt, daß die dunkle Wolke Menschen und Gott ewig trenne und ein Sterblicher des Unendlichen Stimme nie vernehmen werde, erscheint Gott und redet. O wie verschieden ist Jehovahs und Elihus Rede! Schwaches, weitläuftiges Knabenwort ist diese gegen die kurze, majestätische Donnersprache des Schöpfers. Er disputiert nicht; eine Reihe lebendiger Bilder führet er vor und umringt, betäubt, überwältigt Hiob mit seiner toten und lebendigen Schöpfung.*

Alciphron.

Jehovah sprach zu Hiob vom Ungewitter hinaus,
er sprach zu ihm:
„Wer ist der Mann, der Gottes Rat verdunkelt
mit Worten ohne Wissenschaft?
Umgürte deine Lenden wie ein Mann!
Ich will dich fragen, lehre mich!
Wo wareſt du,
als ich die Erde gründete?
Sag' an mir, wenn du's weißt!
Wer hat ihr Maß bestimmet, weißt du es?
Wer zog die Meßschnur über sie?
Worauf stehn ihre Grundfest' eingesenket?
Wer hat den Eckstein ihr gelegt
im Chorgesang der Morgensterne,
und alle Kinder Gottes jauchzten drein?

Eutyphron. Wir vergessen alle Physik und Erdmessung neuerer Zeiten und betrachten die Bilder als alte Naturpoesie der Erde. Wie ein Haus wird sie gegründet, gemessen, das Richtmaß über ihr gezogen, und da ihre Grundfeste eingesenkt, da ihr

* Hiob 38.

Eckstein gelegt ist, stimmen alle Kinder Gottes, ihre Schwestern, die Morgensterne, einen Freudengesang an, zur Ehre des Werkmeisters, zu Bewillkommung ihrer jungen Schwester. Nun wird das Meer geboren:

Alciphron.

Wer schloß mit Schleusen ein das Meer,
als es hervorbrach aus der Mutter Schoß?
Ich legt' die Wolk' ihm zum Gewande an;
in Dunkel windelt' ich es ein
und richtet' meinen Ratschluß drüber aus
und satzt' ihm Thor und Riegel für
und sprach: „Bis hieher komm und weiter nicht!
Hier soll'n sich brechen deine stürm'gen Wellen!"

Eutyphron. Ich glaube nicht, daß je ein größeres Bild von diesem Element gegeben sei, als da es hier Kind wird und es der Schöpfer der Welt mit Windeln kleidet. Es bricht aus den Klüften der Erde wie aus Mutterleibe, der Ordner aller Dinge redet's als ein belebtes Wesen, als einen stolzen Erdbezwinger mit wenigen Worten an, und das Meer schweigt und gehorcht ihm ewig.

Alciphron.

Geboteſt du in deinen Tagen
dem Morgenrot
und wieſeſt ihren Ort an der Aurora,
daß ſie die Zipfel der Erd' ergreif'
und ſchüttele die Räuber von ihr fort?
Wie Thon verwandelt ſich der Dinge Bild:
ſie ſtehen, wie mit Schmuck bekleidet, da.
Und den Verruchten wird ihr Licht entzogen,
zerbrochen wird ihr ſtolzer Arm.

Eutyphron. Es ist übel, daß man das Morgenrot nicht deutlicher als Wächter, als einen Boten des Himmelsfürsten ausdrücken kann, der gesandt wird, die Rotte der Bösen zu verjagen. Welch ein andres Geschäft, als das die Abendländer der

Aurora geben! Es zeigt alte Zeiten der Furcht und des Raubes an vorm Aufgange der Morgenröte.*

Alciphron.

Bist du gegangen in des Meeres Klüften?
Hast in des Abgrunds Tiefen du gewandelt?
Und thaten sich dir auf des Todes Thore?
Die Pforten der Vernichtung sahest du?
Und deine Wissenschaft reicht bis zur Erdenbreite?
Sag' an mir, und du kennst sie ganz?
Wo wohnt das Licht? wo ist der Weg zu ihm?
Die Finsternis? wo ist ihr Ort?
Daß du sie bis zu ihrer Grenz' ertappest:
denn du weißt ja den Richtpfad in ihr Haus!
Du weißt es, denn du warest damals schon geboren,
und deiner Tage Zahl ist groß! —

Eutyphron. Alles wird hier personifiziert: das Licht, die Nacht, der Tod, die Vernichtung. Diese haben ihren verriegelten Palast, jene ihre Häuser, ihre Reiche und Grenzen. Eine ganze poetische Welt und Weltbeschreibung!

Alciphron.

Bist du gekommen in des Schnees Vorratskammern
und hast des Hagels Schätze da gesehn,
die ich mir auf die Zeit des Drangs erspare,
zum Kriegestage und zur Schlacht? —

Eutyphron. Ironie geht durchs ganze Gedicht. Gott fürchtet den Angriff seiner Feinde und hat sich droben Hagelgewölbe als Rüstzeugkammern gefüllt und bewahret. In den Wolken wie in der Tiefe wird alles voll Dichtung.

Alciphron.

Auf welchem Wege teilet sich das Licht,
wenn es der Ostwind auf die Länder streut?
Wer spaltete des Himmels Wassergänge
und zog den Weg der Ungewitterwolken,

* Es ist dies noch die Gewohnheit der Araber, vor der Morgenröte auf den Raub auszugehn.

daß sie auf Länder regnen, wo kein Mensch ist,
auf Wüsten regnen, die niemand bewohnt,
und sättigen die Einöd' und die Wüste
und sprossen machen zartes junges Gras?

Wer ist des Regens Vater?
Des Taues Tropfen, wer hat sie erzeugt?
Aus wessen Mutterleibe ging das Eis?
Den Reif des Himmels, wer hat ihn geboren?
Die Wasser bergen sich und werden Stein,
der Wellen Fläche legt in Fesseln sich.

Eutyphron. Reiche Poesie über Himmel und Erde! Droben, wo sich die Bäche des Lichts ergießen und sie der Ostwind über die Länder hinführet, wo der himmlische Vater dem Regen Kanäle zieht und den Wolken ihre Bahnen zeichnet. Unten, wo das Wasser Fels wird und die Wellen des Meers in Eisfesseln gelegt werden. Selbst der Regen, der Tau, der Reif bekommen Mutter und Vater. — Und jetzt kommt eine der schönsten und erhabensten Aussichten der Welt.

Alciphron.

Hast du das schöne Siebenstern gebunden?
Oder kannst die Bande des Orions lösen?
Und führst zu ihrer Zeit des Tierkreis Stern' empor
und führst die Bärin auf mit ihren Jungen?
Weißt die Gesetze dort am Himmel droben
und hast sie unten auf der Erd' entworfen?
Kannst bis zur Wolk' erheben deine Stimme
und in ihr gehn, bedeckt mit Wasserfluten?
Die Blitz' aussenden, und sie gehn,
sie sagen dir: „Hier sind wir!"

Wer hat den Wolkenzügen Sinn gegeben?
den Lufterscheinungen Verstand?
und zählt die Regentropfen weislich ab,
und läßt des Himmels Güsse sanft hernieder,
und übergießt den Staub, daß er zusammenläuft,
den Kloß, daß er zusammenhängt? —

Eutyphron. Die Beschreibung der sogenannten toten Schöpfung ist hiermit geendet; aber hier ist nichts tote Schöpfung. Schwesterlich zusammengebunden sind die lieblichen frühlingbringenden Sterne. Orion (oder wer das Gestirn Chesil sei) ist der gegürtete Mann und bringt Winter; die Zeichen des Tierkreises werden wie ein Kranz der Erde allmählich emporgeführt; der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bärin mit ihren Jungen weiden, oder (nach einer andern Mythologie und Lesart) die Nachtwandererin, eine Sternenmutter, die ihre verlorne Kinder, untergegangne Sterne, sucht, wird von ihm getröstet (vermutlich indem er ihr neue Sterne, statt der verlornen, heraufführt). Wer in der Nacht den Bär sich wenden sieht, als ob er am Himmel weide mit seinen Jungen, oder wie der Gurt des Tierkreises mit seinen schöngestickten Bildern mit den Jahreszeiten allmählich heraufrückt, und alsdenn an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schäfer unter dem morgenländischen Himmel diese Bilder immer vor sich hatten und nach ihrer Hirten- und Vaterphantasie belebten: dem, mein Freund, wird die Schönheit dieser Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem, ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Lösen kaum übersetzt werden kann. So geht's auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgesichten Verstand gebe: die personifizierte Sinn- und Bilddichtung verschwindet in einer andern Sprache. Alle diese Bilder, die Aussendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, sein Abzählen der Tropfen im Regen, die sanfte und reichliche Herablassung derselben sind so schöne Naturpoesie —

Alciphron. Sie scheinen überhaupt ein Liebhaber dieser Gattung; und unsere Kunstrichter[1] halten sie doch für die toteste Dichtkunst. Man will ihr sogar den Namen Dichtkunst nicht gönnen und nennt sie eine kalte Beschreibung unbeschreibbarer Dinge und Gestalten.

[1] Lessings „Laokoon", Kap. 17.

Eutyphron. Wenn sie das ist, bin ich völlig der Meinung, daß sie den Namen Poesie nicht verdiene. Die elenden Beschreiber, die den Frühling, die Rose, den Donner, das Eis, den Winter mit den gemeinsten Zügen langweilig und kalt schildern, sind weder gute Dichter noch gute Prosaisten. Die Naturpoesie hat etwas anders als eine matte Beschreibung einzelner Züge, auf die sie sich überhaupt gar nicht einläßt.

Alciphron. Und was hätte sie statt ihrer?

Eutyphron. Dichtung. Sie belebt die Sache, sie stellt sie handelnd dar. Sehen Sie Hiob! Die Erde war ein Palast, der ihr Hausvater den Eckstein legte, und alle Kinder Gottes jauchzten drein. Der Ozean ward, wie ein Kind, geboren und gewindelt; das Morgenrot handelte, die Blitze sprachen. Bild für Bild ist eine neue Personendichtung; das macht nun die Poesie so lebendig. Die Seele wird fortgerissen und denkt sich die Gegenstände selbst mit, weil sie ihre Wirkungen gewahr wird; lange Beschreibungen brächten sie eher davon ab und erschlafften ihre Kräfte. Sie zeigten ihr elende Wortklumpen, abgezogne, halbierte Schatten der Gestalten, da sie jetzt wirkliche Wesen vor sich siehet.

Alciphron. Ja, Freund, wer kann und mag aber auch wie die Morgenländer dichten? Den Ozean als ein gewindeltes Kind, Zeughäuser des Schnees und Hagels, im Himmel Wasserkanäle — wer mag das?

Eutyphron. Niemand soll's, denn jede Sprache, jede Nation, jedes Klima hat ein eignes Maß und eigne Quellen seiner Lieblingsdichtung. Es zeigte elende Armut an, wenn man so entlegenen Völkern borgen wollte; aber denselben Weg gehen müssen wir! und aus eben den Quellen schöpfen! Vor wessen Auge und Empfindung sich die Natur nicht belebt, zu wem sie nicht spricht, wem sie nicht handelt, der ist nicht zu ihrem Dichter geboren. Tot steht sie vor ihm; und sie wird auch in seinen Beschreibungen tot sein.

Alciphron. So hätten alsdenn die Zeiten der Unwissen-

heit große Vorzüge vor denen, in denen man die Natur kennet und studieret. Jene dichteten, diese beschreiben.

Eutyphron. Was Sie Zeiten der Unwissenheit nennen! — Alle sinnliche Völker kennen die Natur, von der sie dichten; ja sie kennen sie lebendiger und zu ihrem Zweck besser als der Linneische Klassifikator aus seinem Bücherregister. Zum Überblick der Gattungen ist dies unentbehrlich; es zur Fundgrube der Poesie zu machen und aus Hübners Reimregister[1] zu dichten, wäre gleich viel. — Ich lobe mir jene Zeiten, da man die Natur, vielleicht in kleinerm Umfange, aber lebendig kannte, sie mit dem geschärften Auge der Empfindung, der Menschenanalogie ansah und meistens anstaunte.

Alciphron. Also kämen die Zeiten der Unwissenheit, in denen man anstaunte, wieder.

Eutyphron. Jede Zeit kann und muß ihren Begriffen von dem System der Wesen anständig[2] dichten; oder wenn sie's nicht thut, muß sie sich wenigstens getrauen, größere Wirkung durch ihre poetische Naturlüge hervorzubringen, als ihr die systematische Wahrheit gewähren könnte. Und sollte, mein Freund, dies nicht oft der Fall sein? Ich zweifle nicht, daß aus Kopernikus' und Newtons, aus Buffons[3] und Priestley[4] Systemen sich ebenso hohe Naturdichtungen machen ließen als aus den simpelsten Ansichten; aber warum hat man sie nicht? Warum reizen uns die einfachen, rührenden Fabeldichtungen alter oder unwissender Völker immer noch mehr als diese mathematisch-physisch- und metaphysische Genauigkeiten? Nicht wahr, weil jene Völker in lebendiger Ansicht dichteten, weil sie alles, Gott selbst, sich gleichförmig dach-

---

[1] Johann Hübner (vgl. S. 36, 2), „Poetisches Handbuch und eine kurzgefaßte Anleitung zur deutschen Poesie nebst einem vollständigen Reimregister" (Leipz. 1696, 5. Aufl. 1742). — [2] Angemessen; wie es den Begriffen ansteht, entspricht. — [3] George Louis le Clerc, Graf von Buffon (1707—88) stellte in den ersten Büchern seiner „Histoire Naturelle" (Par. 1749 ff.) und in den „Époques de la Nature" (Par. 1770 ff.) vollständige Systeme der Naturentwickelung auf, mußte freilich das im ersten Werke gegebene schon im zweiten durch ein anderes ersetzen. — [4] Joseph Priestley (1733—1804), ein Anhänger Newtons, schrieb eine Geschichte der Licht- und Farbenlehre und eine Geschichte der Elektrizität.

ten, die Welt zu einem Hause verengten und in ihr alles mit Haß und Liebe beseelten. Der erste Dichter, der das auch in der Welt Buffons und Newtons kann, der wird, wenn Sie wollen, mit wahrern oder wenigstens umfassendern Begriffen die Wirkung thun, die jene mit ihren engen menschlichen Fabeldichtungen thaten. Wir wollen wünschen, daß so ein Dichter bald geboren werde; und solang' er nicht da ist, wollen wir bei den alten Völkern die hohen Schönheiten ihrer Dichtkunst deswegen nicht lächerlich machen, weil sie unsre Physik und Metaphysik nicht kannten. Manche ihrer Allegorien und Personendichtungen enthalten mehr Einbildungskraft und sinnliche Wahrheit als dicke Systeme; und Regung des Herzens verstehet sich von selbst.

Alciphron. Die Naturpoesie dünkt mich aber nicht so gar rührend.

Eutyphron. Sanft und daurend rührt sie allerdings, ja mehr als eine andre. Kann es eine schönere Dichtung geben, als die uns Gott selbst in der Schöpfung dargestellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahrszeiten neu vorführet? Kann es eine wirksamere geben, sobald die Sprache uns nur einigermaßen an das, was wir sind und genießen, wenn auch nur kurz und einsilbig, erinnert? Wir leben ja in diesem großen Hause Gottes; unsre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden sind alle daher. Eine Poesie, die mir Augen gibt, die Schöpfung und mich zu sehen, sie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall höchste Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantasie und in Worten, die dazu recht geschaffen scheinen — eine solche Poesie ist heilig und edel. Welcher Unglückliche, der mit dem großen Tumult seines Herzens unter den Sternenhimmel tritt, wird nicht durch den hohen Anblick dieser stillen, festen, ewigen Lichter gleichsam wider Willen und unvermerkt sanft besänftigt? Fallen ihm nun die simpeln Worte Gottes ein: „Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden?" u. s. — ist's nicht, als ob vom Sternenhimmel ihm Gott selbst die Worte zuspräche? Diese Wirkung hat jede

wahre Naturpoesie, die schöne Auslegerin der Natur Gottes. Ein Zug, ein Wort aus ihr erinnert oft an große Szenen und bringt uns ihre rührenden Gemälde nicht nur leibhaft vor Augen, sondern führt solche unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters selbst sanft und gut war, wie es denn beinah' nicht anders sein konnte.

Alciphron. Das Herz der Naturdichter wäre also immer sanft und gut gewesen?

Eutyphron. Der großen und wahren gewiß, sonst würden sie die feinen Bemerker, die hellen und mächtigen Ausleger der Natur nicht geworden sein. Eine Poesie, die sich allein mit menschlichen, oft sehr niedrigen und schlechten Handlungen beschäftigt, die in unreinen Grüften des Herzens, oft zu unreinen Zwecken, indes lebhaft und wirksam arbeitet, kann ihren Urheber wie ihre Leser verderben: die Poesie Gottes thut das nie. Sie erweitert das Herz wie den Blick, macht diesen ruhig und aufmerksam, jenes wirksam, frei und fröhlich. Sie schafft Liebe, Teilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt, ja sie übt den Verstand, überall Naturgesetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Von der Naturpoesie der Morgenländer gilt dies vorzüglich.

Alciphron. Auch von unserm Kapitel Hiobs?

Eutyphron. Allerdings. Es wäre thöricht, der Physik einzelner poetischen Vorstellungen nachgraben oder sie mit dem System unsres Tages vereinigen zu wollen, damit doch auch Hiob schon so gedacht habe wie unsre Naturphilosophen; aber die Hauptidee, daß alles ein Haus Gottes sei, wo er selbst walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Vorsicht im kleinsten Moment, mit Güte und Sinn geschehe — der Hauptgedanke ist unverkennbar groß und edel. Er ist in Beispielen dargestellt, wo alles zu einem Zweck, dem Ganzen, eilet. Die wunderbarsten Phänomene treten uns als Werke des immer schaffenden Hausvaters vor. — Geben Sie mir ein Gedicht, das unsre Physik, unsre Entdeckungen und Meinungen vom Weltbau, von den Verände-

rungen des Universum in so kurzen Bildern, mit so lebendigen Personifikationen, mit so treffender Auslegung, in so hinreißendem Plan der Einheit und Mannigfaltigkeit darstelle als dies schlichte Kapitel Hiobs: ich lasse Ihnen dafür eine Epopee von Helden und Waffen liegen. Aber vergessen Sie nicht meine drei Hauptworte: Belebung der Gegenstände für den Sinn, Auslegung der Natur fürs Herz, Plan im Gedicht wie in der Schöpfung für unsern Verstand. Der letzte fehlt vollends gar den meisten neuen Naturbeschreibern.

Alciphron. Mich dünkt, Sie fodern Unmöglichkeiten. Wie wenig Plan ist in den Szenen der Natur für uns übersehbar! Das Reich der allgewaltigen Mutter ist so groß, ihr Gang so langsam, ihre Aussichten so unendlich —

Eutyphron. Daß deswegen auch ein menschliches Gedicht so groß, langsam und unübersehbar sein müßte? Wem die große Mutter keinen Plan, keine Einheit ihrer Gedanken weiset, wer das Gewebe dieser Penelope nur von der linken Seite ansieht, der schweige, der dichte nicht von ihr. Aber wem sie den Schleier wegzog und ihr Angesicht zeigte, der rede; der siehet überall Zusammenhang, Ordnung, Güte, Gedanken. Sein Gedicht wird also auch wie die Schöpfung κοσμος, ein regelmäßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck sein und sich im ganzen so dem Verstande empfehlen wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen dem Herzen und dem Sinn durch der Gegenstände Belebung. Alles ist in der Natur gebunden, und für den menschlichen Blick bindet sich alles menschlich. Tags- und Jahrszeiten sind unsern Lebensaltern ähnlich; Länder und Klimata der Erde bindet ein Menschengeschlecht; Zeiten und Welten bindet eine ewige Ursache, Gott, Schöpfer. Er wird das Auge der Welt in ihrer sonst unermeßlichen Leere; und eben dies Auge macht alles zu einem Angesicht. Auch da kommen wir wieder nach Orient; denn sie brachten in ihre Naturpoesie, so arm oder reich diese sein mochte, zuerst Verstandeseinheit. Sie sahen überall den Gott Himmels und der Erde. Das that kein Grieche, kein Kelte,

kein Römer; wie weit steht hierin Lucrez[1] hinter Hiob und David!

Alciphron. Sie denken sehr morgenländisch, insonderheit mit ihren Personifikationen. Lesen Sie unsre Kunstrichter, wie sparsam die solchen Schmuck anraten!

Eutyphron. Wenn's Schmuck sein soll, haben sie recht; ich rede aber von Seele, von Belebung. Nicht wahr, Ossian ist kein Morgenländer, auch nicht einmal ein eigentlicher Naturschilderer, und alle Gegenstände sind bei ihm personifiziert, voll Leben, voll Bewegung, sei's Wind und Welle oder gar der Bart einer Distel. Die Sonne ist ihm ein rascher Jüngling, der Mond ein Mädchen, der auch Schwestern, andre Monden, am Himmel gehabt hat, der Abendstern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt und wieder weggeht — kurz, Ossian ist in Personifikationen Hiobs Bruder.

V.

Inhalt des Gesprächs.

Lebendige Schöpfung in Hiob. Hauptfarbe ihrer Bilder. [Wo Hiob gelebt? Ob im Thale Gutte bei Damaskus? Gründe für die Sprüche seines Buchs als einer Weisheit der Kinder Edoms. Ägyptische Bilder im Buch. Ob der Verfasser desselben ein Ägypter gewesen? Umfang seiner Bilder. Ob Behemoth der Elefant oder das Nilpferd sei? Ob Moses das Buch geschrieben? aus dem Arabischen übersetzt? bei Jethro gefunden? Wenn es nach Judäa gekommen? Ob es in der ebräischen Poesie nachgeahmt worden?][2] Ob die historische Einleitung so alt als das Buch? Ob der Satan dieses Buchs ein chaldäischer Begriff sei? Von der gerichtlichen Denkart, die bei Hiob im Himmel und auf Erden herrschet. Plan des Buchs als einer Gerichtsverhandlung und eines Kampfs der Weisheit. Ob die Freunde Hiobs charakteristisch gezeichnet? Ob ihre Reden einem Verfolg nach zusammengeordnet sind? Daß das Buch kein Drama in Auftritten, sondern Consessus[3] einiger Weisen sei, nach morgenländischer Weise. Ob es sich auf eine Geschichte gründe? Dichterische Komposition in ihm. Beilage, Entwurf derselben.

Alciphron. Ich bin auf den zweiten Teil der Anrede Gottes an Hiob begierig[4], wo alle Tierbilder auch mit Menschen-

[1] Titus Lucretius Carus (98—55 v. Chr.) schrieb ein Lehrgedicht „De rerum natura". Vgl. auch Bd. 1, S. 131, Z. 21 f. — [2] Die Ausführungen über die eingeklammerten Punkte hier und im Folgenden sind in unsere Auswahl nicht aufgenommen. — [3] Sitzung, Tagung. — [4] Hiob, Kap. 38 und 39.

empfindung beseelt sein werden. Ich will lesen; legen Sie aus! Der König der Tiere tritt zuerst auf:

Jagst du dem Löwen seinen Raub
und sättigest der jungen Löwen Gier,
wenn sie gestreckt in Höhlen liegen
und lauren da im Hinterhalt?

Wer schafft dem Raben seine Speise,
wenn seine Jungen schrein zu Gott
und irren umher und finden keine Speise?

Bemerkest du die Zeit, wenn die Felsgems gebieret,
und nimmst in acht der Hirsche Mutterweh'n
und zählst die Monden nach, da sie noch tragen muß,
und weißt genau, wenn sie gebiert?
Sie krümmen sich und drängen aus die Jungen,
sie drängen ihre Schmerzenkinder aus;
und es gedeihen ihre Kinder,
sie mehren in der Wüste sich,
sie gehen weg und kommen nie
zu ihren Müttern wieder.

Eutyphron. Die Grausamkeit des Löwen, die Häßlichkeit des jungen Raben an Stimme und an Körper, für den Gott auch sorgt, seine hier so kurzgemalte, krächzende Angststimme sprechen für sich selbst. Auch die Vaterzärtlichkeit Gottes, mit der er sich der Gemse des Felsen annimmt, haben wir schon bemerkt; sehen Sie jetzt die Entschädigung, mit der Gott ihr ihre Schmerzen vergilt: „ihre Jungen gedeihen bald und machen ihr weiter keine Mühe". — Auch bei andern Tieren werden wir diesen schonenden und erstattenden Vatersinn Gottes bemerkt finden. Das folgende Bild ist gleich Zeuge.

Alciphron.

Wer machte den Waldesel frei
und löste ihm auf der Knechtschaft Bande?
Die Wüste gab ich ihm zum Hause ein,
die unfruchtbare Wüstenei zur Wohnung.

Da lachet er des Lärms der Stadt;
das Dranggeſchrei der Treiber hört er nicht;
auf grünen Bergen ſucht er ſeine Weide,
wo grünes Gras iſt, ſpäht er's auf.

Eutyphron. Mit wahrem Freiheitgefühl wird die Natur dieſes ſcheuen Tiers beſchrieben. Die unfruchtbare Wüſte iſt ſeine Wohnung, und es tauſcht nicht mit dem Lärm der Stadt; es darf[1], wie ſein dienender Bruder, des Treibers Stimme nicht hören. Aber nach den grünen Bergen ſchaut ſein Blick, das kleinſte Gräschen ſpähet's auf; es lebt in der Wüſte kümmerlich und frei und fröhlich.

Alciphron.

Wird dir der Waldochs dienen wollen?
Wird er an deiner Krippe übernachten?
Spann' ihn einmal ins Seil ein, dir zu furchen,
verſuch's, daß er, dir nach, die Thäler ackre!
Verlaß dich auf ihn, weil er ſo ſtark iſt,
und trau' ihm deine Arbeit an!
Vertrau' ihm an, daß er dir deine Frucht zuführe,
daß er dir deine Tenne füllen ſoll!

Eutyphron. Der wilde und zahme Ochs ſtehn hier gegeneinander; jener wird die Arbeit dieſes nicht übernehmen. Kurz, jedes Geſchöpf iſt für ſich erſchaffen und lebt in ſeiner Weiſe glücklich. — Die drei ſchönſten Beſchreibungen kommen jetzt, des Straußes, des Roſſes, des Adlers; ſie beſchließen die ſieben Tierbilder prächtig.

Alciphron.

Mit Luſtgeſchrei erhebt ſich ein froher Fittich dort:
iſt's Storches Flügel und Kiel?
Der Erde vertraut er ſeine Eier an,
legt über den Sand ſie, daß ſie der erwärmt,
und denkt nicht dran, daß ſie ein Fuß zertrümmre,
daß ſie zertret' ein wildes Tier.
Iſt hart auf ſeine Kinder, ſie ſind nicht ſein;

[1] D. h. braucht (nicht zu hören).

umsonst ist seine Geburtsmüh'; doch er achtet's nicht;
denn Gott ließ ihn vergessen, nachzudenken,
Vorüberlegung teilt' er ihm nicht mit;
aber hebt er sich und spornt sich an zum Lauf,
verlachet er den Reuter und sein Roß.

Gabst du dem Roß die Kraft
und schmücktest ihm mit fliegender Mähne den Hals?
Machst es aufspringen, wie Heuschreck' springt?
Sein prächtig Wiehern schreckt;
es scharrt die Erd' und freut sich seiner Kraft.
Wenn es dem Waffenglanz entgegenzeucht,
lacht es der Furcht und zittert nicht
und kehrt nicht um, wenn es das Schwert erblickt.
Über ihm schwirrt der Köcher,
Lanzen und Spieße blitzen umher.
Mit Mut und Zorn wühlt's in den Boden und stampft
und glaubt nicht, daß schon die Trommet' ertönt.
Die Trommet' tönt lauter; es ruft: Hui!
und schnaubt von fern in die Schlacht,
ins Kriegsgeschrei der Führer, ins Feldgeschrei.

Ist's dein Verstand, daß sich der Habicht schwingt
und spannt dem Winde seine Fittich' aus?
Ist's dein Gebot, daß sich der Adler hebt
und baut sein Nest so hoch?
Er bewohnt den Felsen, übernachtet da
hoch auf der Felsenspitz' in seiner Burg.
Von da erspäht er sich den Raub;
in weite Fernen blickt sein Aug',
und seine Jungen schlurfen Blut;
wo ein Leichnam ist, ist er.

Eutyphron. Bemerken Sie das Stolze aller drei Beschreibungen! Der Strauß wird in seinem Aufschwunge so triumphierend geschildert, daß er für plötzlicher Bewunderung gar nicht genannt wird und als ein Riese des Flugs mit Lauf und Luftgeschrei sich selbst malet. Seine vergeßliche Dummheit wird Weisheit des Schöpfers, mit der er bei seinem scheuen, furchtsamen

Leben in der Wüste ihn gütig überdacht hat. Wäre er nachdenkender und weicher, so würden ihm seine zurückgelassenen Jungen wehthun; darum hat ihm Gott den Verstand versagt und ihm das wilde Lustgeschrei und seinen geflügelten Lauf gegeben. Die Beschreibung des Rosses ist vielleicht die edelste, die von diesem Tier gemacht ward; so wie auch die Gegend, in der das Buch geschrieben ist[1], die edelsten Pferde hatte. Es ist hier, wofür es auch die Araber ansehn, ein verständiges, mutiges, kriegerisches Wesen, der Teilnehmer des Siegs; sein Wiehern gehört mit ins Schlachtgeschrei der Helden. Der Adler endlich in seinem aufsteigenden Fluge, mit seinem Königsblick, in seiner Königsburg, in seiner Blutgier, in seiner räuberischen Allgegenwart beschließt: ein König des gefiederten Reichs, wie der Löwe als König der Erdentiere anfing. Behemoth und Leviathan, die Wassergeheuer, folgen.

Alciphron. Ich will diese für mich lesen; geben Sie mir lieber Aufschluß vom ganzen Sinn des Vorführens dieser Bilder, vom Faden der Gespräche des Buchs, womöglich auch von der Zeit und dem Ort, wo der Verfasser lebte.[2]

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alciphron. Halten Sie denn die historische Einleitung mit den Gedichten gleich alt?

Eutyphron. Zuweilen habe ich daran gezweifelt; ich fand aber auch meine Zweifel unwichtig. Die ersten Kapitel sind mit einer patriarchalischen Einfalt, mit einer so hinreißenden Kürze, einer so schweigenden Erhabenheit geschrieben, daß sie des Verfassers der Poesien ganz wert sind; ja die Szene des ersten Kapitels ist offenbar der Grund des ganzen Buches.

Alciphron. Aber Satan? ein so später Begriff!

Eutyphron. Wie hier Satan erscheint, halte ich seine Vorstellung für uralt. Auch er ist unter den Engeln, d. i. unter dem

[1] Nach Herders Ansicht spielt die Geschichte Hiobs in Edom, dem späteren Idumäa, einem Landstriche des Peträischen Arabiens, und ist von einem dortigen Scheich verfaßt. — [2] Hier sind einige Seiten des Originals weggelassen worden.

Hausgesinde des obersten Fürsten. Ausgesandt, die Welt zu durchforschen und Nachricht zu bringen, handelt er seinem Amt gemäß, und Gott lenkt ihn selbst auf Hiob. Er geht nicht weiter, als Gottes Wink gebeut, und auch dies thut er nur als Probe. Gott behält recht, freilich lange auf Hiobs Kosten; und am Ende des Buchs ist von keinem Satan mehr die Rede. Sie sehen, dieser Begriff von ihm, als einem Engel unter Gottes Sendung, ist so ganz vom späten chaldäischen Begriff desselben unterschieden, daß ich mich über Heath[1] und andere wundere, die seinetwegen das ganze Buch zu einem chaldäischen Buch haben machen wollen. Das schießt sehr fern vom Ziele. Der chaldäische Satan ist Ormuzd[2] entgegen, die primitive Ursache alles Bösen. Nicht einmal dem Typhon[3] der Ägypter oder dem, was die Alten den bösen Genius eines Menschen nennen, möchte ich diesen Satan vergleichen: er ist nichts als Gerichtsengel Gottes, ein Bote zur Ausforschung, zur Züchtigung, zur Strafe. Ich habe Sie schon aufmerksam gemacht, was für eine gerichtliche Denkart durch dies ganze Buch herrscht —

Alciphron. Sie wundert mich.

Eutyphron. Warum? Jede Zeit, jede Nation bringt ihre Sitten in den Himmel und in den Orkus. Wie der Gesichtspunkt im ersten Kapitel angegeben wird, daß Gott im Himmel als Emir sitzt und zu gewissen Zeiten seine Knechte, die Engel, um sich versammlet, um von der Erde Nachricht zu erhalten; wie Satan als Gerichtsdiener gesandt wird, Hiob zu prüfen, ob er auch ein

[1] „An Essay towards a new English Version of the Book of Job, from the Original Hebrew, with a Commentary by Thomas Heath. With some account of the life of the author." (London 1755.) — [2] Der persische Religionsstifter Zoroaster (Zarathustra) lehrte einen Kampf zwischen Ormuzd (Ahuramazda), dem Gotte des Lichtes und Prinzip des Guten, und Ahriman, dem Prinzip alles Bösen. — [3] Typhon ist in der Osiris-Mythe das böse Prinzip, das Prinzip der Unfruchtbarkeit, der bösen Jahreszeit. Als solches verschließt er seinen Bruder Osiris, den Verbreiter von Ackerbau und Gesittung, in eine Kiste, wirft diese in den Nil, und als Isis den Gefangenen befreit, zerstückt er ihn bei Nacht und streut die Teile umher. Erst wenn Horos, die verjüngende Kraft der Natur, im Kampfe gegen Typhon geübt genug ist, erliegt dieser, und Osiris hält wieder mit Isis seinen Einzug im Lande. So stellten Typhon und Osiris den zwischen Tod und Leben ewig wechselnden Kreislauf in der Natur und im einzelnen Jahre dar.

echter Anbeter Gottes sei und sich treu zu seiner Partei halte, so sitzt dieser im ganzen Buch als ein Gestrafter da, der nicht verhört worden, als ein Gekränkter, dem Unrecht geschehen sei. Er wünschet nur seinen Richter zu sehn und seine Sache ihm selbst vorzulegen; seine Freunde sind Advokaten Gottes, die sich des obersten, mächtigen Richters gegen ihn, den Verurteilten, annehmen und Ausflucht suchen hie und da. Zuletzt erscheint der Fürst selbst und stellt Hiob majestätisch zur Rede. Hiob schweigt, und ihm geschieht Erstattung, reichliche Vergütung des Unrechts. Das ist der Plan des Buchs.

Alciphron. Ich wünschte ihn ausgeführt zu lesen.

Eutyphron. Ich habe einige Reihen darüber entworfen; wollen Sie sie lesen? Sie werden den Faden des Gesprächs und die Charaktere der Redenden mit bemerkt finden.

Alciphron. Also ist doch eine Zusammenordnung unter den Redenden, ein Faden und Fortgang der dargestellten Verhandlung merkbar?

Eutyphron. Allerdings; nur nicht nach unsrer Weise. Hiob fängt mit seiner Klage an*; die drei Gegner bringen ihre Rede vor; er antwortet. Dieses Zusammentreffen geschieht dreimal**, nur daß beim dritten Satz Zophar fehlet. Jetzt bleibt Hiob, der gegen sie recht behielt, allein auf dem Kampfplatz und bringt seine Sache in Sprüchen vor, die gewiß mit zu den schönsten Stellen des Buchs gehören.*** Er malt seinen vorigen Zustand der Glückseligkeit, seinen jetzigen Zustand des Jammers und seine Unschuld so schön und rührend, daß er selbst am Ende der Rede wünscht:

Ach, daß ich einen hätte, der mich höret!
Ich sprach itzt mein Verteid'gungswort;
o daß der Mächtige antwortete darauf
und jemand meine Sach' in Schrift verfaßte!
Als Mantel würd' ich sie auf meine Schulter legen,
als Diadem sie mir um meinen Turban winden.

* Kap. 3. — ** Kap. 4—14, 15—21, 23—26. — *** Kap. 27—31.

Ich wollt' ihm alle meine Schritte sagen,
vor ihm erscheinen als ein Held.

Als solcher stehet er auch hier wirklich und läßt den Elihu reden*: bis Gott erscheinet, als Fürst und als Weiser.**

Alciphron. So wäre das Buch eine Art von Drama?

Eutyphron. Ein Drama nach unsern Begriffen nicht; wie war auch ein solches über diesen Gegenstand möglich? Hier steht alles still in langen Sprüchen und Reden. Die Geschichte vorn und hinten ist offenbar nur Prologus und Epilogus, Eingang und Ausgang. Doch ich will über das Wort nicht streiten. Abteilung ist in den Reden; mich dünkt aber, auch bei ihr wird das Wort Szene, Auftritt ganz gemißbraucht. Consessus einiger Weisen ist's, die pro und contra die Sache der Gerechtigkeit des obersten Weltmonarchen verhandeln, ein Kampf der Weisheit über Gottes und Hiobs Sache; kein Drama.

Alciphron. Sie glauben also, daß sich das Buch auf eine Geschichte gründe?

Eutyphron. Das ist mir gleichgültig. Seine starke und tiefe Poesie macht's zu einer Geschichte, wie es wenige gibt: es wird die Geschichte aller leidenden Rechtschaffenen auf der Erde. Auch ist's mir angenehm, zu denken, daß ein Mann wie Hiob gelebt, daß er eine so starke Seele, einen so erhabnen Geist erwiesen habe, als dies Buch zeiget. Es ist ihm alsdenn das ewige Denkmal, das er sich wünschte, ein Denkmal mehr als in Erz gegraben, mehr als in Fels gehauen. Es ist mit starken Sprüchen in menschliche Herzen geschrieben, mit ewigen Bildern auf die Tafel der Nievergessenheit verzeichnet.

Alciphron. Aber alle Reden, wie sie da sind, Gottes Gericht und Erscheinung, Satan und der Inhalt der meisten Bilder sind doch nicht Geschichte? Wer könnte ex tempore solche Reden halten? dazu ein Gequälter?

Eutyphron. Die Komposition ist Gedicht von Anfang bis

* Kap. 32—37. — ** Kap. 38—42.

zu Ende, daran ist kein Zweifel; aber ein Gedicht, das sich überall der Natur nähert. Die Morgenländer lieben gelehrte Consessus, lange Reden in geflügelten Sprüchen, die sie geduldig aus- und anhören und denn in eben der Weise beantworten. Dies משל[1] ist ihre Weisheit, der stolze Schmuck ihrer Rede- und Dichtkunst. In die Neigung derselben, geflügelte Sprüche zu hören und Weisheitskämpfe zu feiern, setzte sich der Dichter und schrieb diesen Kampf leidender Tugend, überwindender und überwundner Menschenweisheit. Wie viel davon Geschichte sei, d. i. wirklich und auf einmal möge sein gesprochen worden, nutzt uns zu wissen gar nicht. Der Dichter hat alles erhöhet und zu einem Ganzen komponiert, das vielleicht als die älteste Kunstkomposition der Welt dasteht.

Alciphron. Ich freue mich darauf; denn auch die Materi ziehet mich an, wie die ältesten Weisen von der Vorsehung Gottes und dem Menschenschicksal geredet haben.

Eutyphron. Zum letzten müssen wir erst die morgenländischen Traditionen von des Menschen Schöpfung und seiner Bestimmung für sich betrachten. Wir werden dabei in einen Garten schöner poetischer Ideen kommen und bemerken, was aus ihm etwa an Blumen und Früchten in den Kranz späterer Poesie gelangt sei. Haben Sie Lust dazu? Den Wert, den die Morgenländer und alle sinnliche Völker auf solche Sagen der Vorwelt, auf Sprüche, Namen und Nachrichten der Väter setzen, wissen Sie; die älteste Poesie, auch die Denkart dieses Buches, hat sich ganz darnach gebildet.

Alciphron. Ich begleite Sie gern in diesen Garten hebräischer Urwelt.

Eutyphron. Hier ist das Blatt über Hiob, an das ich dachte.

---

[1] Mäschal, d. i. Bilderrede.

Einige Züge des Buchs Hiob, als Komposition betrachtet.

Im Buch ist eine zwiefache Szene, im Himmel und auf der Erde. Oben wird gehandelt, unten gesprochen; das Untere weiß den Sinn des Obern nicht, deswegen rät es hin und wieder — das tägliche Verhältnis aller Philosophien und Theodiceen der Welt.

Der Gegenstand des Buchs ist ein Leidender, ein unschuldig und sogar körperlich Gequälter. Ihm verzeiht man alle Klagen und Seufzer; denn auch ein Held ächzet bei körperlichem Schmerz. Er siehet den nahen Tod vor sich und wünscht ihn: sein Leben ist verbittert; warum sollte er nicht ächzen?

Hiob leidet als der Ruhm und Stolz Gottes; seine Plagen sind verhängt, das Ehrenwort des Schöpfers über ihn zu bewähren; kann's einen edlern Gesichtspunkt menschlicher Leiden geben? Dieser große Umriß des Buchs ist Theodicee des Weltmonarchen, nicht die einseitigen Rechtfertigungen aus dem Munde der Weisen der Erde, obwohl auch von diesen viel Schönes gesagt wird.

Alles aber, was sie sagen, tröstet nicht; ja es erbittert. Hiob übertrifft sie in Schilderung der Macht und Weisheit Gottes und bleibt doch elend — ein gewöhnliches Bild des Trostes der Erde. Ihr Schauplatz ist zu eng und umhüllet; sie suchen Gründe im Staube, da sie sie über den Sternen suchen sollten; und wer von ihnen reichte dahin? Keiner vermutet nur, daß das der Grund der Leiden Hiobs war, was hier das erste Kapitel saget.*

Wie wird des Unglücklichen Aschenhaufe geehret! Er ist ein Schauspiel der Engel und des ganzen himmlischen Heers. Hiob bewährt seine Tugend, rechtfertigt das Wort des Schöpfers: Gott hält den Kranz bereit, ihn zu krönen — diese doppelte Szene und die unsichtbaren Zuschauer, wie Hiob sein Unglück ertrage, machen den Schauplatz des ganzen Buchs heilig.

Der Mann, der ein Muster menschlicher Stärke und Treue im Himmel sein soll, wird auf der Erde in einen Weisheitskampf verflochten; und hier ist er auch ein Mensch wie andre. Der Dichter hat ihm einen raschen Charakter und eine Wärme gegeben, die ihn gleich bei der ersten, wirklich gelinden Zusprache Eliphas' fortreißt. Dieser Sauer-

* Kap. 1, 8—12. Kap. 2, 3—6.

teig ist das Ferment seiner Tugend und auch dieser Gespräche; sie wären langweilig und ununterrichtend, wenn seine Freunde nur trösteten und Hiob nur klagte.

Durch alle geht ein feiner Faden fort. Die drei Weisen sprechen charakteristisch, und Hiob überwindet sie als Weiser und Dichter. Eliphas ist der bescheidenste, sogar daß er die erste Lehre, die er Hiob geben will, nicht selbst sagt, sondern einem Orakel in den Mund legt.* Bildad greift Hiob mehr an, und Zophar übertreibt meistens nur, was Bildad sagte. Er verliert sich auch zuerst vom Schauplatz.

Es sind drei Angriffe der Kämpfenden.** Am Ende des ersten ist die Sache so weit, daß Hiob von ihnen, seinen Beschuldigern, richterlich an Gott appellieret.*** Im zweiten ist der Faden am meisten verworren und gleichsam des Gesprächs Knote; denn am Ende desselben behauptet Hiob gegen Zophar sogar, daß es eben dem Bösen in der Welt wohlgehe† — wozu ihn bloß die Hitze des Kampfs verleitet. Eliphas will durch eine feine Wendung einlenken; aber die Sache ist zu erbittert. Hiob behauptet seinen Spruch††, Bildad weiß wenig†††, Zophar nichts mehr entgegenzusetzen, und Hiob ist Überwinder. Er geht wie ein Löwe zwischen niedergelegten Feinden einher, nimmt zurück, was er in der Hitze gesagt hatte[a], und sagt in drei Absätzen Sprüche, die die Krone des Buchs sind.[b]

So eintönig für uns alle Reden klingen, so sind sie mit Licht und Schatten angelegt, und der Faden oder vielmehr die Verwirrung der Materie nimmt zu von Rede zu Rede, bis Hiob sich selbst fasset und seine Behauptungen lindert. Wer diesen Faden nicht verfolgt und insonderheit nicht bemerkt, wie Hiob seinem Gegner immer den eignen Pfeil aus der Hand windet, entweder das besser sagt, was jener sagte, oder die Gründe jenes eben für sich braucht — der hat das Lebendige, Wachsende, kurz die Seele des Buchs verfehlet.

Mit einer schönen Elegie fängt Hiob an[c], und er schließt meistens seinen Spruch mit einer dergleichen rührenden Wehklagen. Diese sind wie der Chor des alten Trauerspiels: sie machen den Inhalt allgemein und menschlich.

Da Hiob die Weisen überwunden hat, wirft sich ein junger Pro-

---

* Kap. 5, 12. — ** Kap. 4—14. Kap. 15—21. Kap. 22—26. — *** Kap. 13. — † Kap. 21. — †† Kap. 24. — ††† Kap. 26. — [a] Kap. 27. — [b] Kap. 28—31. — [c] Kap. 3.

phet auf den Schauplatz.* Er ist, wie die meisten Gottbegeisterten der Art, anmaßend, kühn, allein weise; er macht große Bilder ohne Ende und Absicht; daher antwortet ihm auch niemand. Er steht wie ein lauter Schatte da zwischen Hiobs und Gottes Rede; dieser widerlegt ihn nur durch seine Ankunft thätlich, und — er ist wie ein Schatte verschwunden. Sein Auftritt ist in der Komposition des Ganzen weise und lehrreich geordnet.

Gott erscheint unvermutet und prächtig. Er unterbricht den Propheten, da dieser, ohne es zu wissen, seine Ankunft gemalt und für unmöglich gehalten hatte; er läßt die Weisen, seine Verteidiger, stehn und spricht mit Hiob. Mit diesem redet er auch, zuerst nicht als Richter, sondern als Weiser.** Er legt ihm, der doch alle überwunden und alle Weisheit Himmels und der Erde erschöpft habe, Rätsel und Fragen vor. Sie betreffen Geheimnisse der Schöpfung und Weltregierung: der Erdenweise steht verstummt.

Er führt ihm sieben wilde Tiergestalten, zuletzt die Ungeheuer des Wassers, vor***, die er, der Vater der Welt, alle erschaffen, für die alle, als für seine Lieblinge, er täglich sorge. — „Warum sind diese Geschöpfe da? Sie sind nicht für den Menschen, ja die meisten dem Menschen schädlich.“ — Der Weise der Erde steht verstummt und beschämet. Unterwerfung also unter den unendlichen Verstand, unter den unüberseh̃baren Plan, unter die augenscheinliche Güte des großen Hausvaters, die für den Krokodil und Raben sorgt — dies ist die Auflösung der Fragen über Weltregierung und Schicksal aus dem Munde des Weltregierers selbst, der im Ungewitter und mit Thaten der ganzen Schöpfung redet. Die wahre Theodicee eines Menschen ist Studium der Macht, Weisheit, Güte Gottes in der ganzen Natur und demütiges Erkenntnis, daß sein Verstand, sein Plan über den unsern reiche.

Gott belehrt also auch den Hiob nicht, warum er ihn geprüft habe. Er erstattet, er vergilt ihm seinen Schaden, und das ist, was der Sterbliche fodern konnte. Die Gemeinörter der sogenannten Gottesvertreter werden so wenig geehrt und belohnt, daß sie vielmehr — durch ein Opfer aus Hiobs Hand müssen versöhnt werden. —

Hohe Anlage des Buchs, von der ich nur einige schwache Züge entworfen! Wenn es kein Fürst geschrieben hat, so ist es eines Fürsten

* Kap. 32—37. — ** Kap. 38. — *** Kap. 39—41.

wert; denn seine Denkart ist königlich und göttlich. Durchs Ganze des Buchs hin handelt Gott als König, Hausvater und Weiser der weiten Schöpfung. Engel und Mensch, Rabe und Behemoth sind in seinen Augen gleich. — Die schönsten Beschreibungen von Gottes Eigenschaften und seiner Weltregierung, die beredtesten Trostgründe, und was man über Providenz und Menschenschicksal für und wider sagen kann, sind durchs Buch hin zerstreuet; die höchste Aufrichtung und Lehre ist aber die Einfassung des Buchs selbst. Epopee der Menschheit, Theodicee Gottes, nicht in Worten, sondern im Verhängnis, in seiner stillen That. Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat intentus operi suo Deus. Ecce par Deo dignum vir fortis cum mala fortuna compositus.[1]

Und wo ist dein Grab, du früher Weiser, der diese Theodicee und Epopee aussann, der sie in diese stille That, das Verhängnis eines Leidenden auf seinem Aschenhaufen, brachte und mit geflügelten Sprüchen seiner Weisheit wie mit den Funken seiner raschen Seele befeuerte und kränzte? Wo ist dein Grab, du hoher Dichter, Vertrauter des göttlichen Rats, der Engel und Menschenseelen, der du Himmel und Erde in einen Blick zusammenfaßtest und von der Klage des Gequälten im Schattenreiche bis zu den Sternen, ja über die Sterne hinauf deinen Geist, dein Herz, deine Dichtungsgabe, deine Leidenschaft schwangest? Blüht eine ewiggrünende Cypresse auf deiner Ruhestätte? oder liegst du verborgen wie dein verschwiegner Name und lässest dein Buch zeugen und singst, hoch über unserm großen Aschenhaufen so vieler Gequälten, mit Morgensternen um deines Weltregierers Thron?

Oder warst du der Geschichtschreiber deiner Leiden und deines Triumphs, deiner überwindenden und überwundnen Weisheit, du der glückliche Unglückliche, der Gequälte und Belohnte selbst? So hast du zum andernmal den Klagen deines Herzens Luft gemacht und deinen Sieg über Jahrtausende und Weltteile verbreitet. Aus deiner Asche ist auch mit diesem Buch ein Phönix, ein verjüngter Palmbaum hervorgegangen, dessen Wurzeln das Wasser saugen. Da du, wie du wünschtest, in deinem Nest erstarbst, hat sich der Weihrauch desselben umhergebreitet, hat manche Ohnmacht erquickt und wird sie erquicken bis zu Ende der

[1] „Siehe da ein Schauspiel, würdig, daß der auf sein Werk merkende Gott darauf schaue. Siehe da, ein Gottes würdiges [Fechter-]Paar, ein Held im Ringen mit dem Mißgeschick" (Seneca, „De providentia", Kap. 2, § 9).

Zeiten. Du ziehst den Himmel auf Erden, sein himmlisches Heer lagerst du unsichtbar um das Bett des Kranken, sein Leiden wird Schauspiel der Engel, Bewährung Gottes in seinem Geschöpf, auf das sich wie zu Rechtfertigung seiner eignen Sache prüfend sein Blick heftet. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehöret, und das Ende des Herren habt ihr gesehen; denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer".*

VII.

Inhalt des Gesprächs.

Sage vom Ursprunge des Menschen. Wurzeln seiner Benennung von Hinfälligkeit, Schwachheit, Erde. Elegie Hiobs über des Menschen Schicksal. Vom Odem Gottes, dem Sinnbilde der Kraft in Gedanken, Worten, That. Hymnus über die Stärke und Gottähnlichkeit der Menschennatur. Hohe Vorführung desselben in der Schöpfung. Von welchem Begriff eine Epopee der Menschennatur im Physischen und Geistigen allein ausgehn könne? Was hievon die biblische Poesie entwickelt habe? Ob diese Genesis zu rein, zu göttlich sei? Warum die früheste Moral und Moralpoesie des Menschen habe göttlich sein müssen? Was dies Göttliche genutzt habe? Ursprung des Begriffs vom Reiche der Toten. Elegie von demselben. Ob es der Unsterblichkeit der Seele entgegen sei? oder dieselbe nicht vielmehr voraussetze? Poetische Ansicht der Gräber, des Lebens der Toten in denselben; Dichtung des Reichs der Schatten bei Ebräern, Celten und andern Nationen. Woher das Riesenhafte im Totenreich der Morgenländer wahrscheinlich seinen Ursprung genommen? Warum ganze Reiche und Städte in ihm schlafen? Von Belial, dem Könige der Schatten; vom Scheol, seinem Palast oder Reich. Welche Bilder diese Vorstellung auch noch dem Neuen Testament gegeben? Von Wirkung dieser Begriffe auf die Seele des Menschen. Sprache Gottes von der Unsterblichkeit in der Natur, in der Offenbarung. Aufnahme Henochs. Ob sie Fragment eines Gedichts, Nachhall vom frühen Tode desselben sei? Aufnahme der Väter als echter Gottesfreunde. Eindruck des Begriffs vom Reich der Väter. Zwei Psalmen nebst ihrer Erklärung. Daß der sechzehnte Psalm von David sei und Begriffe einer ewigen Wohnung bei Gott enthalte. Ob die Israeliten von den Ägyptern die Inseln der Glückseligen nach dem Tode geborgt oder gehabt haben? Ursprung des Begriffs der Auferstehung der Toten. [Beilage einer Beschreibung von Hiobs Totenreich, eines arabischen Trostgedichts über eine Verstorbene und einer Zeichnung des Ganges, wie sich ohngefähr die ebräischen Begriffe vom Zustande nach dem Tode entwickelt haben.]

* Jakob. 5, 11.

Es verstrich eine ziemliche Zeit, ehe diese Unterredungen fortgesetzt wurden. Alciphron hatte seinen besten Freund durch den Tod verloren, und es lag stumme Dämmerung auf seiner Seele. Einmal bei einem Abendspaziergange, da das tägliche Bild unsres Abschiedes, die untergehende Sonne, sich schön malte, begann er nach andern Unterredungen voll sanfter Schwermut also:

Alciphron. Sie haben, Eutyphron, die schöne Sage vom Ursprunge des Menschen vergessen, an die seine ganze Erdenbestimmung geknüpft ist, Erde zu Erde![1] Da ging Adam hervor, dahin ging er, in den Schoß der Mutter, die ihn geboren. Erde zu Erde! ist der Nachhall des ganzen Menschenlebens. Er tönet mir noch vom letzten dumpfen Wurf der Grabschaufel meines Freundes wieder, und ich habe mich in diesen Tagen an mancher Poesie der Morgenländer, an der ich sonst keinen Geschmack fand, melancholisch erfreuet. Alle Namen des Menschen sagen in ihr von Nichtigkeit, von Verfall. Er ist eine Leimhütte[2], an der unaufhörlich die Motte frißt und der Wurm naget, eine Blume, die abfällt, wenn der Wind wehet, oder die vom Strahl der Sonne vertrocknet. Vielleicht hat keine Poesie die Bilder dieser Hinfälligkeit, dieser Schattengestalt so rührend dargestellt, und alle gehen aus den Wurzeln der Sprache selbst hervor, gleichsam als Urbegriffe der Bestimmung des Menschen.

Ist's eine Lust dir, zu bedrängen*,
so zu verschmähen deiner Hände Werk?
Gedenke doch — ich flehe dir! —
daß du wie Thon mich bildetest,
und daß ich bald muß wieder in den Staub!

Lassen Sie mich in dieser stillen Abenddämmerung, da der Treiber unsrer Erdenmühe, die Sonne, untergeht und alle Kreaturen sich ihrer Entlassung vom Dienst der schweren Eitelkeit zu freuen scheinen, lassen Sie mich eine Elegie** lesen, die ich sonst nie

* Hiob 10. — ** Hiob 7.

[1] 1. Mosis, Kap. 2, V. 7, nach der sprachlichen Verwandtschaft von hebr. Adām (Mensch) und Adāmāh (Erde). — [2] Die ältere, noch oberdeutsche Form für das nieder- und ostmitteldeutsche Lehmhütte.

wie jetzt beherzigt habe. Hiob war ein großer philosophischer Dichter[1]; er verstand's, was das Menschenleben sei und nicht sei, und was wir am Ende zu hoffen haben.

Hat Sklavenleben nicht der Mensch auf Erden?
Sind nicht wie Tagelöhners seine Tage?
Wie sich der Sklave nach dem Schatten sehnet,
der Tagelöhner seinen Lohn erwartet,
so sind mir zugefallen böse Monden,
viel Kummernächte sind mir zugezählet.
Wenn ich mich niederlege, seufz' ich:
„Wenn steh' ich wieder auf?"
und lange dehnt sich mir die Nacht,
und werde banger Träume satt,
bis wieder Morgen dämmert.

Mit Wurm und Moder ist ringsum mein Fleisch bekleidet,
es schließt sich meine Haut und bricht
in neuen Beulen wieder auf.
Hinweggeflohn sind meine Tage,
geschwinder wie ein Weberspul:
sie sanken unter an der Hoffnung Ende.

Gedenke, daß ein Hauch mein Leben ist;
nie wird mein Auge wiederkehren,
zu sehn der Erde Glück;
das Auge, das mich suchet, wird mich nicht finden mehr.
Dein Auge wird mich suchen; ich bin nicht mehr!

Wie eine Wolke schwindet und vergeht,
so geht der Mensch ins Schattenreich hernieder
und kommt nicht wieder hinauf.
Er kehrt nicht wieder in sein Haus;
die Stätte, wo er wohnte, sieht
ihn nimmermehr.

So will ich auch nicht wehren meinem Munde,
will in den Ängsten meines Geistes reden,
will sprechen in Betrübnis meiner Seele:
„Bin ich der Nilstrom und sein Krokodil,

[1] Vgl. oben S. 213, Z. 10 bis S. 214, Z. 17.

daß du mir Wache setzest rings umher?
Sprech' ich: ‚Mein Bette soll mich trösten,
mein Lager mir Erquickung sein!' —
o, so zermalmst du mich mit Träumen,
mit Nachtgesichten schreckest du mich auf,
daß meine Seele lieber Tod sich wünschte,
den Tod für dies Gebein."

Des Lebens bin ich satt und leb' auch nicht mehr lange;
laß ab von mir; denn nichts sind meine Tage.
Was ist ein Mensch, daß du so groß ihn hältst
und setzest gegen ihn dein Herz,
besuchst ihn jeden Morgen neu
und prüfst ihn jeden Augenblick?
Wie lange willst du denn nicht von mir blicken,
mir Ruhe lassen, bis ich Atem hole?
Hab' ich gesündiget: was that ich dir entgegen?
O du, der auf die Menschen blickt,
warum, daß du mich dir zum Anlauf setztest
und mir zur Last?
Warum vergissest du nicht mein Vergehn
und läßt verschwinden meine Schuld?
Denn augenblicklich leg' ich mich — zum Staube;
am Morgen suchst du mich: ich bin nicht mehr.

Das ist das Schicksal der Menschen: Erde zu Erde! das erste und einzige Orakel Gottes über unsre Bestimmung! Was will die stolze Leimhütte, in der ein flüchtiger Hauch wehet, mehr?

Eutyphron. Sie vergessen aber, mein Freund, daß diese Leimhütte mit einem Hauch Jehovahs beseelt ward; in Gottes Odem weht der Geist der Unsterblichkeit und aller Kräfte. Haben Sie die ebenso rührenden Bilder nicht bemerkt, daß in Gottes Hauch alle Stärke, Wunder der Gedanken und eines wie Gott mächtigen Willens, ja, was das Wort sagt, Gottesbegeisterung und göttlicher Trost ruhe? Ihre Traurigkeit hat Sie nur die eine Seite des Menschenschicksals bemerken machen; die andere ist in dieser Poesie ebenso stark bezeichnet.

Alciphron. Ebenso stark? Was ist ein Hauch? Sie wer-

den doch nicht die metaphysische Seele unsrer Philosophen darin finden wollen?

Eutyphron. Gottlob nicht, auch keine Zergliederung ihrer Kräfte nach unsrer Weise. Aber das Wesentliche, Ewige ihrer Substanz, daß sie von Gott kam und wieder zu ihm gehet, daß sie in ihrer zerfallenden Leimhütte göttliche Kräfte äußert und insonderheit vom Wort, vom Hauch des Mundes Gottes abhängt, das ist in dieser Sprache und Poesie reich entwickelt.

Alciphron. Kaum! wie spät wird nur daran gedacht! In einem Buch aus der chaldäischen Gefangenschaft steht's erst*, daß der Hauch wieder zu Gott kehre, der ihn gegeben, und da ist's offenbar schon chaldäische Philosophie, dieser alten, einfachen Sage angeheftet; bei Adam, in Hiob, in den Psalmen ist davon nichts.

Eutyphron. Wollen wir nicht etwa diese Begriffe von des Menschen Unsterblichkeit, von seiner Schwachheit und Stärke, insonderheit nach dem Idiotismus[1], daß seine Seele ein Hauch Gottes sei, durchgehen? Mich dünkt, Sie haben manches übersehen oder sich von neuern Meinungen hinreißen lassen, und die Materie ist doch so wichtig, so menschlich!

Geist Gottes weht mich an.
Hauch des Allmächtigen belebet mich.
Mein Antlitz ist wie deins vor Gott;
aus Leimen bin ich auch geformt, wie du.
Solang' ein Odem in mir ist,
solang' in mir Hauch Gottes weht,
soll meine Lippe nichts Unrechtes reden,
soll meine Zunge keine Läst'rung sagen —

ist dies Schwachheit oder Stärke?

Alciphron. Höchstens Stärke in Worten.

Eutyphron. Und bei den Morgenländern ist Wort der

* Prediger 12, 7.

[1] D. h. nach der dem (hebräischen) Volke eigentümlichen Auffassung und Bezeichnung.

Ausdruck der Gedanken, des Willens, aller Seelenkräfte. Man bemerkte früh, was für ein Wunder darin liege, daß unsre Seele denkt, die Zunge spricht und die Hand thut; daß unsre Seele denkt, und andre verstehn sie und gehorchen ihr, bloß durch einen Hauch ihres Mundes. Gott selbst wußte man nichts Mächtigers zuzuschreiben als Wort, Odem. Man verglich ihn der Feuerflamme, dem Hammer, der Felsen zerschmeißt; wenn alles vergehe, sei der Hauch Gottes daurend und wirksam — wirksam wie der Wind, erquickend, wie der Regen herabrauscht und belebt und befruchtet.

Alciphron. Das ist Hauch Gottes in der Natur, unmittelbarer Wille seiner Allmacht. Aber Hauch Gottes im Menschen?

Eutyphron. Auch der ist mächtig, weil er göttlicher Hauch ist, so daß es bald fortgehender Gegensatz wurde, Fleisch und Geist, d. i. Menschenschwachheit und Gottesstärke. — Erinnern Sie sich des Ausdrucks schon vor der Sündflut und im Munde Gottes selbst:

> Mein Geist soll nicht mehr eine Ewigkeit
> in Menschen wohnen[1];
> denn sie sind Fleisch,

und wie das Letzte durch ein allgemeines Verderben insonderheit in Üppigkeit und Schwachheit erklärt wird. Ja, gehen Sie auf die erste Vorstellung zurück, mit der Gott den Menschen in die Welt einführt: Bild der Elohim[2] sollte er sein, ein sichtbarer Abdruck ihrer unsichtbaren Kräfte, wie sie und an ihrer Stelle schaffend und waltend. Lassen Sie mich, da Sie sich an einer Elegie über des Menschen Schwachheit freuten, einen Psalm über seine Herrschaft und Stärke sagen, einen Psalm, der im Lallen der Unmündigen Gott eine Burg des Lobgesangs befestigt, an der jeder Feind erliegt, einen Psalm, der den Menschen wie einen Gott der Erde, wie einen Triumphator über alle Werke Jehovahs, die ihm zu Füßen gelegt sind, mit Würde und Herrlichkeit der

[1] Herders Übersetzung von 1. Mosis, Kap. 6, V. 3. — [2] Vgl. S. 171.

Engel krönet*; er ist gleichsam gemacht, daß er unter dem freien, weiten Sternenhimmel, der auch jetzt über uns aufgeht, töne:

Jehovah, unser Gott, wie herrlich ist dein Name
in aller Welt!
Dein Lob schallt über die Himmel empor!
Vom Munde der Kinder und Säuglinge
hast du dir eine Burg des Lobs bereitet,
deinem Feind' entgegen, an der er erliegt.

Denn schau' ich deine Himmel an,
sie, deiner Finger feingebildet Werk,
den Mond, die Sterne, die du, Herr, bereitet:

Was ist der Mensch, daß du an ihn gedenkst?
Des Menschen Kind, daß du ihn so bedacht?
Zunächst den Elohim gestellt,
hast du mit Ehr' und Hoheit ihn gekrönt,
hast ihn zum Herrn gemacht von allen deinen Werken,
hast alles ihm zu Füßen dargelegt.

Sein sind die Herden groß und kleiner Tiere;
des Feldes Wild ist sein,
des Himmels Vögel und die Fisch' im Meer,
und was die Bahn der Fluten geht.
Herr, unser Gott, wie herrlich ist dein Name
in aller Welt!

Führen Sie dies Pindarische Loblied in die Geschichte der Schöpfung** zurück, aus der es genommen ist: mit welcher Majestät erscheinet der Mensch! — Da alles geschaffen ist, hält Gott inne, ratschlaget mit sich und holt das Bild Seiner gleichsam aus seinem Herzen hervor. Die noch ohne Krone gelassene Schöpfung harrt und erwartet ihren sichtbaren Gott und Schöpfer. Eine Epopee über den Menschen — könnte sie von einer höhern, vielfassendern Idee ausgehn?

Alciphron. Die ebräische Poesie hat diese Epopee nicht geliefert.

---

* Psalm 8. — ** 1. Mos. 1.

Eutyphron. Sie in einem irdischen Sinne zu liefern, war nicht ihr Zweck; da hat der Mensch sie, im Guten und Bösen, sich selbst geliefert. Was haben Menschen nicht auf der Erde geschaffen und gewaltet? wohin sind sie nicht kommen? was haben sie nicht angestrebet? Ein Dichter, der dies in den vornehmsten factis nur historisch besingen wollte, welch ein glorreiches Thema hätte er, er besänge nun Erfindungen des Geistes oder Wirkungen ihrer Hand, ihres beinah' allmächtigen Willens! — Aber, wie gesagt, der Zweck dieser Poesie war nicht, das Ideal des Menschen physisch, sondern geistlich auszuführen. Wie hohe und schöne Begriffe hat sie durchs Alte und Neue Testament aus dem Bilde Gottes in der Menschengestalt entwickelt! Sohn Gottes war Adam, Freund Gottes war Henoch, Abraham und die geliebtesten der Väter. Ein zweiter Adam erschien, seinen Brüdern die Gestalt eines Sohns Jehovah zu zeigen und zu gewähren, das Menschengeschlecht zu dieser Idee in aller Würde und Schönheit emporzubilden — mich dünkt, es gebe keinen reinern und höhern Begriff des Zwecks der Menschheit in Poesie und Prose der gesamten Welt.

Alciphron. Wenn er nur nicht zu rein, zu hoch für uns wäre! Was wissen wir von Gott? und wie kann ein Mensch Gott nachahmen, ohne daß er unter seinen eignen Kräften erliege? Menschlich muß der Gesichtskreis unsrer Bestimmung und Moral sein, nicht göttlich.

Eutyphron. Diese Moral paart beides; denn Sie sagten ja eben, daß Schwachheit und Niedrigkeit des Menschen in ihr so wahr geschildert werde. Unserm Körper nach konnten wir keine Gottessöhne nach den reinen Begriffen Morgenlandes sein; denn Gott hat keine Gestalt, und wir sind Erde. Aber sein Finger bildete uns, und auf unsrem Munde und Angesicht hat die Lippe Jehovahs wie in einem Anhauch der Liebe geschwebet. Da schwebt er noch: Geist Gottes in unserm belebten Angesicht sichtbar. Eine Poesie, die die Schwachheit des Menschen nicht vergißt, um ihm etwa Selbstgenügsamkeit der Götter anzulügen, die sich aber auch von seiner Schwachheit nicht besiegen läßt, um

etwa seinen Adel, seine große Bestimmung zu verkennen. In ihr erscheint ein Kind Gottes, zur Ewigkeit geschaffen; aber noch ein schwaches, sterbliches Kind —

Alciphron. Jawohl Kind! denn die Poesie und Moral dieser Völker ist sehr kindlich. Alle Begriffe werden auf Gott zurückgeführt, alles vom Willen Gottes hergeleitet; das erschlafft endlich den Willen des Menschen wie seine untersuchenden Kräfte. Es wird blinde oder trunkne Ergebung an Gott, kurz Islamismus.

Eutyphron.

Wächst die Papierstaud' ohne Saft empor?*
Die Wasserlilie, erwächst sie ohne Naß?
Noch grünt sie, und sie wird nicht abgeschnitten werden;
wenn alles Gras noch blühet, welkt sie schon.
So ist das Streben aller Gottvergessnen,
des Gottverleugners Hoffnung stirbt dahin.
Sie liegt am Boden, des Gottlosen Hoffnung,
der Spinne Palast ist, worauf er sich verläßt.
Sie stützt sich auf ihr Haus: es stehet nicht,
sie hält sich fest daran: es kann nicht dauren.
So steht auch er, voll Saft am frühen Morgen,
weit übern Garten ziehn sich seine Ranken hin;
er schlingt die Wurzeln um den Fels,
ein ganz Gemäu'r umfasset er —
schnell ist er weg von seinem Ort,
der spricht zu ihm: „Ich sah dich nie!"

Alciphron. Sie geben mir ein langes Bild, aber keine Antwort.

Eutyphron. Das Bild selbst ist Antwort. Jede Poesie ohne Gott ist eine stolze Papierstaude ohne Naß; jede Moral ohne ihn ist eine Parasitenpflanze. Sie blühet schön in Worten und zieht ihre Ranken hie und dort hin, ja sie umschlingt jede Ritze einer Menschenseele; die Sonne geht auf, und sie ist nicht mehr! Der Mensch, der sie erfand, verleugnet sie selbst, und kein Ort kennt ihre

* Hiob 8, 11.

Stätte. — Doch ich will damit psychologischen Untersuchungen, auch sogar Schilderungen nichts von ihrer Würde rauben; nur die erste, älteste, kindliche Poesie und Moral konnte nicht Psychologie sein, oder sie wäre ewig ein Labyrinth von Satzungen geblieben. Was wir bei der Naturpoesie sahen[1], gilt bei der ältesten moralischen Dichtkunst noch mehr: der Begriff von Gott mußte ihr Faßlichkeit und Einfalt, Zartheit und Würde geben. Das Kind ward ans Wort des Vaters geknüpft, der Sohn nach der Denkart seines Urhebers gebildet. Furcht Gottes, bei der sich nicht räsonnieren ließ, war auch hier der Menschenweisheit Anfang.

Alciphron. Anfang wohl: sie half ihm auf den Weg; nur warum wollte sie ihn unabtrennlich begleiten? Sie hielt ihn immer am Leitbande, und das Kind gewöhnte sich nie, selbst gehen zu lernen. Sollte dies in Orient nicht der Fall sein? Aus der kindlichen Folge der Urwelt ward bald ein knechtischer mosaischer Dienst; statt daß sich der menschliche Geist hätte heben sollen, sank er. Warum? weil er nur immer auf Gott sah und sich selbst nicht kennen lernte.

Eutyphron. Was den mosaischen Knechtsdienst veranlaßte, wollen wir zu seiner Zeit kennen lernen und keine spätere Begriffe in eine Urzeit, wo Milch und Honig auch in der Moral floß, übertragen. Einem Kinde ist's gut, wenn es seinem Vater folgt; in der Moralpoesie der Morgenländer ist die Idee Gottes Sonne am Himmel, die den ganzen Horizont des menschlichen Daseins erleuchtet und auch späterhin seine Schattenuhr einzelner Beziehungen und Pflichten mit der Schärfe eines Strahls bemerkt und bezeichnet. Uns dünkt diese Sonne jetzt zu brennend; damals war ihr Licht nötig, denn diese einfache, kindliche Moral, mit dem Ansehn Gottes bekräftigt und ganz von ihm hergeleitet, sollte die Völker der Erde auf den Weg lenken und mußte also so kindlich, einfältig, strenge und hoch angegeben werden. In dieser und jener Welt war Gott der Menschen Leiter und Vater.

[1] Im vierten Gespräche.

Alciphron. Auch in jener Welt? Da kommen wir auf die Materie, von der wir zuerst reden wollten! Wie spät und allmählich hat sich die Hoffnung des Menschen zur Unsterblichkeit, und aus welchen kleinen Bestandteilen, meistenteils Schlüssen, die zu weit schließen, aus Beweisen, die zu viel beweisen, ja gar aus blinden Wünschen und Ahndungen erzeuget! Adam ward Erde und wußte von keiner Unsterblichkeit; er sah Abel im Blut liegen, der erste Tote ward betrauert, wie wohl kein Toter betrauert ward — und kein Engel kam, die Weinenden durch eine kleine Hoffnung der Unsterblichkeit zu trösten. Seine Seele lag im Blut und war verschüttet auf die Erde; von da rief sie gen Himmel und ward verscharrt mit dem Blute; das war der Glaube der ersten Welt auch nach der Sündflut.* Die Väter entschlafen und haben ausgelebt. Ihre Tage werden genannt und nichts weiter; oder sie gehn in die Versammlung der Väter, d. i. ins Grab. Dies ward mit der Zeit zum Schattenreich ausgebildet; lesen Sie aber durchs ganze Alte Testament die dunkeln, sanften, trostlosen Poesien dieses Schattenreiches — oder erlauben Sie mir nur eine derselben dem Andenken meines Freundes zu opfern! Wenn er um uns sein könnte, schwebte er jetzt gewiß hier; aber eben dies wahre Trauerlied sagt, daß es unmöglich, daß keine Rückkehr sei aus dem Totenreiche:

Der Mensch, vom Weibe geboren**,
ist kurzer Lebenszeit
und reich an Müh'.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
er fliehet wie ein Schatte
und bleibet nicht.

Und über solchem öffnest du dein Auge
und führst mich ins Gericht mit dir?
Ist unter den Unreinen einer rein?
Nicht einer!

* 1. Mos. 9, 4—6. — ** Hiob 14.

Sind seine Tage so bestimmt,
hast du ihm seiner Monden Zahl gezählt,
hast du ihm festgesetzt sein Ziel,
das nie er übergeht —
so wende dich von ihm, daß er nur ruhe,
daß er sich seines Tages nur
wie ein Taglöhner freue.

Der Baum hat Hoffnung, wenn er abgehauen wird:
er grünet wieder auf,
und seine Sprossen kommen wieder.
Wenn auch die Wurzel in der Erd' ihm altert,
wenn in dem Staube gleich sein Stamm erstirbt:
vom Duft des Wassers wird er wieder keimen
und Zweige sprossen, als wär' er neu gepflanzt.

Der Mensch erstirbt und lieget kraftlos da:
er wird hinweggethan; wo ist er nun?

Die Wasser schwinden aus dem Meer,
der Strom versieget und ist dürres Land;
noch lieget er und stand nicht wieder auf,
die Himmel altern, er erwacht nicht wieder,
ihn wecket keiner mehr aus seinem Schlaf.

Ja! wolltest du mich in das Schattenreich verbergen,
verbergen mich, bis sich dein Grimm gelegt,
und denn ein neues Lebensziel mir stellen
und an mich denken wieder!
Ach aber, ist der Mensch gestorben,
er lebt nicht wieder auf!

So will ich denn, solang' mein Müheleben dauert,
noch hoffen, bis mein Glückeswechsel kommt.
Du wirst mich rufen, und ich werd' antworten,
wirst wieder liebgewinnen dein Geschöpf.
Du, der jetzt alle meine Schritte zählet,
wirst, wo ich fehltrat, denn nicht achten mehr.
Versiegelt wird denn meine Sünde liegen,
zusammenwickeln wirst du mein Vergehn und abthun.

Doch ach! der Berg verfällt und sinket ein,
der Fels wird weggerückt von seinem Ort,

das Wasser höhlet Steine aus!
Es schwemmet sein Gebild, den Staub der Erde, weg:
so machst du Menschenhoffnungen zu nicht'.

Du kämpfst mit ihm, bis daß er sich verliert,
entstellst sein Antlitz ihm und schickst ihn fort.
Ob seine Söhne denn auch groß und glücklich werden —
er weiß es nicht;
und käme Schmach und Unfall über sie,
er nimmt davon nicht Kunde.

Können stärkere Ausdrücke gefunden werden, daß keine Rückkehr aus dem Totenreiche sei, daß keine Nachricht vom Glück und Unglück der Unsrigen dahin gelange, daß nichts als Dunkelheit, Stille, ewige Vergessenheit in ihm wohne?

Eutyphron. Sie haben recht, mein Freund, aber von welcher Rückkehr, glauben Sie, ist hier die Rede? Offenbar von der Rückkehr in dieses Leben, das Gute dieser Erde wiederum zu schmecken, das Hiob so wenig ausgenießen konnte. Und dies, dünkt mich, thäte der strengsten Unsterblichkeit keinen Eintrag. Welche Seele eines Gestorbenen ist je zurückgekehrt, zu sehn das Gute der Erde? Daß Hiob gewiß ein Überbleibendes im Reich der Toten geglaubt habe, sehen wir eben hier aus dem Wunsch, daß Gott ihn verberge im Reich der Toten, bis sich sein Grimm gelegt hat, und ihn sodenn wiederbrächte; er sieht aber das zu Kühne dieser Hoffnung und steht selbst davon ab. Also lassen Sie uns die Meinung vom Schattenreich der Morgenländer näher beherzigen und von frühauf untersuchen, was etwa der erste Anlaß dazu gewesen, was man sich ursprünglich dabei gedacht habe!

Alciphron. Ohne Zweifel das Grab, die bleibende ewige Wohnung der Toten; nur daß sie sie nicht als tot betrachteten: sie schilderten sie (süßer Wahn!) als noch lebend in ihren Gräbern. Diese nannten sie daher Häuser der Ruhe, bleibende Wohnungen des Friedens. Ich habe einige Gedichte der Araber gelesen, da sie die Gräber ihrer Freunde als Wohnungen besuchen, mit solchen noch im Grabe sprechen, den Staub ihres Hauses befeuchten oder

bepflanzen — kurz, in Orient ist dies ein alter und verbreiteter Wahn gewesen, der sich bei den Ebräern noch spät hinabziehet und zu mancherlei Traditionen, auch von Gesprächen, Gesichten, Schmerzen, Reisen in den Gräbern Anlaß gegeben. Weil man sich nun die Seele als einen Schatten, als einen belebten Hauch dachte, so setzte man sie wohin als in unterirdische Gegenden, in einen Ort der Ruhe und der völligen Gleichheit? Dies ist's, was die Klage Hiobs so rührend singet, daß Könige und Sklaven, Knechte und ihre Dränger da alle frei, alle sich gleich, ruhig, aber kraftlos sei'n, wie es ein gliederlose Schatte, ein nervenloser Hauch ist. Sie sehen, daß dies alles nur Wahn war. Man hatte die Toten so lieb, daß man sie sich auch im Grabe noch nicht als tot denken konnte, denken mochte; man belebte also auch ihren Schatten im Grabe. Das Leben der Macht, der Wirksamkeit war verstrichen, nun irren sie wie kraft-, wie gliederlose Wesen unten im Totenreiche. Da rauschen stille, traurige Ströme, da wohnt der König nichtiger Schatten, da spielen Erdebezwinger noch ihre Szenen, sie können sich von den Träumen der Erde nicht loswinden; es sind aber nichtige Schattenszenen. So oft bittet David, Gott solle ihm hier noch Freuden- und Siegslieder geben; denn im Reich der Toten sei alles stumm, da singe man keine Dankgesänge über bezwungene Feinde. Und der philosophische Verfasser des Predigerbuchs, den Sie mir als einen Zeugen der Unsterblichkeit anführten, sagt kurz und gut[1]:

Was deine Hand zu wirken findet,
das thue frisch, solang' du Kräfte hast;
denn kein Geschäft und keine Kunst,
auch keine Wissenschaft und keine Klugheit
ist in dem Schattenreich, wohin du einst mußt wandern.

Erinnern Sie sich Ihres Ossians und seiner Celten! Seine Heldenväter, die ihr Totenreich in den Wolken haben, greifen nach dem Schwert, aber es ist Wind, es ist eine rötliche Wolke; denn ihr Arm ist selbst Schatte, ein Hauch, der mit der Luft ver-

[1] Prediger Salomonis, Kap. 9, V. 9f.

flieget.[1] Und wie sie, wie die Ebräer haben alle alte Völker ein Reich der Väter und Seelen gehabt, wo jedes das Geschäft forttrieb, das es hier auf Erden zu treiben gewohnt war. Diese versammleten sich auf einer grünen Aue, jene in Wolken und sahn den Thaten ihrer Enkel zu; die Morgenländer, die dem ersten Begriff des Grabes treu blieben, setzten es unter die Erde. Das alles ist nur geliebter Wahn, kein sichrer Begriff von der Unsterblichkeit der Seele. Er ist Schatte wie die Materie selbst, davon er dichtet.

Eutyphron. Jeder Schatte setzt ein Wesen voraus; der Wahn selbst ist ein Schatte der Wahrheit. Würde der Wahn der Unsterblichkeit, wie Sie bekennen, wohl so allgemein gewesen oder geworden sein, wenn er nicht einen allgemeinen Grund im Herzen oder in der Tradition des Menschengeschlechts gehabt hätte?

Alciphron. Im Herzen war's Wunsch, Freundschaft, Hoffnung, die den süßen oder bittern Traum gebar, die ihn auch wahrscheinlich zur allgemeinen Tradition machte. Sollte der Mensch umkommen wie das Vieh? wollte man nicht gern mit den entschlafnen Seinigen, den Vätern, den frühgestorbnen Kindern leben? Bei den Morgenländern gab ohne Zweifel die Sündflut den ersten großen Anlaß zur dichterischen Fortbildung des Reichs der Toten. Bedenken Sie, was für Eindruck auf die künftige Sage diese ungeheure Begebenheit, das Herabsinken einer ganzen lebenden Welt machen mußte!

In diesen Tagen lebten die Weltbezwinger,
die, von den Söhnen der Götter mit Menschentöchtern erzeugt,
Gewaltige waren,
die berühmten Helden der alten Zeit.*

* 1. Mos. 6, 4. Der Name שְׁאוֹל selbst hat von dem, was untersinkt, vom tiefen Grunde und Meeresgrunde den Namen. In mehrern Bildern kommt der Scheol als Grund einer untergesunknen Welt vor, und die Rephaim, die Schattengestalten, haben in Hiob und den Propheten immer etwas Gigantisches mit sich. Die Stellen vom Scheol hat Scheidt (diss. ad cantic. Hiskiae)[2] mit Kritik gesammlet.

[1] Vgl. z. B. Bd. 2, „Volkslieder", Teil 2, Buch 2, Nr. 15. — [2] Der Verfasser der „Dissertatio ad canticum Hiskiae", Christian Ludwig Scheidt, lebte von 1709 bis 1761.

Das waren nun die Rephaim, Riesen, die unter dem Wasser ächzen, deren Stimme man vielleicht in den brüllenden Meereswogen, deren Bewegung man im Erdbeben oder im Sturm der See zu bemerken glaubte. Das sind die ältesten gigantischen Bewohner des Totenreichs; mit der Zeit milderte sich diese Sage, und es ward — eben die stille Versammlung der Toten, die Hiob, die die Ebräer schildern. Noch wandelten immer auch Heldenschatten drunten; Schattenkönige saßen auf Schattenthronen[1]; ja ganze Königreiche, Städte und Heere der Erschlagnen waren unten (weil ja bei den Morgenländern alles seinen Geist hatte, nicht bloß Personen, sondern auch Dinge, Werkzeug der Macht und des Stolzes). Da bekam nun dies unterirdische Reich mit der Zeit auch einen König, Belial, den König kraft- und wesenloser Schatten drunten; der Scheol wurde ein Palast, ein unbezwingbares Reich mit ehernen Pforten und Riegeln Den Raub, den er einmal bekam, ließ er nie los, und keine gefangene Seele konnte ihm abgekauft werden. Noch im Neuen Testament hat diese Mythologie viele Begriffe gegeben, vom Könige, vom Bezwinger der Hölle und des Todes, der Pforten aufthat, die niemand aufthun, der Mächte bezwang und Seelen entließ, die niemand bezwingen und retten konnte. Es gibt sehr ungeschickte Deutungen, wenn man dies jedesmal auf unsern Begriff der Hölle und des Todes anwendet; das Bild des Helden und Weltregenten wird aber sehr groß, wenn man im rechten Umfange der alten Dichtung bleibet. Der Machthaber über Menschenseelen (er, der des Todes Gewalt hatte) ward jetzt ein ungerechter Usurpator, und der Gesalbte Gottes drang ihm seinen Raub ab. — Sie sehen, mein Freund, ganze vier Jahrtausende waren die Menschen ohne Beistand gegen diese furchtbare Schattenmächte, Sklaven, die ihr Leben lang in Banden und Furcht des Todes zittern mußten. Daher rühren denn auch solche betrübte Hiskiasklagen[2], solche Mutlosigkeit beim Anblick des Todes, dem

[1] Jesaias, Kap. 14, V. 9f., 15—18. — [2] Jesaias, Kap. 38, V. 9ff.

andre Nationen als Helden entgegengingen. Das ebräische Volk ist noch hierin eins der schwächsten der Erde. Die traurigen Bilder ihres Schattenreichs quälten sie mehr, als daß sie sie hätten trösten können; sie waren vielleicht ärger als der Glaube einer völligen Vernichtung.

Eutyphron. Ich habe Sie ausreden lassen, mein Freund, und Ihre historische Deduktion des Totenreiches ist mir wie die Klage eines Betrübten, der gern unter Schatten irret, gewesen; Sie haben diese Reiche, wie es scheint, sehr durchstudieret. Sehen Sie aber zu den Sternen hinauf: das ist das Buch der Unsterblichkeit, das Gott uns, das er allen Völkern jede Nacht aufschläget. Denken Sie an den erquickenden Morgen, der jeden neuen Tag das Symbol unsrer Auferstehung so wie der Schlaf das Bild des Todes ist — lauter redende, überall verstandne Symbole! Wissen Sie aber auch keine andre Hoffnung, die frühe gnug den Menschen offenbaret wurde, um sie gegen die Schrecken des Grabes zu sichern? Von wem heißt's schon*

Er lebete vertraut mit Gott,
und weil er mit Gott lebete,
war er nicht mehr:
Gott hatt' ihn aufgenommen —

Alciphron. Sie halten diese Sage, wahrscheinlich das Fragment eines alten Liedes, doch nicht gar für eine Erzählung von der Himmelfahrt Henochs? Sie ist der sanfte Nachhall eines Frühverstorbnen, der nicht zu den Jahren seiner Väter und Brüder gelangte. Wenn Kinder noch keine Begriffe von der andern Welt haben, so sagt man ihnen: „Dein Bruder ist bei Gott! Gott hat ihn so früh weggenommen, weil er ihn liebte, weil dein Bruder so fromm war". Die erste Welt war noch in solcher Kindheit —

Eutyphron. Ich gebe es gern zu, und allerdings sollte die frühe Wegnahme eben den kindlichen Eindruck machen, den Sie bemerkten, so wie mehrere Völker es sagten und glaubten: „Diesen frommen und schönen Jüngling haben die Götter entführt; dies

* 1. Mos. 5, 24.

sanfte, unschuldige Mädchen hat Aurora geraubet." Erlauben Sie mir aber zu sagen, daß ich diese Milderung der Worte kaum gnugsam dieser Erzählung glaube. Die durchgängige Tradition auch sogar andrer Völker hat einen reichern Begriff damit verbunden, und die Poesie der Ebräer hat augenscheinlich darauf fortgebauet. „Gott nahm ihn zu sich, Gott nahm ihn in seine Herberge" ist nachher mehrmals das ausgezeichnete[1] Wort des Schicksals der Lieblinge Gottes in jener Welt geworden; und ohne Zweifel stammte der Begriff von diesem ältesten Freunde Gottes, Henoch, her. Er lebte in bösen Zeiten und war ein Eifrer um Gottes Ehre; vermutlich ward er verspottet, verfolgt, wie nachher der Bruder seines glorreichen Schicksals, Elias; Gott wollte ihn also auch, wie diesen, noch zuletzt auszeichnen. Vielleicht nicht so glänzend wie Elias, aber gewiß ebenso herrlich führte Gott seinen Freund in seine unsterbliche Wohnung ein. So versteht Paulus[2] den Ausdruck; so nimmt ihn das letzte Buch der Schrift[3] im Bilde der beiden Zeugen auf der Wolke; so hat ihn auch der verwandte Orient verstanden. Die Araber haben eine Menge Fabeln von dem weisen, frommen, einsamen, eifrigen, weissagenden, verfolgten, verspotteten Idris[4] (so nennen sie Henoch), den Gott in den Himmel aufnahm, und der im Paradiese wohnet. Andre Völker setzten ihn auf Albordj, den glänzenden Berg der Götterversammlung, sowie auch die Tradition[5] von seinem Umgange nicht mit Jehova, sondern Elohim redet. Diese lehrende Wegnahme ward also bald ein hoffnungsreicher Idiotismus, ein Vorbild der Aufnahme andrer Gottesfreunde.

Alciphron. Welcher? Außer Elias erinnre ich mich keines Beispiels.

Eutyphron. Abraham war ein Freund Gottes wie Henoch, und Sie wissen, wie ausgezeichnet es bald hieß, der Gott Abra-

[1] Treffende. — [2] Ebräer, Kap. 11, V. 5. — [3] Offenbarung Johannis, Kap. 1, V. 18. — [4] Sure 18, Abschnitt 20. — [5] Das Buch Enoch, das die Epistel Judä (Kap. 14) noch kennt, wurde 1773 von Bruce bei den Äthiopiern aufgefunden.

hams, Isaak und Jakobs; Gott aber ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott: ihm leben sie alle.* Für diese Welt starben diese Väter, ohne Genuß der Verheißung, die Gott ihnen gegeben; sie gingen in die Wohnung ihres himmlischen Freundes, in ein bessres Kanaan über; und die Versammlung der Väter ward also der schöne Familien- und Volksausdruck der Hebräer, ihr Reich der Toten oder der Besserlebenden. Sie waren, wie Abraham, wie Henoch, im Paradiese ihres Freundes.

Alciphron. Ich hielt den Ausdruck für nichts als das Beisetzen der Leiche in die Familiengrüfte.

Eutyphron. Allerdings hielt diese äußerliche Sitte, die jedem auf seinen Stamm eingeschlossenen Volk, das seine Vorfahren liebt, mit Recht wert ist — allerdings hielt sie diesen Glauben fest und machte ihn dem Auge sinnlich; mit nichten aber erschöpft sie ihn. Abraham ward versammlet zu seinen Vätern, ob er gleich nicht bei ihnen begraben ward, und Jakob wollte ins Schattenreich zu seinem geliebten Sohn fahren, ob er ihn gleich für zerrissen von einem Tier hielt. Sie erzählten eben selbst, wie alle Völker der Erde, auch die wir Wilde nennen, eine solche Versammlung der Väter im Reich der Seelen glauben, und es ist wunderbar rührend, mit welcher Freude der Vater geht, daselbst seinen Sohn, der Sohn den Vater, die Mutter das Kind, der Freund den Freund zu empfangen. Ich will Ihnen eine rührende Totenklage als Probe hievon mitteilen; in Reisebeschreibungen gibt's eine Menge solcher Zeugnisse und Proben. Das waren nun Völker, die im Schatten gingen und allein auf die alte Tradition fortbauen mußten; da bildete sich jedes sein Totenreich, seine Versammlung der Väter nach seinen Begriffen, nach seiner Lebensart aus. Der ebräische Stamm blieb an den Begriffen seiner Väter, und da es Hauptruhm des Stammes war, daß Abraham, daß

* Es wird hier aus Worten des Neuen Testaments nichts erwiesen; der Erweis des Neuen Testaments (Matth. 22, 32; Ebr. 11, 13—16) nimmt vielmehr selbst daher noch mehr Evidenz, da im Alten Testament auf diese Begriffe fortgebauet worden.

seine Väter Freunde Gottes gewesen, sollte der Gott, der seinen Freund hier geliebt, der ihn mit Vertröstungen bis an den Rand seines Grabes geführt hatte, sollte er ihn im Grabe verlassen? ihn der dunklen Nacht des tyrannischen, gierigen Schattenreichs geben? Eben jetzt, sagte ihr Glaube, zeige er sich als Freund und öffne ihnen gastfreundlich seine lichte, glänzende Wohnung. „Er nahm ihn zu sich" ist der schöne Ausdruck auch der Psalmen.

Alciphron. Mir fällt einer bei; er ist mir aber sehr dunkel.

Eutyphron. Wir sind eben jetzt zu Hause und wollen ein paar derselben, ehe wir uns trennen, lesen. Der eine[1] klingt fast wie ein Abendgebet, und einige haben ihn sogar für ein Grabmal des Dichters selbst gehalten:

Hört's, alle Völker!
horcht, alle Bewohner der Welt!
Ihr Menschensöhne, ihr Heldensöhne,
der Reiche und der Arme höre zu!

Mein Mund soll Weisheit reden,
auf kluge Lehren sinnt mein Herz;
mein Ohr soll hohe Weisheitsspräch' auflauschen*,
verschlungne Rätsel löf' ich singend auf.

Was fürcht' ich mich in unglückselgen Tagen,
wenn mich das Unrecht meiner Feinde drängt,
die sich auf ihre Kraft verlassen
und ihres großen Reichtums rühmen sich?

Kann ihrer einer denn auch seinen Bruder
vom Tode kaufen los?
Kann er für ihn auch Gott ein Lösgeld geben?
Nein, viel zu teu'r ist eine Menschenseele,
in Ewigkeit bringt er kein Lösgeld auf.

* Der Dichter bei der Zither horcht auf ein Lied, als ob es ihm aus den Saiten zutöne. Lyrische Poesie, Gesang und Instrumentalmusik waren damals vereinigt. Das Rätsel, das er auflösen will, ist das Glück der Gottlosen, wie der folgende Vers saget.

[1] Psalm 49.

Damit er etwa immerwährend lebe?
Daß er nie schaue seine Gruft?
Er muß sie schaun: denn auch die Weisen sterben,
so wie der Thor, wie der Sinnlose stirbt*
und lassen Fremden denn ihr Gut.
Das Grab ist nun ihr ewig Haus,
ist ihr Gezelt von Zeit auf Zeiten hin.

Und trügen Länder ihren Namen —
der Mann im Ruhm** bleibt auch nicht ewig hier,
er wird im Tode gleich dem Tier geachtet,
er muß hinweg.

Dies ist ihr Schicksal; also fallen sie;
und ihre Nachwelt — die singt auf sie Lieder!***
Wie Herden wurden sie ins Schattenreich getrieben,
da naget sie der Tod; und die Gerechten werden
am Morgen herrschen über sie.
Ihr Bild ist bei den nicht'gen Schatten drunten,
da wohnen sie.†

Und meine Seel' wird Gott dem Totenreich entkaufen;
Er nimmt in seine Wohnungen mich auf.

Drum zage nicht, wenn jemand mächtig reich wird,
wenn seines Hauses Pracht sich hoch vermehrt:
er wird das alles nicht im Tode mit sich nehmen,
und seine Pracht geht nicht mit ihm hinab.
Solang' er lebete, that er sich wohl
und lobt auch dich, wenn du dir wohl zu thun weißt;
bald geht er ein in seiner Väter Wohnung,
sein ewig Haus, und sieht das Licht nicht mehr.
Jetzt stolz im Glück und ohne Sinn —
bald gleich dem Vieh, und ist dahin.

---

* Thor und sinnlos sind Synonymen, wie sie der letzte Vers des Psalms erklärt. — ** „Mann im Ruhm" ist der Berühmten einer, die Ländern ihren Namen gaben. — *** Ich entscheide es nicht, ob hier Ruhm- oder Spottlieder verstanden werden. Von beiden indes wissen sie im Schattenreiche nichts. — † Den Worten מִזְּבֻל לוֹ wünschte ich eine glückliche Erläuterung.

Alciphron. Ich habe den Psalm nie in dem hellen Zusammenhange wahrgenommen.

Eutyphron. Und er ist dem Wortverstande gemäß; auch die Unterscheidung, davon wir redeten, ist unverkennbar. Die bloß sinnlichen Seelen, die sich brüsten und prassen, nur wohlzuleben wissen und ohne Verstand sind, werden wie Schafe herabgetrieben, da (gräßliches Bild!) der Tod an ihnen naget; die Seelen der Gerechten entkauft Gott dem Orkus und nimmt sie in seine Wohnungen auf. Jene verwesen, ein Raub des Todes; und die Gerechten herrschen über sie am Morgen, d. i. bald, frühe, wie nach der Nacht des Schlafs ein lichter Morgen hervorgeht. Der andre Psalm setzt diesen Unterschied noch mehr hervor, da Gott selbst den Leichnam seiner Heiligen auch im Grabe in Schutz nimmt und ihnen aus der Nacht des Grabes einen verborgnen Richtweg in die Wohnungen seines Lichtes zeiget.

Alciphron. Ich verstehe den Psalm ebensowenig wie den vorigen; er soll ja das Gebet eines kranken Priesters sein, den Gott mit Speise und Trank reichlich nähret, der also um seine baldige Wiedergenesung bittet.

Eutyphron. Er ist so sehr das Gebet Davids als einer seiner eigensten Psalmen; sein Ausdruck und persönlicher Charakter sind von Vers zu Vers kennbar.*

Beschütze mich, Gott, denn ich vertrau' auf dich.
Ich sprach zu Jehovah: „Mein Gott bist du!
Mein Glück hangt ganz an dir!“**

Die Heiligtümer seines Landes,
die halt' ich hoch***;
an ihnen hangt mein Herz.

Laß andre vielen Götzen dienen
und fremde Gaben ihnen schenken!

---

* Ps. 16. — ** Statt בל ist vielleicht כל zu lesen, wenn man die gewöhnliche kühne Rettung בַּל בְּלִעֲדֶיךָ nicht vorzuziehen Lust hat. — *** Ich lese: לִקְדוֹשִׁים אֲשֶׁר־בָּאָרְצוֹ הֲמָה אַדִּירִי: das einzige ר ist nur versetzt; und die Stelle ist ganz im Zusammenhange.

Blutopfer sind's; ich will damit nicht opfern,
will ihre Namen nicht auf meine Lippen nehmen.

Jehovah ist mein Erbteil und mein Becher.
Du hast mein Los mir reich bestimmt:
mir fielen schöne Fluren zu,
mir ward ein glänzend Teil.

Drum will ich den Jehovah preisen,
der mich so wohl beriet;
auch Nächte durch wallt nach ihm meine Brust.

Stets ist Jehovah mir vor Augen,
Er ist mein Schutz, drum wank' ich nicht.
Und darum ist mein Herz erfreut;
mein Innerstes jauchzt auf in mir.

Ja auch mein Leichnam wird einst sicher wohnen;
denn meine Seele lässest du
dem Schattenreiche nicht;
du lässest deinen treuen Diener nicht
die Grube der Verwesung schaun;
du wirst mir Weg zum Leben zeigen,
der Freuden viel vor deinem Angesicht,
Vergnügen viel bei dir in Ewigkeit.

Mich dünkt, der Psalm ist nach seinem Inhalt sowohl als nach dem Charakter Davids sonnenklar. Die Ausdrücke: „Gott ist mir zur Rechten" (d. i. er streitet als Freund mit mir und für mich), Gott habe ihm ein schönes Erbteil gegeben, das ihm sein Vater nicht angeerbt hatte (in Jehovahs Lande die Krone), dies sei ihm durch Gottes Rat und Los zugefallen (wie einst den Stämmen das ihre und Gott ihn in seinen Drangsalen oft beriet), deswegen hange er auch so fest an Gott, verlange nach ihm, halte das Heiligtum Jehovahs hoch und walle nach ihm zu Tag und Nächten, wolle mit ausländischen Götzenkönigen und ihren Opfern nichts zu schaffen haben, Jehovah sei sein Erbteil und sein Becher, d. i. ein geerbter goldner Freudenbecher, die Ehre und Zierde des Hauses, sein köstliches Erbteil, das er gegen nichts umtausche — dünkt Ihnen das alles nicht augenscheinlich und

für David charakteristisch?* Es ist Zug für Zug aus seinem Leben und aus andern Psalmen erweislich.

Alciphron. Und weiter —

Eutyphron. Der Gott, der ihm hier Freund, Vater und Erbteil war, wird ihn auch in der Nacht des Grabes nicht verlassen (da ruhe sein Leichnam eigentlich unter Gottes Schutz); seinen treuen Chasid[1] werde er nicht dem furchtbaren Totenreiche geben, ihm aus dem Dunkel des Grabes einen Weg in seinen lichten Palast zeigen, ihn da gastfreundlich als Vater und Freund aufnehmen. — Sie sehen völlig den Begriff, den die Wegnahme Henochs gab, den die Versammlung der Chasidim, der Gottesfreunde, Abrahams, Moses' u. s. fester prägte, den später die Wegnahme Elias' bestärkte, und der endlich das Paradies, die Wohnung der Väter, das ewige Gastmahl am Busen Abrahams ward — Begriffe, die wir noch im Neuen Testament finden, und die in ihm eben vergeistigt, aufgeklärt, schön befestigt werden, wie insonderheit das letzte poetische Buch der Bibel zeiget.

Alciphron. Man sagt aber, die Ebräer haben die ägyptische Mythologie von den Inseln der Verstorbnen gehabt.

Eutyphron. Zwei Dichter, die ägyptische Bilder lieben, Moses und Hiob, haben einmal den Ausdruck vom schnellen Überschiffen in jene Welt[2]; das ist aber auch alles. Platz gegriffen hat diese Mythologie bei den Ebräern gar nicht und konnte auch nicht; denn sie hatten viel bessere Geschlechts- und Nationalbilder ihrer eignen Sage. Von keinen Höllenrichtern, von keinem Charon wissen sie; und ihr Belial ist nichts weniger als einer dieser Gestalten. Ein König kraftloser Schatten ist

* Daß David in diesem Psalm ein Vorbild des Messias habe sein sollen, ist aus dem Neuen Testament ersichtlich, gehört aber nicht hieher. Hier ist vom Charakter der damals redenden Person und dem Inhalt des Psalms nach seinem Zusammenhange die Rede.

[1] „Der Fromme", eigentlich Mitglied der jüdischen Sekte der Chasidim. — [2] Welche Moses-Stelle Herder meint, ist nicht ersichtlich; bei Hiob denkt er wohl an Kap. 27, V. 21: „Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahinfährt, und Ungestüm wird ihn von seinem Orte treiben."

er, wie Sie bemerken[1], und Scheol, die Hölle, ist sein Reich, seine Wohnung. Ihr Reich der Väter bei Gott ist wahrlich nicht aus Ägypten.

Alciphron. Und die Auferstehung der Toten?

Eutyphron. Die ist ein Begriff, zum Reiche des Messias gehörig, da dieses durch die Bilder der Propheten schon befestigt war; davon wollen wir künftig reden. Für heute gute Nacht! wir gehn beide dem Bilde des Todes in die Arme, und nach der spätern analogischen Dichtung ist der Guten Seele auch im Schlaf in Gottes Paradiese.[2]

Moses.

Unsre Entfernung, mein Freund, soll uns nicht hindern, den großen Mann zu betrachten, der, so wie zur ganzen israelitischen Verfassung, so auch zum Gebrauch und Genius ihrer Poesie den näheren Grund gelegt hat. Wir sind jetzt die Zugänge zum Gebäude durchgegangen und haben, so wie in der Kosmologie und ältesten Tradition dieses Volks, so auch in den Grundbegriffen ihrer Poesie und Religion aus den Sagen der Väter Materie zusammengetragen, auf die wir uns künftig oft beziehen werden. Jetzt ändert sich die ganze Szene; kein Hirtenvolk, keine Hirtenbegriffe von Gott und dem Kreise des Lebens umher finden wir mehr: ein in Ägypten geborner und erzogner Mann, dem Arabien sein zweites Vaterland, der Schauplatz seiner Einrichtungen, Thaten, Züge und Wunder ist, stehet vor uns. Auch der Geist der Poesie seines Volks wird also daher Gestalt und Bildung nehmen.

Ich nahe mich dir, ernster, heiliger Schatte! Einer der ältesten Gesetzgeber und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts! Dein Antlitz glänze nicht zu sehr, daß ich deine Züge erkenne und sie

[1] Vgl. S. 230, Z. 13 u. 14. — [2] Es folgen hier im Original noch drei Dichtungen Herders, die erste über Hiob, Kap. 3, V. 11, und Kap. 10, V. 20. Der Stoff zur zweiten, ein „Trostgedicht über die verstorbene Mutter eines Helden", ist Johann Jakob Reiskes Übersetzung des arabischen Dichters Motanabbi (915—965) entnommen, und die dritte behandelt „Das Land der Väter" nach biblischen Begriffen und Erzählungen.

meinem Freunde mit Licht und Wahrheit, die du dem Fürsten deines Volks als Heiligtum auf die Brust legtest[1], zeige!

Das frühe Schicksal Moses' war so wunderbar, wie wir's im spätern Altertum bei mehrern Gesetzgebern und großen Männern entweder als Geschichte oder als Fabel nachgeahmt finden. Ein Cyrus, ein Romulus u. a. wurden wie er errettet, und sein Name erinnerte ihn daran, daß ihn die Gottheit durch die Hand einer Fürstentochter eben des Volks, das die Seinigen unterdrückte, nicht umsonst aus dem Wasser gezogen habe. Es scheint, die Vorsehung habe ihr weises Spiel darin, die größesten Dinge an einem seidnen, oft widerwärtig geflochtnen Faden aus dem Schlamme des Nichts hervorzuziehen und die Hand der Feinde ihres Rats zu ihren tiefverborgenen Zwecken zu gebrauchen.

Am Hofe Pharaons ward Moses erzogen. Gelehrt in aller Weisheit der Ägypter, ward er auch mit den Geheimnissen ihrer Priester und der Staatsverfassung des Landes bekannt, das die Wiege der politischen Einrichtung mehrerer Völker geworden. Die Sage macht ihn auch zum Kriegshelden, wovon aber die Geschichte seines Volks schweiget.

Es ist dem Gange der Vorsehung durchaus nicht schimpflich, daß sie ihr Werk durch Werkzeuge treibt und göttliche Zwecke durch menschliche Mittel befördert. Ein Volk sollte zu den Sitten und dem Gott seiner Väter, wie es sein konnte, zurückgebildet werden, das diese Sitten in Ägypten verloren hatte, dem, nahe am Götzen- und Priesterdienst der Mizraimen[2], der Gott seiner Väter fremde geworden war. Ein ägyptischer Weiser mußte es sein, der es von seiner Verwilderung zurückbrachte, der selbst ägyptische Einrichtungen dazu nutzte, ihm die Religion seiner Väter wiederzugeben, wie es sie jetzt fassen konnte, und, um sie daran festzuhalten, um auch ihre Sinne und Gewohnheiten zu beschäftigen, aus den Geräten und Kleinodien eines abergläubischen Volks ihnen einen Gottesdienst, eine Hütte aufzurichten, die trotz

[1] Anspielung auf das von Moses zuerst dem Aaron angelegte „Amtschildlein" mit „Licht und Recht" (Urim und Thummim). — [2] Ägypter.

alles Sinnlichen und Bildlichen das erste politische Heiligtum der reinen Erkenntnis auf der Erde war. Es ist thöricht, leugnen zu wollen, daß Moses bei der Einrichtung seines Priesterstammes, seines Tempels, seiner Gebräuche nicht[1] auf das Ägypten Rücksicht gehabt hätte, in dem er selbst gebildet war, und von dem er sein Volk wegbilden wollte: die Spuren der Ähnlichkeit sind unverkennbar. Daß er auf Priestertum alles bauete, daß er dazu einen eignen Stamm wählte, Opfer, Reinigungen, Kleider, das Brustschild des Hohepriesters, viele einzelne Gebräuche, die es hier aufzuzählen und mit Ägypten zu vergleichen zu lang wäre, zeigen es genugsam. Der Geist seiner Religion war aber nicht ägyptisch. Sein Gott war Jehovah, der Gott seiner Väter; und auch in Zerimonien zog er seine Einrichtung wie Geist aus der groben Materie, ja wo etwas abergläubig war, wo es nur von fern zur Abgötterei führen konnte, arbeitete er dem schwarzen Geist des knechtischen Ägyptens stracks entgegen. Keine Götzenbilder lernte sein Volk kennen; das güldne Kalb, das Nachbild ägyptischer Kunst und Weisheit, verbrannte er mit Feuer und gab's voll Zorn und Eifer seinen Abgöttischen, als einen Greuel in der Asche, zu trinken. Keine Figuren hatte und litt sein Tempel; die Cherubim[2] selbst nahm er nicht als ägyptische Sphinxe auf, sondern als bedeutungsvolle, schreckliche Wundergeschöpfe der Sage seiner Väter. Weder Hieroglyphen noch Götzenbilder trug sein Hohepriester an Stirn und Brust, sondern Buchstaben, heilige Schrift. Er weihete ihn Gott und den zwölf Stämmen seines Volks durch Licht und Rechtschaffenheit, d. i. durch erleuchtete Wahrheit. Das Heiligtum, das er angab, war der dunkle, nach morgenländischer Art geschmückte Palast eines unsichtbaren, nicht nachzubildenden Königs, dessen Diener die Priester waren, sein Heer das ziehende Hoflager Gottes. In Opfern und Reinigungen entfernte er sich vom Aberglauben der Ägypter ganz, und in der Wahl der Speisen arbeitete er ebenfalls

[1] Vgl. Bd. 1, Einleitung, S. 70*. — [2] Vgl. S. 172.

dem an Wassertieren und Ungeheuern reichen Ägypten entgegen. Seine Gesetzgebung ist das älteste Muster, das wir, zumal in Schrift verfaßt, haben, wie Gesundheit, Sitten, politische Ordnung und Gottesdienst nur ein Werk sind.

Indessen ist's nicht zu leugnen, daß diese ganze Einrichtung ein zeitmäßiges ägyptisches Joch war, den damaligen Israeliten und überhaupt als ein großer Schritt auf dem Wege der Volksbildungen unentbehrlich; unglücklich aber, wenn dies Joch, auf gut ägyptisch und sinesisch, ein ewiges Joch, ein ewiger Rückhalt der Menschheit hätte sein sollen oder sein wollen. Das war die Absicht Moses' nicht, so oft er's einen ewigen Bund nannte und seinem barbarischen, widersetzlichen Volk es, wie Lykurg seine Gesetze, nennen mußte. Er versprach seiner Nation in seinen letzten Reden Propheten, d. i. weise, von Gott gesandte und erleuchtete Männer, wie er gewesen; er besserte selbst an seinen Gesetzen und that nach Beschaffenheit der Umstände hinzu; er sagte selbst zuletzt, daß Liebe Gottes von ganzem Herzen, nicht sklavische Furcht und ägyptischer Knechtsdienst das Wort im Herzen und das größeste aller Gebote bleibe. Seine harte Strafen waren allesamt nur traurige Bedürfnisse der Zeit und des Volks; in seiner letzten herzlichen Rede und immer vorher erinnerte er an die väterlichen Wohlthaten Gottes und setzt Fluch und Segen, harten Knechtsdienst und freiwillige Kindesliebe gegeneinander. Sein Gott ist der langmütige, gütige — erst nach langem Schonen und auch denn nur auf kurze Zeit ein eifriger Rächer, bis er wieder die Hände frei hat, wohlzuthun, zu segnen. Wärest du in Zeiten erschienen, göttlicher Mann, da man deine Gebote zum Netz machte, menschliche Seelen zu fangen und ewig in ihrer Kindheit festzuhalten; in Zeiten, da deine einst in allen Gliedern lebendige Gesetzgebung ein toter Körper war, an dessen Würmern man zehrte, da die kleinste deiner Vorschriften ein güldnes Kalb war, um welches man im Taumel der heuchelnden Abgötterei hüpfte und frohlockte: tausendmal hättest du es zerschlagen und deinen Entweihern, deinen Abgöttern in greuelnder Asche zu trinken gegeben.

Doch ich kehre zurück zu seiner Lebensgeschichte. Eine jugendliche Heldenthat trieb den künftigen Retter seines Volks aus Ägypten, da Ägypten ihm nicht mehr not und die Zeit der Errettung noch nicht da war. Die Wüste Arabiens mußte der stille Aufenthalt seiner reifern männlichen Jahre werden, und Völker, die mit Israel in Sprache und Stammesart verwandt waren, waren jetzt vierzig Jahre seine Nachbarn. Die Fabel hat den arabischen Emir oder Scheik Jethro[1]: zu seinem Aufwiegler, zum Urheber seiner politischen Plane machen wollen; nichts in der Welt ist der Ansicht dieser Geschichte, wenn etwas in ihr wahr ist, mehr entgegen. Ein kluger Mann war Jethro, nicht aber der Geist, der den Moses zu seinem beschwerlichen, einem Menschenauge unübersehbaren Werk zwang; denn gezwungen mußte er dazu werden, wie man aus seiner ihm selbst unerwarteten, ungelegnen, nach seiner Meinung unauszuführenden Sendung siehet. — Welch eine rechtfertigende Epopee ist diese einfältige, stille Geschichte der Sendung Moses', seines Werks in Ägypten, seiner Ausführung, Wunder und Züge! Ohne Geschwätz und Aufruf, mit Fehlern und Schwachheiten sogar, stellet es uns den Mann dar, der nie von sich selbst spricht, der nie gerühmt wird, der nur in seinem Werk, seinen Anstalten, seinen harten Sorgen und Thaten lebet. —

Die Erscheinung Gottes im flammenden Busch ist ganz arabisch, so wie die Wunder und Zeichen, die er in seine Hand bekommt, ganz ägyptisch. Jene Wüste, die gleichsam ganz Feuer und Fels ist, muß einen dürren Strauch tragen, in dem ihn die Gegenwart des Ewigen wecket und sich ihm offenbaret. Die Wunder in seiner Hand sollen ihm Waffen sein gegen die ägyptischen Zauberer und Wunderthäter. Sie sind's auch ihrer Art nach, so wie alle Plagen, mit denen er sein Volk frei macht. Schlangen, Insekten, der Nilstrom, garstige und schädliche Wassertiere, Finsternis, der Würgengel sind's, mit denen sich auch hier Ägypten gleichsam genetisch und geographisch malet.

[1] 2. Mosis, Kap. 18.

Gott führt sein Volk aus Ägypten mit hohem Arm; er erkauft sich seinen Knecht aus der Dienstbarkeit und tauft ihn gleichsam in den Fluten des Roten Meers, daß er nun sein erkaufter, leibeigner Knecht sei. Auch die Erstgeburt ist sein; denn sie ist einst errettet, verschont worden, und ein ewiges Fest des Ausgangs mit dem Blut des geschlachteten Lammes an der Thür muß dies Anrecht Gottes auf jedes Haus, auf jedes Geschlecht bezeichnen. Hinter dem Roten Meer, im Angesicht ihrer untergegangnen Feinde ertönt in zwei Chören der Lobgesang Moses' und der Mirjam[1], der nachher das Vorbild so vieler Errettungspsalmen und Siegeslieder dieses Volkes ward.

Auf Adlersflügeln trägt Gott sein errettetes Volk weiter; eine unfruchtbare Wüste soll das Haus seiner Bildung werden, wo er's als seinen Erstgebornen selbst speiset, selbst tränket. Ewig werden nachher diese Wohlthaten besungen und wiederholt; wenn sie nur aber auch den Zweck erreicht hätten, den der Vater dieses Volks sich vorsetzte, es abgesondert von allen Völkern in einer Wüste, wo sie von der Milde seiner Hand lebten, auch im Sinn der Gesetze und Gebräuche zu seinem Volk zu bilden!

Fürchterlich ward das Gesetz gegeben, in einer fürchterlichen Wüste; unter Schauer und Entsetzen ward der Bund gemacht, der so oft durch schauerliche Strafen, durch feurige Schlangen, Verschlingung der Erde eingeschärft werden mußte. Wo warst du jetzt, sanfter, freundlicher Eindruck des Gottes Abrahams und seiner Hirtensöhne? Als er mit dem Vater dieses Volks, Freund zu Freunde, brüderlich sprach[2], durch einen Engel mit Israel rang[3] und ihn als Jüngling auf seiner träumenden Lagerstätte segnete[4]? Wo wareſt du jetzt, unschuldige, selige Zeit, da das Zelt der Patriarchen Engel bewirtete[5] und sich um einen Hirtenzug zwei Heere Gottes lagern[6]? Jetzt flammt der Berg von Engeln Gottes, jetzt zittert die Erde von seinen zum Kriege ziehenden

[1] 2. Mosis, Kap. 15. — [2] 1. Mosis, Kap. 12 ff. — [3] Ebenda, Kap. 32. — [4] Ebenda, Kap. 28, V. 13. — [5] z. B. ebenda, Kap. 19, V. 1. — [6] Ebenda, Kap. 32, V. 1 f.

Heeren! — Niemand in der Welt kann die veränderte Sprache verkennen, die jetzt, verglichen mit jener Patriarchengeschichte, in der Beschreibung dieser Züge herrschet. Überall tönt die Wüste Arabiens durch: „Ein Fels ist Gott, ein brennendes, verzehrendes Feuer.“ Hornissen gehen vor ihm her, die er auf die Völker Kanaans sendet. Er wetzt den Blitz seines Schwerts, er zieht Pfeile, die nach Blut dürsten. Seine Rachengel sind Seraphim, feurige Schlangen, die er selbst auf sein Volk sendet; und immerdar erhebt er seine Hand durch die Himmel und schwört: „Ich bin Jehovah! der Eine! dein Gott, abtrünniges Israel, und lebe ewig!“ — Die größten Poesien und Bilder in Psalmen und den Propheten sind aus diesem Zuge Moses' durch die Wüste, aus seinen Wundern, Reden, insonderheit aus seinem letzten Liede genommen; denn dies Lied ist, wie man offenbar siehet, gleichsam die Urweisfagung, das Vorbild und der Kanon aller Propheten. Wie dies sich in Fluch und Segen, väterliche Vermahnung und Warnung teilt, so alle Propheten. Ja selbst im Schwunge des Liedes, wie dies mit Himmel und Erde anfängt, so fängt auch Jesaias, so fangen mehrere Weisfagungen und Gesänge an, und wahrscheinlich ward unser erstes Kapitel Jesaias' eben das erste und der Eingang zu allen Propheten dieses mosaischen Anfangs wegen. Nach dem mosaischen Gesetz wurden die Propheten gerichtet, nach ihm mußten sie sich bilden.

Auf dreierlei Weise hat also Moses in die Poesie seines ganzen Volks gewirkt und auch dieselbe, wie alles in seinem Staat, umschränket. Zuerst durch seine Thaten: die Ausführung aus Ägypten, die Reise durch die Wüste, die Eroberung des Landes, da Gott vor ihnen geht und streitet, ward der ewige Stoff ihrer Bilder und Lieder, wovon ich jetzt nur (vielleicht die beiden größten) den Trauergesang Habakuks[1] und den 68. Psalm, die ich Ihnen beide zusenden werde, besonders nenne. Dieser Zug ward in spätern Zeiten das Vorbild aller Wunder Gottes mit

[1] Habakuk, Kap. 4.

diesem Volk, das Urbild ihrer Kriege und Siege, ihrer Wohlthaten und Strafen. Die Einrichtung des Gottesdienstes und Priestertums rechne ich auch zu den Thaten Moses', dadurch er forthin auf die Poesie seines Volks wirkte. Sie ward hiedurch Tempelgesang, sie schloß alle Götter und Hymnen auf Geschöpfe oder fabelhafte Wesen aus, sie brachte den Namen Jehovahs in die kleinste der bürgerlichen und häuslichen Pflichten, kurz, sie machte die Poesie der Ebräer in allem heilig. Wie Moses und Mirjam am Roten Meer gesungen hatten, so besang man nachher alles als Gottes That. Da der ganze Staat priesterlich, da auf Opfer und Heiligtum alles gegründet war, so kleidete sich auch die Dichtkunst in allen Schmuck der Priester, des Tempels, der Gottesgebräuche; zumal da David, der Wiedererwecker des jüdischen Gesanges, auch viel auf die Pracht des Heiligtums hielt und in seinen Gesängen sogar Gott in dieselbe kleidet.[1] Erst spätere Propheten wagten's, wieder zum reinen Bunde Gottes mit Abraham zurückzukehren und, weil sie den Mißbrauch der Opfer, den Verfall der Priester, die Abgötterei der Tempelgebräuche mit allen schädlichen Folgen vor sich sahen, über das alles hinwegzusehn und Israel wieder an Abraham zu erinnern. Vorzüglich that dieses der große Jesaias, der Adler mit dem Flammenblick und dem ätherischen Sonnenschwunge unter den Propheten. Auch hier hatte also die Einrichtung Moses' das Schicksal aller Einrichtungen auf dieser Erde: zuerst heben sie, zuletzt schränken sie ein. Die Poesie der Ebräer bekam einen unverkennbaren Vorzug vor allen Nationalpoesien der Erde, daß sie Gottes-, daß sie reine Tempelpoesie ward; zuletzt ward sie auch als solche gemißbraucht: der Baum blieb stehen und wuchs nicht weiter, er erstickte im Tempelgewölbe. Der erhabenste Vorhall aller Zeiten ward öder Nachhall im Ohr der schlummernden, abgöttischen Nachwelt.

Das zweite Mittel, wie Moses unsterblich auf die Poesie seines Volks wirkte, war die Beschreibung seiner Thaten, seine

[1] Die Worte beziehen sich auf Bilder, nach denen Gott leibhaftig im Tempel anwesend gedacht wird, z. B. Ps. 18, V. 7; Ps. 20, V. 3 u. 4; Ps. 24, V. 7—9

eigne Poesien und Lieder. Sein letztes Lied ward, wie gesagt, das Vorbild der Propheten; Israel mußte es auswendig lernen, und sie halten's, so hart es für sie ist, noch sehr hoch. Sein Lied am Roten Meer ward das Vorbild der Lob-, Sieges- und Errettungspsalmen so wie der erhabne 90. Psalm das schöne Vorbild lehrender Lieder. Überhaupt ist die Poesie Moses', wie es auch sein Leben und Charakter war, vielumfassend, aber hart, ernst und einsam. Sie glänzt, wie sein Angesicht; aber eine Decke hangt vor ihr. Der Geist in ihr, in seinen Anstalten und Schriften, ist vom Geist Hiobs, Davids, Salomos sehr verschieden. — Die eigne Beschreibung seiner Anstalten und Reisen gehört ebenfalls zu dem Werkzeuge, von dem ich rede. Daß er seine Gesetze und Züge aufschrieb und jene zum Kanon der Priester, diese, insonderheit die letzte Wiederholung des Gesetzes, zur Lehre des Volks machte, daß er einen eignen Stamm von Menschen[1] wählte, die, befreiet von andern Geschäften, sich dem Lesen, Abschreiben und Ausüben seiner Gesetze und Rechte widmen mußten, daß er Denkzeichen, Figuren, Hieroglyphen ausschloß und Schrift, Buchstabenschrift sowohl zum Schmuck des Hohepriesters als zum Geschäft der Priester und damals gewiß zum Vorzuge seines Volks machte, daß wahrscheinlich er die alten Geschichten und Sagen seines Volks sammlete und sie als ein Heiligtum der Vorwelt, ja als den Grund seines Gesetzes, seiner Lehre, der Rechte Israels auf Kanaan u. s. der Geschichte vorschob: dadurch machte oder wollte er ein barbarisches Volk, wenigstens einem Teil nach und in Grundgesetzen der Verfassung, zu einem litteraten Volk machen. Die Arche seiner Hütte, sofern sie Buchstabenschrift enthielt, verwahrte einen Schatz der Vorwelt und das große Mittel der Völkerbildung bis auf die spätesten Zeiten. Wären seine rauhen Gesetztafeln noch da, fänden sich die Felsen, die er vor seinem Ende mit Buchstabenschrift beschreiben ließ, noch auf, wir hätten an ihnen das verdienteste Denkmal der Urwelt.

[1] Die Leviten.

Das dritte Mittel endlich, wodurch Moses auch die Wiedererweckung des heiligen Gesanges in Zeiten des Verfalls besorgte, war das Recht, das er den Propheten gab und vorschrieb. Der weise Mann ahndete sowohl mit seinem Recht der Könige als diesem Prophetenrecht Zeiten vorher, da man von seiner Vorschrift wiche; öffentlichen Greueln der Art setzte er also eine Stimme entgegen, die das Volk, die den König selbst zu seiner Bestimmung zurückrief und sich mit dem Ansehen Moses', des Stifters der Nation, schützen konnte. Das waren also die Wächter, die Weise des Volks, die aufmunterten, wenn alles schlief, die, wenn die Priester schwiegen und die Großen drückten, im Namen Jehovahs sprachen, unterweisend, tröstend, warnend. Diese Befugnis Moses' hat uns einen Elias und Elisa, einen Jesaias und Habakuk gegeben, sie hat seine Gestalt und Stimme wenigstens im Schatten, im Nachhall erneuret. Man lieset die Propheten nie recht, wenn man sie als Weissager, als Träumer, als Marktschreier ansieht: Nachfolger Moses' waren sie, Anwender und Erneurer seines Gesetzes in verfallnen Zeiten; und einige unter ihnen waren sehr weltkluge Männer, große Redner, lehrreiche Dichter. Im Jesaias ist vielleicht mehr als eine Republik Platons.[1] — Übrigens halte ich Moses für den Verfasser der Sprüche und Weissagungen Bileams nicht; in ihnen atmet ein andrer und, darf ich sagen, poetischerer Geist als in den Poesien Moses'. Dieser, so großer Dichter er war, war mehr Gesetzgeber als Dichter, und insonderheit zeigt sein letzter Segen, zumal wenn man ihn mit dem Spruch Jakobs[2] vergleicht, sein mattes Alter, seine das Grab suchende Seele.

Er starb, sagt die schöne Sage seines Volks, am Munde Gottes, und Gott begrub ihn selber. Er starb auf einem Berge, das Land überschauend, für das er alles gethan und gelitten hatte, was Menschenkräfte leiden und tragen mögen; sein Auge

[1] D. h. Jesaias enthält, was Platos Schrift vom „Staate" enthält, das Bild eines Idealstaates, in vollkommnerer Weise, nämlich ein Bild des Gottesstaates. — [2] 5. Mosis, Kap. 49.

sollte es sehen, sein Fuß aber nicht berühren. Auch den Fels im Dulden, Thun und Tragen hatte Unglaube und Ungeduld wankend gemacht; er kam also nicht zur Ruhe, erlebte nicht das Ziel seiner Reise. Weise und gut, daß er's nicht erlebte! Nicht mit Blut der Kananiter mußten die Hände befleckt werden, die den Stab übers Rote Meer streckten, die in der Wolke das Gesetz empfingen, die Gottes Heiligtum bauten. Auch in der Schlacht mit den Amalekitern erhoben sie sich nur betend.

Welch ein Unterschied, wenn man die beiden Brüder, Moses und Aaron, zusammen betrachtet! Dieser Körper, jener die Seele: „Er soll dein Mund sein, du sollt sein Gott sein!" — so ist's auch zwischen Priestern und Propheten immer geblieben. Wie wenige Priester stellten sich auch in einem Volk, wo sie der lehrende, der richtende, der die Gesetze der Nation bewahrende, gewissermaße der königliche Stand waren, dem Verderben entgegen? Ja fing bei ihnen unter Richtern und Königen nicht immer das Verderben zuerst an? Eben wie Aaron das goldne Kalb machte, indes sein Bruder auf Sinai mit Gott sprach und Gesetze überdachte, so waren, als Moses' Nachfolger Elias am Berge Horeb oder auf dem Karmel trauerte, Hunderte von Priestern gemästete Baalspfaffen. Unter allen Propheten sind nur zween[1], nicht eben die mutigsten, nicht eben die größesten, Priester.

Empfangen Sie hier die harte, eifrige, bis zum Tode gequälte Seele Moses' noch in seinem letzten Flammenliede. Was seine Thaten, Anstalten, Beschreibungen und andre Lieder für Stimmen der Poesie hervorgebracht haben, wollen wir im Verfolg sehen; aber in diesem Gedicht erscheint Ihnen ganz der flammende Berg, die Feuer- und Wolkensäule, die vor Israel zog, und in ihr der Engel des Angesichts Jehovah.[2]

[1] Jeremias (Kap. 1, V. 1) und Hesekiel (Kap. 1, V. 3). — [2] Hier folgt eine von Anmerkungen begleitete Übersetzung von 5. Mosis, Kap. 32.

Zweiter Teil.

II.

Beruf und Amt der Propheten.

Inhalt.

Vom Beruf Moſes'.

1. Die Erſcheinung Gottes. Feuer blieb das Symbol der göttlichen Erſcheinung. Was Engel Gottes, Engel des Angeſichts heiße? Erſcheinung Gottes an Moſes, an die Älteſten Iſraels, an Elias, an Jeſaias, an Ezechiel und Daniel. Vergleichung dieſer Erſcheinungen mit den älteſten Zeiten. Stufengang der Poeſie in Entwicklung der Bilder. Was es auf die ebräiſche Poeſie für Einfluß hatte, daß keine Göttergeſtalten zu beſchreiben waren?

2. Wort Gottes an Moſes, an ſpätere Propheten. Propheten des Worts und der That nach Beſchaffenheit der Zeiten. Kraft des Prophetenworts. Ob ſie nach eigner Phantaſie ſprechen konnten? Geſtalt der ebräiſchen Poeſie durch dieſe ernſte, gewiſſe Begeiſterung. Ihre Verſchiedenheit nach den Zeiten.

3. Zeichen Moſes'. Wozu ſie waren? wofür ſie galten? Zeichen der ſpätern Propheten in Sachen außer ihnen und an ihnen ſelbſt. Beiſpiele aus Jeſaias.

Was der Name Prophet urſprünglich bedeutet? Wie er auf Götterſprüche in Poeſie und Muſik übergegangen. Ob die Propheten Wahnſinnige geweſen? Stelle aus Jeſaias. [Die Propheten, ein Gedicht.]

Anhang. Warum waren aber Propheten ſo vorzüglich dieſem Volk eigen?

Die meiſten ebräiſchen Dichter waren heilige Perſonen, Weiſe des Volks, Propheten; laſſet uns einige Züge dieſes Berufs und Charakters von fernher entwickeln!

Als der vertriebene Moſes in der arabiſchen Wüſte ſeine Herde weidete, kam er an den Berg Gottes, Horeb.* Und der Engel des Herrn erſchien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Buſch; da rief ihm Gott aus der Feuerflamme und offenbarte ſich ihm als den Gott ſeiner Väter. Er gab ihm ein Wort des Auftrags zur Errettung des Volks; und da Moſes Zweifel machte,

* 2. Moſ. 3.

gab er ihm Zeichen. Geschichte, Wort und Zeichen sind also, wie bei diesem ersten und größesten Propheten, nachher einzeln oder beisammen auch die Kreditive des Berufs seiner Nachfolger, mithin auch die Seele ihre Poesie; vor allem also müssen wir hievon reden.

I. Die Erscheinung, die den Moses aufmerksam machte, war eine Feuerflamme im Busch. Möge nun dies Symbol in seiner nähern Beziehung bedeutet haben, was es wolle, so war's hier Symbol der erscheinenden Gottheit, die sich zu dieser Zeit, an diesem Ort nicht einfacher offenbaren konnte. Was war in der arabischen Wüste als etwa ein Baum, ein dürrer Busch? Zudem war das Feuer von den ältesten Zeiten her in Orient und fast bei allen Nationen Symbol der Gottheit, das es auch seines Glanzes und seiner Eigenschaften wegen so vorzüglich sein kann. Es ward also in der Poesie und den Anstalten Moses', doch ohne Bilderdienst und Abgötterei, Symbol Jehovahs. So oft heißt Gott bei ihm ein verzehrend Feuer, dessen Zorn bis in die unterste Tiefe brennet. Auf Sinai erschien er also; in einer Feuerwolke zog er vor Israel her; heiliges Feuer fiel vom Himmel und verzehrte das Opfer; eine Wolke wie Feuer bedeckte die Wohnung. In Propheten und Psalmen sind diese Bilder gewöhnlich.

Der Gott, der sich hier offenbarte, nennt sich Jehovah, und heißt auch der Engel Jehovahs.* So ziehet in der Wolke Jehovah vor Israel her, und doch ist's auch der Engel Gottes, der vor Israel hergeht, und abermals wieder Gottes Angesicht selbst; — nur Unkunde des Geistes Moses' in diesem Idiotismus hat hier Zweifel machen oder gar eigne Gattungen der „Engel des Angesichts" schaffen können. Moses' Jehovah ist unanschaubar; sobald er im Symbol irgend einer Natursache erscheint, so ist diese sein Engel, d. i. sein sichtbarer Bote, oder nach Moses' schönem Ausdruck: Gottes Name ist in ihm. Da es in den mosai-

* 2. Mos. 3, 2. 4. 6; 2. Mos. 14, 19. 24; 2. Mos. 33, 34 u. f.

schen Büchern so oft und stark ausgedrückt wird, das Antlitz Gottes könne niemand schauen oder nachbilden, so werden mit großem Bedacht die Namen unterschieden. Also auch selbst dem Ausdruck nach heißt das Angesicht Gottes „die speziellste Vorsehung und Aufsicht", die vor Israel herzieht, und sofern von dieser Gegenwart ein Zeichen erscheint, ist dies Zeichen der Bote seines Anblicks, sein Gesandter.

Dem Moses war die göttliche Erscheinung also nur ein Symbol; wir wissen aus seiner spätern Geschichte, wie Gott es ihm weigert, ihm sich selbst sehen zu lassen, ob er wohl vertraulich mit ihm sprach, wie ein Freund zum Freunde. Er gehet nur, vermutlich in Wetter und Glanz, ihm vorüber, und eine Stimme muß seine Thaten, seine, eines Geistes, Eigenschaften preisen.* Ich glaube, es gibt in allem, was die Menschheit dichten kann, wenig so erhabne Situationen als diese einfach erzählte Gottesgeschichte.

Kam Moses zu dem heiligen Gezelt,
so stieg die hohe Wolke nieder
und stand am Zeltesthor und sprach mit ihm.
Es sah das ganze Volk die Wolke stehn
an Zeltes Thor, und alles Volk stand auf,
und jeder bückte sich vorm Thor des Zelts.
Jehovah sprach mit Mose, Mund zu Mund,
so wie ein Mann mit seinem Freunde spricht.

Und Mose sprach zu Gott: „Sieh, du geboteſt mir:
‚Laß ausziehn dieses Volk!' und zeigtest mir nicht an,
wen du zur Hülfe mit mir senden würdest?
Du sprachest nur: ‚Ich kenne dich beim Namen,
du hast vor meinem Antlitz Gnade funden.'"

Jehovah sprach: „Mein Angesicht
soll mit dir gehn und Ruhe dir gewähren."

Er sprach: „Geht nicht dein Angesicht
mit uns, so führe nicht uns weiter fort!

* 2. Mos. 33, 9—23, Kap. 34, 1—8.

Woran soll man erkennen,
daß ich und dies dein Volk vor dir in Gnaden sei?
Nicht darin, daß du mit uns zeuchst?
und ich und dies dein Volk geschieden sind
vor allem Volk der Erde?"

Jehovah sprach: „Auch dies will ich dir thun,
weil du mir wert bist und ich dich
beim Namen kenne, meinen treuen Knecht." —

„So laß mich sehen deine Herrlichkeit!"

„Ich will vor deinem Angesicht
all meine Schöne zeigen, rufen aus
Jehovahs Majestät vor dir;
Denn ich begnad'ge hoch, den ich begnad'ge,
bin sehr voll Liebe, dem ich liebreich bin.
Nur sehen kannst du nicht mein Angesicht,
denn kein Mensch siehet es und lebt."

Und sprach: „Hier ist ein Ort bei mir;
da auf dem Felsen sollt du stehn!
Da wird vorübergehen meine Zier,
und du sollt stehen in des Felsen Thor
und meine Hand dich decken, wenn ich geh' vorüber.
Denn will ich abziehn meine Hand,
und meinen Rücken sollt du sehn,
denn mein Antlitz kann nicht gesehen werden." —

Am Morgen früh stand Moses auf,
stieg auf den Berg, wie ihm der Herr geboten,
und nahm die Tafeln Stein in seine Hand.

Da stieg Jehovah in der Wolke nieder
und stand vor ihm daselbst,
rief aus Jehovahs Majestät
und ging, Jehovah ging vor seinem Antlitz über
und rief: „Jehovah, Jehovah, Gott!
barmherzig, gütig, ein langmütiger,
ein sehr barmherziger und treuer Gott!
der Treu' und Güte hält auf tausend der Geschlechter
und Unrecht trägt und Sünd' und Missethat,

vor dem der Reine ſelbſt auch nicht iſt rein!
Die Miſſethat der Väter ſucht er auf
an Kindern und an Kindeskindern
ins dritt' und vierte Glied." —
Und Moſes eilete und bückte ſich
und ſank zur Erde nieder.

Ebenſo unanſchaubar zeigte er ſich den Älteſten Israels:

Sie ſahen den Gott Israels,
zu ſeinen Füßen war's wie glänzender Saphir,
wie reiner Himmel anzuſchaun.

Ob alſo gleich die Erſcheinung des unſichtbaren Gottes in der älteſten jüdiſchen Theologie nicht lag; ob es gleich, ſobald er im Symbol erſchien, nur Engel Jehovahs heißt, das dies Symbol darſtellte, ſo bequemte ſich doch die Gottheit der Faſſung mancher ſpätern Propheten: ſie ſahen und beſchreiben Gottes Erſcheinung. In dieſer ſehen wir ſodenn Züge aus Moſes, der die Grundlage der ganzen Ökonomie blieb, nur jedesmal nach den Zeiten und der Faſſung des Propheten verändert. In der ſchönen Erſcheinung, die dem zweiten Moſes, Elia, eben auch auf dem Berge Gottes, Horeb, und vielleicht in derſelben Höhle ward, in ihr iſt Ähnlichkeit mit jener Geſchichte unverkennbar.* Vierzig Tage und Nächte wandert er zum Berge Gottes und kommt in die Höhle und übernachtet. Siehe, da ruft die Stimme Gottes: „Was thuſt du hier, Elia?" Er antwortet, und die Stimme ſpricht: „Gehe hinaus und ſtelle dich auf den Berg vor das Angeſicht Jehovah!" —

Und ſieh, Jehovah ging vorüber!
Ein großer, harter Sturm,
der Berge zerriß und Felſen ſpaltete,
ging vor Jehovah her;
doch er, Jehovah, war im Sturme nicht.

Und hinterm Sturme kam ein Erderbeben;
Jehovah war im Erderbeben nicht.

* 1. Kön. 19, 8—13.

Und hinterm Erderbeben Feuer;
im Feuer war Jehovah nicht.

Und hinterm Feuer gelindes, sanftes Sausen —
Da das Elias Ohr vernahm,
verhüllte er sein Angesicht im Kleide
und ging hinaus, trat an das Thor der Höhle,
und eine Stimme sprach:
„Was thust du hier, Elia?“ u. s.

Das Gesicht sollte dem Feuereifer des Propheten, der alles im Sturm verbessern wollte, Gottes linden Gang zeigen und seine langmütige, sanfte Natur predigen, wie dort die Stimme es Mosi that; darum ward die Erscheinung so schön verändert. — Dem königlichen Propheten Jesaias erschien Gott als thronender König in seinem Tempelpalast; die Ersten seines Hofes stehen um ihn; Cherubim, über denen er nach dem alten simpeln Bilde wohnte[1], sind in Seraphim verwandelt, die teils von Dienern des Throns, teils von Priestern des Tempels ihre Züge nehmen. Das ganze Bild ist in Jesaias' Königspracht und Würde.*

Im Jahr, als König Usia starb,
sah ich Jehovah thronen auf hohem, erhabnen Thron,
die Säume seines Glanzes
füllten den Tempelpalast,
des Thrones Diener standen um ihn her.

Sechs Flügel hatte jeglicher;**
mit zween verbargen sie ihr Angesicht,
mit zween verbargen ihre Füße sie,

* Jes. 6, 1—4. — ** Die Flügel der Seraphim sind von den Cherubim genommen; nur hier vermehrt, und sonst ist ihre Gestalt, sogar ihr Name verändert. Seraphim, nach dem Arabischen שרף, heißen erhabne Gestalten, Vornehme, Fürsten; nur also die Menschengestalt ist an ihnen sichtbar. Die vier verhüllenden Flügel sind Zeichen der Ehrerbietung gegen ihren König; die zwei Flügel zum Schwunge zeigen sie als schnelle Boten. Die Komposition des Gemäldes ist nach Jesaias' Geist: die Züge derselben sind alle aus Moses und den Psalmen.

[1] Vgl. S. 172 und 2. Mosis, Kap. 25, V. 17—22.

mit zween flogen sie.
Und einer rief und sprach dem andern zu:
„Heilig, heilig, heilig
Jehovah, der Götter Gott,
voll ist die Erde seiner Majestät!“
Die Festen der Tempelsäulen zitterten
vor der Stimme der Rufenden,
der ganze Palast war voll Rauch.

Voll Opferrauches nämlich, zu dem auch die glühende Kohle des Altars und der Lobgesang der Priester gehöret: Königs- und Tempelpracht sind hier zusammen verbunden. — Dem Ezechiel erscheint Gott auf einem Wagenthron in den Wolken: der saphirne Boden unter seinen Füßen ist aus dem Gesicht der Ältesten bei Moses[1]; die Feuergestalt, in der er sich zeigte, aus Mose selbst; nur daß dieser alte Seher Gott nicht in Menschengestalt sah. Der späte Daniel ist der erste der Propheten, der eine Menschengestalt Gottes ausführlich zu schildern waget[2]; aber auch bei ihm ist die Erscheinung nur Nachtgesicht, nicht Anschauung; sie ist Figur unter andern symbolischen Traumfiguren:

Das alles sah ich, bis sich Thron' erhoben,
der Alte der Tage thronete:
sein Kleid war weiß wie Schnee,
wie reine Wolle seines Hauptes Haar,
sein Thron war Feuerflamme,
die Räder seines Thrones brennend Feuer.
Ein wälzender Feuerstrom ging aus
von seinem Angesicht;
Tausendmal tausend dienten ihm,
zehntausendmal zehntausend standen vor ihm.
Er saß Gericht,
die Bücher wurden aufgethan — u. s.

Auch dieses Bildes Züge sind vom Berge Sinai, wie sie Moses' Segen, mehrere Psalmen, auch das Gesicht Jesaias', entwickelt

[1] Vgl. Ezechiel, Kap. 10, V. 1, mit 2. Mosis, Kap. 24, V. 10. — [2] Daniel, Kap. 7, V. 9 f.

hatten, und wie schon Ezechiel die Menschengestalt des Thronenden von fern anzudeuten wagte. So enthüllete sich die Erscheinung Gottes mit den Zeiten immer mehr in Bildern; das höchste Altertum nannte diese Züge nicht. Bei Hiob ist Gott der hohe Unbegreifliche, der im Sturmwetter spricht und auf den rollenden Himmelskreisen wandelt. Bei Moses ist er nur im Rücken anzuschaun; er zeigt sich in seinen Eigenschaften und in glänzenden Symbolen. Zur Zeit der Altväter ist er mit ihnen Hirt; dem schlafenden Jakob steht er wie der Hausvater im höhern Gemach des Hauses, von dem sogar auf einer Leiter seine Diener niedersteigen. Dem Abraham ist er besuchender Freund, der auch, da er in einer Gestalt erschien, nur Engel heißt. Je höher hinauf, desto mehr verschwinden die Symbole, und mich dünkt, die schweigende Ehrfurcht gegen den Unendlichen, Unnennbaren wächset. — Auch bei den Propheten war Erscheinung Gottes in einem Gesicht kein notwendiges Stück ihres Prophetenrufs; den nächsten nach Moses, Samuel, rief Gott nur durch eine Stimme von seinem gestaltlosen Sitz über den Cherubim, und die meisten andern hatten Wort Gottes ohne Erscheinung. Was dies der ebräischen Poesie für Auszeichnung von den Dichtarten aller mythologischen Völker gebe, zeigt sich von selbst. Sie ward Poesie der Weisen, nicht mythologischer Götterseher. Hymnen und Epopeen voll kämpfender Göttergestalten waren nicht ihr Werk; die Lieder und Lobgesänge, die Gott besingen, preisen ihn in seinen Thaten, in den Vollkommenheiten seiner Werke; mit den Symbolen seiner Erscheinung schmücken sie sich nur sparsam, und die Ausführlichkeit dieser Züge nimmt zu, je mehr die uralte Erhabenheit der Poesie abnimmt.

II. Mehr als die Erscheinung war das Wort Gottes an Mosen, die Offenbarung seines Namens und der Auftrag zu Befreiung seines Volks. Von jenem wollen wir bei der Gesetzgebung reden; dies, das Wort Gottes, war gleichsam die Seele des Amts und der Poesie der heiligen Dichter. Hier war's ein deutlicher Auftrag, den wir auch noch bei den frühern Propheten

finden; That wird ihnen anbefohlen, nicht bloß Rede. So spricht Samuel, so sprechen die Seher zu Davids Zeiten, so Elias und Elisa; sie wollen Ausrichtung eines bestimmten Befehls, daher ich sie Propheten der That nennen möchte, zum Unterschiede der spätern, die schon mehr allgemeine Lehre, Trost, Strafe und Hoffnungen sagten. Auch dieser Unterschied lag in den Zeiten. Der älteste und größeste Prophet, Moses, konnte sprechen und thun; sein ganzes Leben war Wort Gottes, Handlung. Samuel, als Richter des Volks, dergleichen. In den folgenden Zeiten war die Gewalt in der Könige Händen, und den Propheten blieb nur Wort; ein Wort indes, das sie auch als That, als die lebendigste Erfüllung malen. Daher so viel Bilder von der Kraft des Prophetenworts, die nur durch eine ferne Analogie auf die geistliche Kraft des Worts Gottes überhaupt angewandt werden; es heißt ihnen ein Feuer, ein Hammer, der Felsen zerschlägt, wiederum ein erquickender Tau und Regen, wovon das liebliche Bild bei Jesaias[1] redet:

Ich denke nicht, wie ihr gedenkt,
ich handle nicht, wie ihr wohl handelt.
Wie hoch der Himmel über der Erde ist,
so handle ich, so denk' ich höher als ihr.
Denn wie der Regen und Schnee vom Himmel niedersteigt
und kehrt nicht wieder zurück, bis er getränkt die Erde
und hat sie sprossen gemacht Laub und Kraut,
daß sie dem Säenden Samen gibt und Brot:
so ist mein Wort, das je aus meinem Munde ging;
es kehrt zu mir nie leer zurück,
es thut, was ich gewollt;
es richtet aus, wozu ich's ausgesandt.
So sollt auch ihr in Freude von mir gehn u. s.

Der Name „Wort Gottes" selbst heißt bei den Ebräern oft Führung, Leitung, Rat und That.

So wie nun Moses unglücklicherweise ein doppeltes Wort

[1] Kap. 55, V. 8—12.

bekam — sein Volk zu befreien, und ein hartes, Ägypten zuvor mit mancherlei Plagen zu demütigen — so ist's auch mit den Sprüchen der Propheten. In Plage und Trost, in Rettung und Züchtigung teilt sich der Inhalt ihrer Orakel, und bei beiden liegen die Thaten Moses' oft wörtlich zum Grunde. Sie schlagen die Widerspenstigen mit aller Plage Ägyptens und retten, trösten, rächen ihr Volk mit allen Bildern der Führung Gottes in der Wüste, eines schönern Kanaans, einer gewissen goldenen Zeit. Dies hat den Dichtern Israels bei so vielen den Namen der Menschenfeinde, der Flucher auf alle Welt gegeben; und ich will nicht leugnen, daß die harten Aussprüche mancher von manchem Stolzen der Nation mißverstanden und mißgebraucht sein mögen. Das ist indes nicht wahr, daß jeder Prophet und Dichter etwa nach seinem Sinn und Temperament, aus Privatrache und schadenfroher Laune Fluch und Segen ausspenden dorfte. Wie Mose sein Amt ungern übernahm, so ungern übernahmen's die meisten Weisen, die fast dazu gezwungen werden mußten, wie Jeremia, Ezechiel u. a. Da niemand gern Leid verkündigt, wo er Freude verkündigen wollte, so sehen wir, daß das, was manche Propheten zu sagen haben, was sie schon als Erfüllung, als That betrachten, sie selbst am meisten quält. Niemand ist hier beklagenswürdiger als Jeremias: die weichste Seele muß die schlechtesten Zeiten erleben und noch traurigere voraussehn.

Mein Eingeweide, mein Eingeweide, wie quält mich's!*
Wie bebt mein Herz! wie ängstigt sich's!
Und doch kann ich nicht schweigen.

Denn meine Seele hört Trompetenklang,
Kriegsgeschrei!
Jammer, Jammer rufen sie aus!
Verwüstet wird das ganze Land,
schnell verwüstet meine Gezelte,
meine Bedeckungen schnell hinweg! — —

* Jer. 4, 19—27.

Wie lange soll ich noch die Fahne sehn?
wie lang' Trommeten hören?
Mein närrisch Volk verstehet doch mich nicht;
unweise Kinder, unverständige sind sie,
zum Bösen weise und zum Guten nie. —

Ich schau' das Land: verwüstet ist's und leer!
Ich schau' zum Himmel: da ist kein Licht!
Ich seh' die Berge: sie erzittern,
und alle Hügel taumeln schon.

Ich seh', da ist kein Mensch nicht mehr!
Der Vogel unterm Himmel flog hinweg.
Ich seh', und Karmel ist Wüstenei;
all seine Städte sind zerstört
vorm Anblick des Jehovah,
vor seines schnaubenden Zornes Blick;
denn also spricht der Ewige —

Ein Prophet, der solchen Eingang macht zu seiner Trauerbotschaft, verkündigt sie wahrlich nicht mit Schadenfreude; und der herzlichen, mitfühlenden Empfindung sind alle Propheten voll. Ihre Seele blüht auf wie eine Rose, wenn die Stürme vorüber sind; ihre geängstigte, vom Nebel erwachte Empfindung verkündigt sodann siebenfaches Gute.

Daß dies „thatvolle Wort", diese Aussprache Gottes durch den Mund eines Propheten der ebräischen Poesie eine eigene Gestalt gebe, entwickelt sich von selbst. Ihnen waren ihre Aussprüche von der größesten Gewißheit, von der lebhaftesten Wahrheit; sie sahen die Sachen, die sie verkündigten, schon werdend; und so werden sie als Seher, ja als Schöpfer des Guten und des Unglücks betrachtet. Sie schlagen das Land mit dem Stabe ihres Mundes, und ihr mächtiges Wort befreiet's wieder. Gott legt auf ihre Lippen die Botschaft und haucht sie mit göttlichem Feuer an. Voll unwiderstehlichen Triebes reden sie, also oft wider ihren Willen und mit schlechtem Lohn, durch eine höhere Kraft gezwungen und getrieben. Diese Gattung Aussprüche hat in der Poesie

andrer Völker wenig oder nichts Gleiches. Hier ward nichts zur Zeitkürzung gedichtet; der Prophet entwarf keine Zerstörung Jerusalems oder Babels als Schauspiel. Hätte sich in Griechenland die Poesie der Weisen und Dichter reiner erhalten, hätten wir von ihren alten Theologen und Propheten mehr unverdächtige Reste, so würden wir mehrere Ähnlichkeit sehen, die jetzt im Munde Kalchas'[1], der Kassandra bei Äschylus[2] und derer, die etwa in Erscheinungen[3] oder sterbend[4] weissagten, unverkennbar bleibet. Die spätern Propheten, die ihre Aussprüche nur in Figuren, in Rätselbildern, und diese gar etwa nur in Träumen empfingen, sprechen daher weit schwächer; Gott selbst setzt jene klare Stimme, in der er mit Moses sprach, den Offenbarungen durch Gesichte, Figuren, Rätselbilder und Träume vor, und die Reihe der Propheten, die wir haben, bestätigt gnugsam diese Unterscheidung. Was also, verglichen mit andern Völkern, die Aussprüche der Dichter Israels an Abwechslung, Einkleidung, an Spielen der Willkür verlieren, gewinnen sie an inniggeglaubter Wahrheit, an göttlicher Würde, an heiligem Eifer, und werden hierin immer einzige Merkwürdigkeiten der Welt bleiben.

III. Der furchtsame Moses bekommt Zeichen, Zeichen, die für die abergläubigen, weisheitstolzen Ägypter eingerichtet sind und ihre wunderthätigen Naturweisen beschämen sollten; einen absolutern Zweck haben diese Wunder nicht; sie gehören also auch nicht unabtrennlich zum Amt eines Propheten. Der größeste Wunderthäter ward nach dem Gesetz Moses' geprüfet und konnte zum Tode verdammet werden, wenn er etwas wider den Jehovah lehrte. Die frühern Nachfolger Moses', Elias und Elisa, thaten Wunder, weil die Zeiten des schwachen, abgöttischen Israels diese Kräfte der alten Welt, gleichsam einen lauten Sieg Gottes über die Baalsdiener, wie zu Moses' Zeit über die ägyptischen Weisen, zu erfodern schienen; bei den folgenden und also den eigentlichen Dichterpropheten waren die Zeichen, die sie gaben,

[1] Z. B. „Ilias", Ges. 1, V. 68 ff. — [2] „Agamemnon", V. 1044 ff. — [3] Z. B. ebenda, V. 104 ff. — [4] Sophokles, „Antigone", V. 927 f.

von andrer Art. Statt Wunder, die die Gesetze der Natur aufheben, gibt der Prophet manchmal sonderbare, merkwürdige Dinge, die eben damals sich zutrugen, zu Zeichen, d. i. zu Zeugen seines Worts, mit denen er aufmerksam macht, oder durch die er die Wahrheit seiner Aussprüche bewähret. So ist die Geburt des Kindes, von dem Jesaias redet[1], ein Unterpfand der Befreiung des Königreichs Juda, die er nach Jahren dieses Kindes bestimmet; nur der Zusammenhang beider Begebenheiten war das Wunderbare, weil er über die Kräfte menschlicher Aussicht reichte. Mag's mit dem Schatten am Sonnenzeiger Ahas'[2] gewesen sein, wie ihm wolle, so war sein Rückgang im Munde des Propheten jetzt ein gegenwärtiges Zeichen des Rückganges der Lebensjahre Hiskias[3] und also in dieser Verbindung als Unterpfand einer zukünftigen Sache ein „Zeichen". Andern Sinn und andre Würde hat dies Wort bei den Ebräern nicht. Portente[4] und Zeichendeutung wurden fremden Götzen und falschen Propheten zugeschrieben; ihr Umlauf war verboten; Gott sparte sich seine Zeichen als Unterpfande und Bewährungen oder als Erweckungen zur Aufmerksamkeit auf ein Wort Jehovahs auf, und auch da nur des Unglaubens wegen.

Oft ward der Prophet selbst Zeichen; durch sonderbare Sachen, die er als Symbole darstellen mußte, oder durch Schicksale, die er litt. Vom ersten sind bei Jesaia[5], Jeremia[6], Hosea[7] Proben; vom zweiten sind Ezechiel, der die Lust seiner Augen, sein Weib, verlor[8], und am meisten Jesaias Zeugen. Da bei diesem durch die letzte Hälfte seines Buchs[9] das Volk Israel als Knecht und Kind Gottes in Leid und Freude personifiziert wird, so scheint der Prophet wiederum die ganze Last und das Schicksal seines Volks als Knecht Gottes, als eine hiezu auserwählte symbolische Person selbst zu tragen. An ihm zeigt Gott, was er mit der ganzen Nation durch alle Übel, die sie in der Gefangenschaft dulden

[1] Kap. 7, V. 14 ff.; Kap. 8, V. 1—10. — [2] 2. Könige, Kap. 20, V. 11. — [3] Ebenda, Kap. 20, V. 9 ff. — [4] Wunderzeichen. — [5] z. B. Jesaias, Kap. 20, V. 1—4. — [6] Jeremias, Kap. 13. — [7] Hosea, Kap. 1—3. — [8] Ezechiel, Kap. 24, V. 16 ff. — [9] Kap. 42 ff.

mußte, auf alle Völker vorhabe; und da der Prophet sich in diesem oft als „Zeichen" gesetzt gefühlet, so werden hiedurch so rührende, ihm selbst so nahe Entwicklungen der Zukunft veranlasset, daß ich diese Kapitel für das Evangelium des Alten Testaments halte. Man hat die Verbindung einiger derselben so schwer gefunden, daß man zuletzt nicht wußte, von wem die Rede sei. Mit dem jetzt gegebenen Mittelbegriff der Personifikation Israels in der teilnehmenden Person des Propheten werden wir, wenn von Jesaia die Rede sein wird, einen schönen Zusammenhang und eine leuchtende Aussicht in die Zukunft finden. — Kurz, Vision, unmittelbare Begeisterung und symbolische Handlung charakterisieren diese heiligen Dichter und werden uns künftig dem Geist ihrer Poesie näherführen.

Anhang.

Warum waren aber Propheten so vorzüglich diesem Volk eigen?

Mich dünkt, auch dieses erhellet aus der Geschichte desselben. Da es sein Ahnenstolz war, origines[1] zu haben, die, mit Gunstbezeigungen des Schöpfers der Welt bezeichnet, bis zum Anfange der Welt stiegen, so mußte dies Heiligtum der Familie sich auch in der Denkart ihrer erlesensten Väter zeigen. Seth, Noah, Sem gehören dahin, und bei Abraham ward diese Bestimmung auszeichnend. Er verließ sein Land, um in einer Gegend, wo noch ein Melchisedek lebte, dem Gott seiner Väter zu dienen.

Nun war 1. der Hausvater damals ein Priester des Hauses, also auch ein Bewahrer des Gottesdienstes und Heiligtums der Familie. Bei Charakteren, wie Abraham war, bezeichnete also die Benennung eines Propheten, d. h. eines Gottvertrauten und, welches noch mehr sagen wollte, eines Fürsten Gottes, gewiß nichts Überspanntes. Auch im Buch Hiob kommt ein Prophet

[1] Anfänge, einen Ursprung.

vor, und es herrscht in demselben durchaus eine religiöse Denkart, das heilige Siegel der ersten Welt. Alle Weisheit ging in Orient von Gott aus; alle Frömmigkeit führte auf ihn zurück.

2. Israel kam nach Ägypten, und hier, wissen wir, war alle Religion schon politische Kunst geworden; ihre Propheten waren eine geregelte Zunft der Priester. Da Moses in ihrer Weisheit erzogen war und die echtern Quellen der Vertraulichkeit Gottes mit seinen Vätern jetzt vor sich fand, so war, da ihm Gott erschien und ihn zu seinem Werke brauchte, kein edler Wort, seinen Beruf zu bezeichnen, als: „Prophet". Ans Weissagen ward bei ihm so wenig als bei Abraham gedacht; das Wort bedeutete einen Menschen, durch den Gott spricht und handelt; konnte es zum würdigsten Geschäft einen würdigern Namen geben? Hat die Gottheit ein edleres Werk unter den Menschen als ihre Bildung? und wer diese in so frühen Zeiten bei unabsehlichen Hindernissen ohne Unterstützung menschlicher Hülfsmittel, lehrend oder handelnd, zu befördern suchte, war das nicht ein Mann Gottes, ein Genius der Menschheit? Man sehe die zurückgebliebenen oder verwilderten Völker an, man bemerke, zu welchen Abscheulichkeiten die Menschheit herabsinkt, wenn sie nicht mit Gewalt emporgetrieben und aus ihrer düstern Trägheit erweckt wird: so wird man das Verdienst jener frühen Schutzengel unsers Geschlechts erkennen, die mit ihrem Geist Jahrhunderten vorleuchteten, mit ihrem Herzen Nationen umfaßten und sie mit ihrer Riesenkraft wider Willen heraufhoben. — Die Gottheit säet solche Menschen nur sparsam: menschliche Einrichtungen erschaffen sie nicht; aber menschliche Bedürfnisse fodern sie, und der Himmel läßt sie, wie Sterne in der Nacht, hoch über andern glänzen. Sie opfern ihr Leben auf, um nur das Wort, die That auszuführen, die sie als Beruf Gottes in sich tragen — animae magnae prodigi[1]. Daß Moses unter diese Genien der Menschheit gehöre, ist ohne alle Frage.

[1] Mit einer großen Seele verschwenderisch (ausgestattet).

3. Also auch die, die ihm zu seinem Werk halfen, wurden „mit einem Teil des Geists erfüllet, der auf ihm ruhte: Gott nahm vom Geiste Moses' und legte ihn auf sie", wie die Urkunde[1] naiv saget. Und der große Mann beneidete sie darum nicht, sondern wünschte, daß alles Volk voll desselben Geistes wäre. — So wurden jene verständige Männer mit dem Geist Gottes erfüllet, die über Israel richten sollten; so jene Werkmeister des Heiligtums, weil sie durch ihre Kunst zu seinem Werk beitrugen; so hoffte er, da seine Gesetzgebung unausgeführt blieb, einen Propheten wie ihn, der seine Absicht vollenden sollte. Alles, was zum Wohlstande, zur Aufklärung, Freiheit und Sicherheit des Volks Jehovah beitrug, ward vom Geist Jehovah erweckt und gerüstet, wie die Beispiele der Richter zeigen. Ein schöner Nationalidiotismus!

4. Wie nun auch das Edelste der Welt gemißbraucht wird, so ward's auch der Prophetenname. Oratores legis, advocati patriae[2] sollten sie sein, und sie wurden mit der Zeit Priester Baals, falsche Propheten, so daß jener Micha[3], jener Elias[4] sich zu ihrer Zeit als Zeugen des Gottes der Wahrheit allein fanden und Amos[5] gar kein Prophet genannt zu werden begehrte. Es war mit diesem Amt wie mit allen Ämtern, sobald sie Handwerk werden.

5. Also stoße man sich nicht, weder an prophetische Visionen, noch an Wunder und Zeichen; beide waren zum Beruf eines Weisen nicht unumgänglich nötig. Die Abhandlung hat gezeigt, daß die Ausmalung der Züge von der Erscheinung Gottes um so mehr zunahm, je schwächer die Zeiten wurden, je mehr der menschliche Geist es nötig hatte, durch große Gemälde gerührt zu werden. Das Wort Gottes nahm zu, je mehr seine Kraft und That

---

[1] 4. Mosis, Kap. 11, V. 17. — [2] D. h. Sprecher (Prediger) des Gesetzes, Anwälte des Vaterlandes. Die zweite Bezeichnung war ein Titel, den z. B. Justus Möser von seiner Vaterstadt Osnabrück erhielt zum Dank für die mutige Verteidigung ihrer Rechte gegenüber dem Statthalter; Orator war die altchristliche Bezeichnung des Predigers. — [3] Micha, Kap. 7, V. 1. — [4] 1. Könige, Kap. 18, V. 22. — [5] Amos, Kap. 7, V. 14.

abnahm. Wunder und Zeichen endlich müssen wir nach dem Sprachgebrauch Morgenlands erklären. Alles Außerordentliche und Treffende hieß Zeichen, auch ein Buch, eine Schrift, ein Gedicht, ein künstlicher Ausdruck; wieviel mehr denn eine außerordentliche Begebenheit, ein auffoderndes Phänomenon der Zeit! Auf diese merkten die Weisen, und da sie ans Volk sprachen, stellten sie dieselbe ins größeste Licht. Sie waren der Mund der Providenz, und so sahen sie auch auf das, was ihnen die Providenz zeigte.

6. Übrigens ist's unnütze Kunst, sich in den innern Zustand der Propheten hineintaumeln oder hineingrübeln zu wollen, nachdem sich die Zeiten so sehr geändert. Bei ihnen selbst war die Weise der Gottbegeisterung nach Zeiten und Gemütern verschieden: was wollen, was können wir nun durch Distinktionen ausmachen, wie es mit der Seele Moses', Elias', Jesaias' beschaffen gewesen? Wir, die ebensowenig wissen, wie es mit der Seele Pythagoras', Kalchas', Homers beschaffen war? Wüßten wir dies, warum gestalteten wir unsre Seelen nicht so und brächten Werke hervor, die, was das Göttliche anbetrifft, einen Homer, Äschylus und Pindar beschämen? Welche Ehrfurcht gegen die Götter ist in ihnen! hie und da welche beinah' prophetische Würde! — Es erklärt nicht nur nichts, wenn wir dies auf Aberglauben, jenes auf warme Einbildungskraft und dergleichen zurückführen, sondern es hindert auch, ihre Werke mit rechtem Geist zu sehen und zu gebrauchen; denn bei alle der sogenannten Einbildungskraft ist in ihnen viel Weisheit. Lasset uns jedem Propheten und Weisen seine individuelle Vorstellungs- und Schreibart gönnen, wie wir ihm ja seine Zeit und Zeitabsicht lassen müssen; wir wollen die Früchte ihres Geistes nur für unsre Zeit gebrauchen.

III.

Züge Gottes in der Wüste.

Inhalt.

Die Geschichte Moses' als Materie zur Epopee betrachtet. Einfluß derselben in die ebräische Poesie. Idiotismen von der Errettung aus großen Wassern, von blühenden Wüsten, von der Schechinah. Der 114. Psalm. Das Siegslied Moses' am Meer. Erscheinung Gottes auf Sinai. Personifikation der Feuerflammen auf demselben, als Reihen der Engel, Kriegsheere, Heerwagen. Gott Zebaoth. Ursprung dieses Namens. Seine späterhin erweiterte Bedeutung. Die Siegeszüge Gottes, der 68. Psalm. Was die Feuer- und Wolkensäule, was der rauchende, glänzende Sinai gewesen? Ob der Durchgang der Israeliten durchs Meer eine Fabel sei? Wie er von den Ebräern angewendet werde? [Gesang Habakuks in Klagetönen, mit Anmerkungen begleitet.]

Mich wundert's, daß wir bei so manchen ebräischen Heldengedichten unserer Sprache noch keine Epopee über Moses haben. Die Errettung eines Volks aus der Knechtschaft und die Bildung desselben zum reinsten Gottesdienst und freiesten Staat so alter Zeiten wäre, dünkt mich, ein edleres Thema als Abenteuer in Schlachten und Reisen. Der älteste Gesetzgeber, den wir kennen, richtete Ideen ins Werk, die uns in manchem noch jetzt zu neu und zu hoch sind. Die Geschichte seines Lebens ist voll wunderbarer Abwechslung. In Ägypten geboren und erzogen, verbannte er sich selbst patriotisch; sein Beruf in der Wüste, der Wettstreit des Gottes seiner Väter mit Pharao und den Weisen Ägyptenlands, die Ausreise durchs Meer, Feuer- und Wolkensäule, die Gesetzgebung, die Wunder in Arabien samt der Aussicht nach Kanaan hinüber, alle dies gäbe einen Stoff an die Hand, der an Reichtum und Abwechslung von Natur-, Kunst-, Religions-, Sitten- und Völkermaterien, mit dem naturvollsten Wunderbaren begleitet, von selbst zur Epopee, d. i. zu einer alten Sitten- und Heldenerzählung, würde. Doch möchte ich mit dieser kleinen Exposition keinen Deutschen, sondern einen deutschen Ebräer geweckt haben! Ihm ist der Gegenstand national, seine unbefangenere, frühere Bekanntschaft mit den Dichtern seiner Nation müßte ihm eine ältere Naivetät geben, als man von einem deutschen Gelehr-

ten fodern könnte. Wir haben die Bücher Moses', und wenn wir da Geschlechtregister und Nebenumstände weglassen und die urkundlichsten, mit poetischer Fülle und Einfalt geschriebenen Sachen nur zusammenschieben, so haben wir ja die älteste und echteste Epopee der Thaten und Gesetze Moses'.

Da wir von seinem Beruf schon geredet haben, so betrachten wir jetzt nur eins seiner Werke, die Ausführung aus Ägypten, die Reise durchs Meer und Arabien. Offenbar ist dies die Periode der Heldenzeit ebräischer Dichtkunst. Wenn Psalmen die ganze Liturgie der Thaten Gottes mit seinem Volk besingen, fangen sie nach dem allgemeinen Werk der Schöpfung mit den Nationalwohlthaten Israels an, unter denen die Befreiung aus Ägypten, die Reise durch Arabien und die Eroberung Kanaans die wichtigste Stelle nehmen. Der 104.—107. Psalm machen hierüber ein Ganzes; ihre Abteilungen sind nur der Abteilung und des Gesangs wegen da. Im 135. und 136. (die ich für älter als jene halte) ist diese Vorliebe zu der Geschichte Moses' noch kennbarer; sie sind ohne Zweifel aus den Zeiten Assaphs und Davids, wie der ähnliche 78. und 68. Psalm zeiget. In den Propheten sind die liebsten und fast fortgehend alle Bilder aus den Zeiten dieser Wundergeschichte.

Da Israel ein Knabe war*,
liebt' ich ihn und rief aus Ägypten ihn
als meinen Sohn.
Ich gängelte den Ephraim
und nahm an seinen Armen ihn
und gängelte am Leitband ihn;
an Kindesbanden leitete ich sie
und zog das Knechtsjoch über ihnen weg.
Dein Gott war ich schon von Ägypten her;
du kanntest außer mir ja keinen Gott
und keinen Retter außer mir.
Ich weidete dich in der Wüstenei,
da wurden sie auf ihrer Weide satt,

* Hos. 11.

sie wurden satt; und ihr Herz hob sich hoch,
und sie vergaßen mein.

Die Bilder alle sind aus dem Liede Moses', so wie auch der Lieblingsname des Erstgebornen aus seiner Geschichte. Daß Israel Gottes Kind, Gottes Erwählter unter allen Völkern sei, ist Jesaias' Lieblingsname vom 42. Kapitel bis zu des Buchs Ende. Das Zärtlichste dieser Stellen entgehet uns, wenn wir nicht jene Ur- und Wundergeschichte des Volks im Sinne haben. Oft hat es mich gewundert, wie in Psalmen und Propheten so viel Bilder von Meerestiefen, aus denen Gott errettet, von Strömen, die er durchwaten heißt, vorkommen, da Kanaan nicht unmittelbar ans Meer grenzte; offenbar ist's, daß die Bilder alle vom Roten Meer und vom Jordan her sind, durch die Gott sein Volk wunderbar führte; daher wurde das Bild ein gewöhnlicher Idiotismus. „Er errettete mich, er zog mich aus großen Wassern" ist bei David das Sinnbild aller Gefahren, zu denen er sodenn das Ungewitter und Gottes helfende Hand aus den Wolken malet. Mich dünkt, die Ausleger thun nicht wohl, wenn sie diese Bilder immer auf einzelne Umstände seiner Lebensgeschichte deuten; es war ein angenommenes Nationalbild der Errettung, der wunderbarsten Siegsgeschichte. Auch stammen alle die Redarten daher, in denen Gott Völker für Israel gibt, Nationen für sie aufopfert; wenn der Prophet sich erklärt, ist's immer Ägypten, das für Israel hingegeben wird, welche Aufopferung er auf andre Fälle zärtlich anwendet. Ein Gleiches ist's mit den Wüsteneien, die Gott zu Ebnen, zu fruchtbaren Gefilden macht — Bilder, in die auch die Rückkehr aus der Gefangenschaft, ja die schönsten goldnen Zeiten der Zukunft eingekleidet werden. Ich müßte einen großen, obwohl vielleicht den angenehmsten Teil von Jesaias und andern durchgehn, wenn ich reiche Belege hievon geben wollte. Bis in jene Welt erstrecken sich die Bilder von der Befreiung aus Ägypten, vom Durchgange durchs Meer, vom Laubhüttenfest, von der Schechinah[1], die über ihnen wohnte, von Ka-

[1] Die „Einwohnung"; bezeichnet 4. Mosis, Kap. 10, V. 12, die in der Wolken-

naan, das ſie erlangten; und in der Offenbarung Johannes', dem feinſten Auszuge aller Propheten, ſind ſie aufs höchſte veredelt. Ich möchte alſo einem Jünglinge, der die Pſalmen und Propheten genetiſch verſtehen will, ſtatt aller andern dieſe Hauptregel geben: „Lies Moſen! lies die moſaiſche Geſchichte!" Oft gibt ein Wort, das darin vorkommt, zur ſchönſten poetiſchen Entwicklung in ganzen Kapiteln Anlaß: was bei den Griechen Homer iſt, iſt bei den Ebräern Moſes.

Von den Plagen über Ägypten werden wir ſpäter reden; jetzt merken wir uns nur einige Siegslieder über dieſe Befreiung und Wundergeſchichte.

Ein Lied aus der Heldengeſchichte Israels.

Der 144. Pſalm.

Da Israel aus Ägypten zog,
Jakobs Geſchlecht aus einem fremden Volk,
ward Juda ihm zum Heiligtum,
Israel ihm zum Reich.

Es ſah's das Meer und floh,
der Jordan wich zurück,
die Berge hüpften wie Böcke,
die Hügel ſprangen wie Lämmer.

Was war dir, Meer, daß du flohſt?
du Jordan, daß du zurücke wichſt?
ihr Berge, daß ihr hüpftet wie Böcke?
ihr Hügel, daß ihr ſprangt wie die Lämmer?

Vorm Blick des Herrn erbebete die Erde!
vorm Blick des Gottes Israel,
der den Fels verwandelt in See,
den Stein zum Waſſerquell! —

Der Pſalm iſt eine der ſchönſten Oden in allen Sprachen. Die abgebrochene Kürze, mit der alles dargeſtellt, die ſtaunende

ſäule wohnende Herrlichkeit Gottes; beſonders das Wohnen in der Stiftshütte galt als durch die Schechinah über der Bundeslade ſichtbar geworden.

Verwundrung, die dem Meer, dem Jordan, den Bergen und Hügeln mitgeteilt und in Fragen an sie verdoppelt wird, der hohe Aufschluß, daß das alles von einem Blick des Gottes kam, der aus der Wolke blickte — ein Blick, der Fels und Stein in Ströme, in lebend'ge Quellen verwandelt — durch alles dies wird die kleine Ode zum Inbegriff der ganzen Reisegeschichte.

Der Durchgang durchs Meer hat das älteste und klingendste Siegslied hervorgebracht, das wir in dieser Sprache haben. Es ist Chorgesang: eine einzelne Stimme malte vielleicht die Thaten selbst, die der Chor auffing und gleichsam verhallte. Sein Bau ist einfach, voll Assonanzen und Reime, die ich in unsrer Sprache ohne Wortzwang nicht zu geben wüßte; denn die ebräische ist wegen ihres einförmigen Baues solcher klingenden Assonanzen voll. Leichte, lange, aber wenige Worte verschweben in der Luft, und meistens endigt ein dunkler, einsilbiger Schall, der vielleicht den Bardit[1] des Chors machte. Hier ist eine schwache Nachahmung des unübersetzbaren ältesten Siegsgesanges der Erde*:

Gesang Moses' am Roten Meer.

Da sangen Moses und die Kinder Israel
dies Lied dem Herrn.
So sangen sie:

Ich singe dem Herrn, denn groß ist er!
Roß und Wagen stürzte er
nieder ins Meer!

Mein Macht-, mein Lobgesang ist er!
Mir zur Hülfe kam der Herr!

* 2. Mos. 15.

[1] Schildgesang. Tacitus in der „Germania", Kap. 3, nennt die Vortragsweise der Schlachtlieder bei den Germanen „Barditus" und beschreibt diesen also: „Man sucht dabei Rauheit des Klanges und schroff abgebrochnes Getös zu erreichen, indem die Schilde vor den Mund gehalten werden, damit der Ton durch den Widerhall voller und mächtiger anschwillt."

Er mein Gott, ich sing' ihm Lob,
Gott meiner Väter, ich preis' ihn hoch.

Jehovah ist ein Kriegesheld,
Jehovah heißet er!
Pharos Wagen und sein Heer
warf er ins Meer.
Seiner Führer erlesenste
sanken ins schilf'ge Meer.

Die Fluten deckten sie,
sie sanken zum Grund hinab
wie ein Stein.

Deine Rechte, Jehovah, hat sich hochherrlich erzeiget!
Deine Rechte, Jehovah, zerbrach den Feind!
Durch deine hohe Kraft
zertrümmerst du, die wider dich stehn.
Du schnaubest Rache aus,
sie müssen verwehn
wie Spreu.

Vorm Hauche deines Atems türmten die Wasser sich,
wie Flutenhaufen stelleten sie sich,
es starrten die Wellen
im tiefen Meer. —

Der Feind sprach: „Sie verfolgen, ergreifen, zur Beute sie teilen
will ich; an ihnen kühlen den Mut!
mein Schwert ausziehn,
vertilgen sie!"

Da hauchte dein Wind:
sie deckt das Meer!
Sie gingen hinab wie Blei
in der gewaltigen Flut.

Wer gleicht dir, Herr?
Unter den Göttern wer?
Wer ist wie du hochherrlich in Gottespracht?
schrecklich im Lobe, voll Wundermacht?

Aus reckteſt du die Hand:
die Erde ſchlang ſie auf.
Und führeſt nun mit ſanfter Hand
dein auserkauftes Volk.
Du führſt es tapfer fort
zu deinem heil'gen Ort.

Es hören es die Völker und zittern ſchon.
Angſt ergreift die Bewohner Philiſterlands.
Die Fürſten Edoms beben ſchon.
Die Tapfern Moabs faſſet Todesangſt.
Zerſchmolzen ſtehn die Bewohner Kanaans.

Laß fallen auf ſie Furcht!
Todesſchrecken vor deinem mächt'gen Arm!
Erſtarren laß ſie zu Stein,
bis daß durchhin gegangen dein Volk, Jehovah!
bis daß durchhin gegangen dein dir erkauftes Volk!

Führe ſie,
pflanze ſie
auf deinem Erzgebirge,
dem Orte deiner Wohnung,
die du dir ſelbſt bereitet haſt, Jehovah,
zum Heiligtum, das deine Hände bauten! —
Jehovah herrſcht ein König in Ewigkeit,
in Ewigkeit! —

Vielleicht endet hier der Geſang, und das folgende wäre nur eine kurze Wiederholung des Inhalts:

Aus zog mit Roß und Wagen Pharao,
mit ſeinen Reutern zog er in das Meer.
Da ließ Jehovah über ſie kommen
Fluten im Meer;
Israels Stämme gingen trocken hindurch
mitten im Meer —

ſo daß dieſe Zeilen gleichſam der Denkſpruch waren, den von der ganzen Begebenheit jeder im Gedächtnis behalten mußte. Wenn Stellen in dieſem Liede ſind, von denen es ſchiene, ſie konnten

damals noch nicht gesungen werden, so denke man, daß Tempel, Heiligtum und das Land, wohin sie ziehen sollten, in Gottes und Moses' Geist schon da war, und daß dieser dadurch auf die Anstalten und Züge, die gemacht werden sollten, im Triumph gleichsam vorbereitete.

Dies Lied nun, von dem ich einen schwachen Nachhall gegeben, gab den Ton der ebräischen Siegslieder an, wie der Gesang der Deborah[1] und der 68. Psalm zeigen. Ebendieselbe Einschnitte und Absätze, eben der assonierende Freudenklang beleben den Rhythmus. Die öftern Ausrufungen, das wiederkommende

Preis dem Jehovah!
Lobsinget dem Jehovah!

die Anmunterungen an die Zuhörer und den Sänger selbst, die bisweilen die Rede zerteilen oder vielmehr neu beleben, sind gleichsam die Stäbe, an denen sich der historische Gesang aufrichtet. In den Psalmen sind die Halleluja daraus geworden, ein belebendes Freudengeschrei des Chors, das viele Nationen beinah' in diesen Tönen kennen, und das die Ebräer ihrem Jah oder Jehovah weiheten.

Die Erscheinung Gottes auf Sinai ist in der simpeln mosaischen Beschreibung schon fürchterlich erhaben*; sehr natürlich also, daß sie ein Gegenstand der prächtigsten Poesie ward. Moses denkt an sie in seinem Segensspruch** sehr gesetzt; er spricht auch hier als Gottes Vertrauter, dem die fürchterlichste Sache lieblich und lehrend war. Der Hochherrliche, mit Blitzen in den Händen, wird ihm ein Vater und Lehrer seiner versammleten Kinder. Die Folge wird dies weiter entwickeln; hier bemerken wir nur, daß die Erscheinung Gottes auf Sinai zu Personifikationen Anlaß gegeben, die die ganze ebräische Poesie schmücken: der Glanz, die Feuerstrahlen Gottes wurden Engel, Ordnungen

* 2. Mos. 19, 20. — ** 5. Mos. 33, 2.

[1] Richter, Kap. 5.

und Reihen, in deren Mitte das Gesetz gegeben war. Schon David* bildet sie zu einem feurigen Heerlager, und Daniel** macht sodann diese zehntausendmal Tausend um Gott völlig zu seiner Befehle Dienern; eine Reihe rabbinischer Verfeinerungen, daß durch Engel das Gesetz gegeben und ausgesprochen sei, ist darauf gegründet.

Da Jehovah als Kriegsgott von Sinai aufbricht, für Israel zu streiten, begleiteten ihn also diese Heere; so erscheint er im Lobgesange der Deborah, wo sogar Schlachtordnungen der Sterne für Israel streiten***, und ich zweifle nicht, daß daher auch der hohe Name Gottes, Jehovah Zebaoth, den Ebräern eigen worden. David braucht ihn zuerst gegen den Philister† und erklärt ihn als den Namen eines Gottes der Schlachtordnungen Israels, d. i. als einen, der für Israel streitet. Er muß also aus der alten Geschichte des Volks, aus seinen Triumphliedern sein; und da geben Moses, Deborah und so viele Psalmen die bestimmteste Auskunft. Er ist wirklich der Name des Kriegsgottes Israels; nur weil er in ältern Zeiten von jenem Glanz auf Sinai, von Blitzen und Donnerwagen, ja selbst vom Kriegsheer mitstreitender Sterne ausging, so konnte seine Bedeutung sehr erweitert werden, bis er zuletzt, wie alle solche vielgebrauchte poetische Götternamen, die ganze Fülle der Pracht und Schöne Gottes (צבאות)[1] in sich faßte. In den spätern Schriften der Propheten kann er also nicht eigentlich mehr durch Kriegsgott übersetzt werden, obgleich dies seine ursprüngliche Bedeutung war; er ist ihnen ein Begriff aller Hoheit und Würde; dem Gott Zebaoth dient alles im Himmel und auf Erde. Dies ist der einheimische Ursprung des Namens; mit den Götzen der Sabäer[2] hatte er ursprünglich nichts zu schaffen. Wenn die Propheten auch Sterne als das Heer Gottes schildern, so thun sie's,

* Psalm 68, 18. — ** Dan. 7, 10. — *** Richter 5, 4. 20. — † 1. Sam. 17, 45.

[1] Zebaoth. — [2] Im südwestlichen Arabien, im Norden Jemens.

weil seiner Majestät alles voll ist. Moses, Deborah, David und die Psalmen sind die Stufen, auf denen sie zu ihrem hohen Begriff stiegen. Lasset uns eine Probe sehen, wie David die Züge Gottes in der Wüste auf einen Gegenstand anwendet, wo man's eben nicht erwarten sollte, den Einzug der Bundeslade auf den Berg Zion. Er geht die ganze Reise Gottes von Berg zu Berge, von Siege zu Siege durch, und der Triumphgesang der Deborah ist offenbar des Liedes Vorbild. Man könnte den Psalm הלִיכוֹת יהוה[1], die Züge Gottes, nennen, welchen Ausdruck auch Habakuk daraus brauchet.

Die Siegszüge Gottes.

Der 68. Psalm.

Es erhebe sich Gott!
und seine Feinde zerfliehn!
Es fliehn, die ihn hassen, vor seinem Blick!

(Der Siegsanruf Moses', mit dem er die Wolke anredete, wenn der Zug fortging.)

Wie Rauch verweht, verwehe sie!
Wie Wachs zerschmilzt vor Feuers Blick,
so müssen vergehn die Bösen vor Gottes Blick.

(Rauch und Feuer waren die Symbole der Gegenwart Gottes bei dem Zuge.)

Die Gerechten aber freuen sich.
Sie hüpfen auf vor Gottes Blick,
sie freun sich hoch.

(Weil er nämlich mit ihnen ziehet. Hier ist der Eingang des Liedes vollendet, und es beginnt vielleicht ein zweiter Chor.)

Lobsinget Gott! singt seiner Majestät!
Macht Bahn ihm, der in der Wüste zeucht.
Singt seinen Wundernamen Jah[2]!
und tanzet vor ihm her!

---

[1] Sprich: hălibôth Jehovăh; eigentlich: die Ablösungen Gottes. — [2] Die Umschrift der Abkürzung יָהּ statt יַהְוֶה, d. i. Javăh, wie wohl ursprünglich ausgesprochen ward, und nicht Jehovah (יְהוָה).

Ein Vater der Waisen, der Witwen Rächer
ist der hochheil'ge Gott!
Gott! den Verlassenen
gab er ein Land;
er führte aus die Gebundenen zum Glück,
und die Rebellen bewohnen den nackten Fels.

(Sei'n diese Rebellen Amalekiter oder Ägypter, die sich dem Zuge Gottes widersetzten: die Verlassenen, die Gebundenen sind Israel, die er auf diesem Zuge aus der Knechtschaft führet und das reiche Kanaan für sie im Sinn hat. Der andre Chor fängt an; der Zug selbst wird geschildert ganz mit den Worten der Deborah:)

Gott, da du auszogst
vor deinem Volke her,
da du einherzogst
in Wüstenei'n:
Da bebete die Erde.
Die Himmel troffen vor Gottes Blick.
Der Sinai dort vor Gottes Blick,
dem Gotte Israels.
Milden Regen ließest du nieder;
dein lechzendes Erb' erquicktest du;
auch in der Wüste konnt' dein Häuflein wohnen,
die du dem armen Volk bereitetest
durch deine Milde, Gott!

(Auf den letzten Zug kommt der Dichter eben auch durch die Beschreibung der Deborah. Sie malte den triefenden Himmel, den zerschmelzenden Sinai, um sich einen Übergang zu den triefenden Wolken zu machen, die den Kison und die Kedumim aufgeschwellt und ihr den Sieg verschafft hatten. Der sanfte Hirt wendet das heroische Bild vom triefenden Himmel und Sinai um, daß die Wüste zum Garten, zur angenehmen Wohnung der Stämme werde. Diese ziehen also fort, und sogleich folgen Kriege und Siege.)

Kriegswort gab der Herr!
Botschafterinnen des Siegs ein großes Heer:

„Der Heere Könige flohn! sie flohn!
Die Bewohnerin des Hauses teilet Beut' aus.

Was ruht ihr zwischen den Tränkrinnen da?
Der Taube Federn sind gar silberhell,
und ihre Flügel funkeln gelbes Gold!
Als der Allmächt'ge Könige zerstreute,
fiel Schnee auf dem Zalmon."

Vermutlich Worte aus einem alten Siegsliede, die gemeiniglich auch Spottlieder waren, offenbar hergenommen vom Siege der Deborah. Im nordlichen, waldigen Teil des jüdischen Landes ging damals Freiheit über Israel auf*; die Regenzeit beförderte den Sieg, also geschieht des Schnees Erwähnung.** Weibern wird die Siegsbotschaft in den Mund gegeben, weil Deborah und Jael die Entscheiderinnen waren und dies Geschlecht nachher es nicht wird haben fehlen lassen, das Andenken ihrer Mutter Deborah zu erhalten. Der Spott über die Zurückbleibenden ist offenbar aus ihrem Siegsliede, hier nur feiner. Sie rückte den trägen Stämmen auf, daß sie lieber das Blöken der Herde als das Geschrei der Schlacht hätten hören wollen; hier wird ihnen vorgerückt, daß sie furchtsam und kriegesscheu in diesen rauhen Tagen lieber die Silberflügel und Goldschwingen ihrer Tauben hätten bewundern wollen, indes ein Weib, die Bewohnerin eines

* Jes. 9, 1–3, ist wahrscheinlich eine Anspielung auf diese Stelle. —
** Die Worte: „es fiel Schnee auf dem Zalmon" gehören zur Spottanrede des Siegsgesanges und bedörfen also keiner Änderung. Die zurückbleibenden Stämme scheuen sich vor dem ungestümen Winterwetter, das eben die Heldin Deborah zu ihrem Angriff und Siege bequem fand. Wenn selbst der niedrige Berg Zalmon, der im südlichen Judäa lag, mit Schnee bedeckt war, wieviel mehr mußten es die nordlichen höhern Berge sein, wohin der Kriegszug geschehen sollte. Diesen weisen Schluß machten die südlichen Stämme und blieben bei ihren Tauben ruhig sitzen. Es ist, als sänge der Gesang:

Die ihr da zwischen Hürden ruht,
was säumt ihr Träge da,
bewundernd eurer Tauben Glanz
und ihrer Flügel Gold?
Als Gott der Herr die Völker schlug,
die Helden Kanaans,
da freilich war es Wintertag;
auf Zalmon selbst fiel Schnee.

Hauses, Deborah (eine Biene), Beute austeilte. „Kriegswort gab der Herr" heißt: er gab zum Kriege Befehl; er erweckte Helden und sofort auch Siegesbotschaft.

— Jetzt ist der Zug Jehovahs an den Bergen. Auf dem kleinen Zion läßt er sich nieder, und wie viel schönere, fruchtbarere Gebürge waren da, die diese Ehre wünschten! Den reichen Basan war er vorbeigezogen; hier wendet sich also der Gesang an einen der größten israelitischen Berge:

Berg Gottes, Berg Basan,
du hüglicht Gebürge, Berg Basan,
was schaut ihr verachtend herab, ihr hüglichten Berge,
auf diesen, den Gott sich zur Wohnung erwählt?
Es wird ihn bewohnen Jehovah
auf immerdar.

(Die Abfindung ist halb Lob, halb Tadel; Basan wird genannt, weil er jenseit des Jordans lag und Gott daselbst am wenigsten wohnen konnte; denn er gehörte nicht zum verheißenen Lande. — Zion war neu erobert und in Jerusalem vielleicht noch Reste der Jebusiter; Gott wohnte also seinen überwundenen Feinden in der Nähe — ein Umstand, der zum folgenden hohen Gemälde der Siegszüge Gottes Anlaß gibt, seitdem er vom Sinai aufbrach:)

Kriegswagen Gottes, tausendmal tausend
und zehenmal zehntausend noch:
der Herr in ihrer Mitte
bricht auf vom prachterfüllten Sinai.

Du schwangst den Wagen hoch!
Du führetest Gefangne mit dir fort,
nahmst Menschen an zum Siegsgeschenk,
nimmst auch Rebellen jetzt zu Mitbewohnern an,
Jehovah, Gott!

Gelobt sei Gott! von Tag zu Tage gelobt!
Er legt uns Bürden auf und hilft uns auch,
ist Hülfgott uns, ein Gott zu unserm Heil,
Jehovah Gottes sind auch die Ausgäng' zum Tode.

Fürwahr! Gott wird das Haupt aller seiner Feinde spalten,
den Haaresschädel des, der ihm zuwider lebt.
„Und sollt' ich", spricht der Herr, „von Basans Höh' ihn holen,
ihn holen aus des Meeres Grund hinauf:
dein Fuß soll noch in ihrem Blute waten,
auch deine Hunde lecken Feindes Blut!"

Gnug! und zu unserm Zwecke beinahe zu viel. Man siehet deutlich, was der harte Psalm voll stolzer Kriegsgesinnung an Siegsgeschenken Gottes unter Menschen verstehe, und was der Landesgott auf dem neueroberten Berge auch noch ferner thun soll: das Land von Feinden reinigen, die ihm wie zum Sündopfer leben. — Wir kommen zurück zu unserer Materie.

Und fragen: Was war der rauchende Sinai, was war die Wolken- und Feuersäule, die zu so glänzenden Bildern Anlaß gaben?

Über die Feuer- und Wolkensäule dörften wir beinah nicht ungewiß sein. Sie war das heilige Feuer, das nach Gewohnheit aller Züge in diesen Gegenden dem Heer vorangetragen ward und sowohl zum Zeichen des Aufbruchs als zum Wegweiser diente. Als die Israeliten aus Ägypten zogen, folgte es und stand zwischen ihnen und den Ägyptern; ich erinnere mich, selbst bei irgend einem heidnischen Schriftsteller den verstellten Umstand gelesen zu haben, daß das entfliehende Volk Heiligtümer, mich dünkt, heilige Tiere zwischengestellt, die die Ägypter nicht hätten angreifen dörfen. Bei diesem Auszuge kommt zuerst die Wolken- und Feuersäule, nur sogleich mit wunderbaren Wirkungen, vor, die ihr auch weiter folgen.* Wenn das Heer ruhte, stand sie vor der Thür des Heiligtums, vor dem Zelt des Heerführers, und bei ihr wurden Antworten gegeben. Brach das Heer auf, so ging sie als Wegweiser voran. Solange sie in der Wüste waren, wird an sie gedacht; als sie in Kanaan ankamen, ging die Lade des Bundes voran und zeigte den Weg, der Feuersäule geschieht nicht mehr Erwähnung.** Kurz, es war das

* 2. Mose 14, 19. 20. Kap. 33, 9—11. 4. Mose 9, 15—23. Kap. 10, 34—36. Kap. 12, 10. 4. Mos. 14, 10—14. Kap. 16, 19. 35. 42—46. 5. Mos., 31, 15. — ** Josua 3, 3.

Symbol der Gottheit, das bei Israel aber nicht bloß Symbol war, sondern wunderbare, zuweilen schreckliche Wirkungen übte. Beide Stücke lassen sich so füglich vereinen, daß ich nicht sehe, warum man sie trennen dörfte. In einem Symbol wollte Gott mit Israel ziehen und ihr Wegweiser sein; dies hieß der Engel seines Angesichts, d. i. der Bote und das Zeichen seiner besondern Aufsicht, und alle dies war die genannte Feuersäule. Tag über erschien sie als Rauch, in der Nacht als Flamme. Vor ihr war die heiligste Gerichtsstätte, das höchste Tribunal; wenn Moses und Aaron nirgend sicher waren, waren sie hier sicher, und das Feuer Gottes rächte sie empfindlich. Als der Zug geendigt war, ward vermutlich das Andenken davon ins Allerheiligste gesetzt und vielleicht noch einige Zeit erhalten; daher die Fabel der Juden von der ewigen Rauchwolke zwischen den Cherubim. — Nichts ist natürlicher und der Geschichte gemäßer als diese Erklärung; sie hebt kein Wunder auf, sie zeigt nur das Mittel, durch welches Gott Wunder wirkte, weil es der Engel seines Angesichts oder, wie Habakuk[1] sagt, die Hülle seiner Gegenwart sein wollte.

Die glänzenden Erscheinungen auf Sinai haben wahrscheinlich ebensolche zeit- und ortmäßige Naturmittel gehabt; denn auch kein Wunder wirkt Gott außer durch Naturmittel und -kräfte. Der außerordentliche Glanz, in dem zuweilen die Sandwüsten Arabiens erscheinen, der Rauch, in den sich die Berge hüllen, die Donner, die in diesen getürmten Felsgebürgen vervielfacht und schrecklich widerhallen, diese und vielleicht andre fürchterlich prächtige Phänomene der Natur vereinigte Gott hier zu Symbolen seiner Erscheinung. Wer das Wunderbare dabei leugnen wollte, müßte die Beschreibung Moses' zur Fabel machen; an schauerlichen Phänomenen ist ja aber auch diese fürchterlich öde Gegend so reich!

Der Zug durchs Rote Meer endlich war mit den beschriebe-

[1] Kap. 3, V. 4.

nen Umständen allerdings eine wunderbare, nicht aber unmögliche Errettung. Wahrscheinlich wollte Moses den Isthmus hinüber, als er Befehl bekam, sich zu wenden; tief drunten konnte also Israel nicht sein, und wahrscheinlich gingen sie bei Suez herüber, etwas südlicher, als der Zug geht, den die Karawanen nehmen. Wenn nun der Meerbusen nach hinterbliebnen Spuren damals höher ging als jetzo, so war er breit gnug, daß bei verfehlter Straße, in dunkler Nacht, unter Ungewitter, Sturmwinden und panischem Schrecken im ganzen Ägypterheer Unordnung entstehen und sie sich selbst in die tiefern Tiefen des Meers, in die hereinbrechende Flut rettungslos verirren konnten; er ist aber auch noch keine zwanzig oder dreißig Meilen breit, daß der Durchzug der Israeliten in einer Nacht unmöglich wäre. Alle Zweifel, die man neuerlichst über diese Begebenheit wie Fluten über Fluten getürmt hat, sind übertrieben; und die alten Denkmäler der Israeliten, das Fest, das sogleich zum Andenken dieses Durchganges gestiftet ward, das Siegeslied Moses' und so viel Anreden, die er an das versammlete Israel darauf bauet, zeigen gnugsam, daß ihre Errettung allerdings mit wunderbaren und fürchterlichen Umständen begleitet gewesen, die Moses auch sehr naturvoll und lokal beschreibet. Möchten nur unsre Gesänge, die von dieser Begebenheit reden, auch den ebräischen ähnlich sein! Diese erzählen sie nicht, ob es ihnen gleich Nationalwohlthat und der Grund ihres ganzen Staats war, in ewigen Litaneien her, wie wir oft zu thun gewohnt sind; sondern sie wenden die alte Begebenheit auf neue Vorfälle an, schmelzen sie in den Inhalt ihres Gegenstandes um und singen sie, wenn ich so sagen darf, pragmatisch. So Deborah, so einige schöne Psalmen und Propheten; lasset uns jetzt eins der rührendsten Gedichte der Ebräer lesen, in dem das kühnste Siegsgemälde der Alten Welt zur wehmütigsten Elegie wird![1]

[1] Hier folgt im Original das „Gebet Habakuks, des Propheten, in Klagetönen" (Habakuk, Kap. 3).

IV.

Einrichtungen Moses'.

Inhalt.

Vom Namen Jehovah: was er in sich hielt? und was daraus entwickelt worden? Der 90. und 102. Psalm. Reine Gottesideen der israelitischen Poesie, reine Ideen der Sittenlehre und Lebensweisheit. Moses' Gesetzgebung.

1. Die Nationalfreiheit und Gleichheit, die sie gründete. Nationalversammlungen an den Festen. Lieder, die sie singen, mit Stolz und Freude.

2. Nur auf Gesetzen thronte Jehovah. Nationallieder darüber, auch gegen Unterdrücker und böse Richter. Israelitische Gesetze werden mit der Ordnung Gottes in der Natur verglichen. Ein Lied darüber.

3. Zweck und Würde des Stammes, der ihm diente. Vom Licht und Recht auf der Brust des obersten Priesters. Bilder vom Schmuck der Priester in der ebräischen Poesie. Sie sind Symbole des blühenden Staats. Anwendung derselben auf Könige und himmlische Diener.

4. Ursprung und Zweck der Opfer. Moralischer Gebrauch derselben in der Poesie. Einige Psalmen.

Allgemeine Anmerkungen über die Sprache aus der Gesetzgebung Moses' über Krankheiten und Laster, über einzelne Stücke des Gottesdienstes und symbolische Gebräuche. Das Institut des Sabbats hat alle alte Nachrichten und Lieder erhalten. Bilder aus demselben vom ewigen Sabbats- und Jubeljahr. [Moses' Stiftshütte, ein symbolisches Gemälde.]

Jehovah war der Name, den Moses seinem Volk als den Namen des Gottes seiner Väter einprägte, ein reiner, hoher Begriff, der Gottes Bestandheit und Treue, seine alte Dauer, seine Unveränderlichkeit und ewige Würde mit sich führte.* Dieser Grundbegriff der mosaischen Gesetzgebung heißt die Heiligkeit des Herrn**, ein Ausdruck, dem ich in unsrer Sprache kein Synonymum wüßte. Nicht nur alle Bilder und Gleichnisse Gottes von Geschöpfen Himmels und der Erde wurden untersagt: mit diesem Namen ward auch der Weg eröffnet, die höchsten Eigenschaften und Vollkommenheiten Gottes zu entwickeln, die der Vernunft und Religion der Menschheit zu ewigen Grundstützen dienen werden. Es

* Bekanntermaßen hält er die drei Zeiten in sich: „Ich war, ich bin, ich werde sein!" oder wie Gott selbst sagt: „Ich werde sein, der ich sein werde!"[1] — ** Heiligkeit des Herrn ist seine höchste Einzigkeit, da er nichts Gleiches hat.

[1] Der Name wird von הָיָה (spr. hâvah = sein) abgeleitet.

wird damit nicht gesagt, daß Moses sie alle entwickelt habe; ihm, dem Gesetzgeber, mußte Gott vorzüglich ein israelitischer Schutzgott sein, worauf sich starke Stellen seiner Ermahnungen und Gesänge gründen. Was er indes als Gesetzgeber nicht konnte, thaten nachher die Weisen und Dichter Israels. War Jehovah der Einige, der Schöpfer der Welt, so war er auch der Gott aller Menschen, aller Geschlechter, und es gehörte nur Zeit, unbefangene Denkart und ruhiger Geist Gottes dazu, diesen reichen Keim zu entwickeln. Es ist hier nicht die Frage, ob ihn auch andre Nationen entwickelt haben. Denn warum sollte man neidig sein und Persern, Indianern, Celten, ja wem es sei, die Schritte nicht gönnen, die sie in Aufbewahrung und Fortleitung der ältesten Religion[1] der Erde, jede in ihrem Maß, thaten? Gnug, in der damaligen Zeit und in jenem Winkel der Erde, zwischen Ägyptern, Kananitern und den arabischen wilden Völkern, war Moses' Schritt einzig. Er suchte die Religion der Patriarchen, seiner Väter, hervor; auch was ihm aus Ägypten zur Hülle seiner Einrichtungen und Gesetze diente, mußte das reine Licht nicht verdämmern, das ihm die Offenbarung im arabischen Feuerbusch gab, und so wurden mit der Zeit die hohen Ideen gebildet, die wir in Psalmen und Propheten finden.

Das Lied, das Moses zugeschrieben wird*, mache den Anfang: es entwickelt den Namen Jehovah, d. i. die Felsentreue und ewige Bestandheit des Schöpfers der Welt.

Gesang Mose, des Mannes Gottes.

Der 90. Psalm.

Herr! unser Bleiben bist nur du
von Geschlechte zu Geschlecht!**
Eh' Berg' erzeuget wurden,

* Ps. 90. — ** Welche hohe Idee! Wir sind nur Phänomene, flüchtige Schatten auf der Erde: nur in dem Gott ist unsre Bestandheit, unser Dasein, den Moses so oft einen Fels nennet.

[1] Vgl. S. 7 ff

eh' sie die Erd', der Erdenkreis gebar,
von Urwelt bis zu Urwelt bist du Gott!*

Den Menschen läßt du kehren in den Staub
und sprichst: „Kehr wieder, neu Geschlecht der Menschen!"
Denn tausend Jahre sind in deinen Augen
wie der vergangene gestrige Tag,
wie ein Teil der Nacht.

Du lässest sie erstarren:
da schlafen sie.
Am Morgen waren sie wie grünes Gras,
frühmorgens grünt' und blühte es:
am Abend war's versenget und verdorrt.

So zehrest du uns auf mit deinem Hauch,
dein Zornhauch schrecket uns hinweg,
stellst unsre Missethaten vor dich hin,
unser Verborgnes kam ins Licht
vor deinem Blick;
drum haben abgenommen unsre Tage
durch deinen Urteilsspruch**;
wir schwätzen unsre Jahre hin
wie ein Gespräch.

Des Menschenlebens Tage sind siebzig Jahr',
in seiner Stärke achtzig Jahr',
und all sein Umfang Müh' und Schmerz —
schnell fährt's vorüber, und wir sind hinweg.

Wenn der Name Jehovah nichts als die erhabnen Expositionen im Jesaias vom 40. Kapitel an hervorgebracht hätte, müßte man nicht Moses' Andenken und Religion segnen?

Es ist keine Eigenschaft, keine Vollkommenheit Gottes, die nicht in Psalmen und Propheten den simpelsten, kräftigsten Ausdruck fände, und meistens sind diese erhabnen Entwicklungen aus dem Namen Jehovah gezogen, der in der That der Grund der ganzen natürlichen Theologie ist. Nie kann ich ohne Rührung

* In allen Säkeln der Vergangenheit bist du, Herr, gewesen. — ** 1. Mos. 6, 3, oder der Schluß Gottes, daß alle Israeliten in der Wüste sterben sollten.

den Psalm jenes Bittenden lesen*, der wegen hohen Alters die Erfüllung seiner Wünsche über Jerusalem und sein Volk nicht zu erleben glaubet. Er ersinkt mitten auf dem Wege der Verheißung; aber der Gott der Verheißung bleibt ja, und ein anderes Geschlecht wird sie erleben, denn Gott ist Jehovah!

Meine Tage gehn wie ein Schatte nieder,
wie ein Hälmlein Gras verdorre ich;
aber du, Jehovah, du regierest ewig,
dein Name währet von Geschlechte zu Geschlecht.
Drum für die spät'ste Nachwelt sei's geschrieben!
ein ungebornes Volk lobt einst den Herrn!
Von seiner heil'gen Höhe wird er schauen,
Jehovah auf die Erd' aus seinen Himmeln sehn
und hören das Geächze des Gebundnen
und machen den zum Tod' Verdammten frei.
Zu Zion preist man denn die Macht Jehovahs,
sein Lob erschallt denn in Jerusalem,
wenn sich da Völker werden rings versammeln
und Königreiche zu Jehovahs Dienst.
Zwar meine Kraft erliegt, eh' ich dahin gelange,
und meine Tage kürzen sich,
und spräch' ich auch: „Mein Gott, nimm mich nicht weg
in Mitte meines Lebens!" —
Doch deine Jahre gehn ja von Geschlechte zu Geschlecht.
Du bist's, der ehedem die Welt gegründet,
die Himmel selbst sind deiner Hände Werk.
Auch sie vergehn, du aber bleibst!
Sie alle werden alten wie ein Kleid;
denn legst du sie ab, wie ein Kleid,
alsdenn sind neue Himmel da.
Du aber bist derselbe,
und deine Jahre enden nie.
Auch deiner Knechte Kinder werden dauren,
und ihr Geschlecht wird vor dir, Herr, gedeihn!

* Psalm 102.

So sind jederzeit die erhabensten Eigenschaften Gottes mit den rührendsten menschlichen Empfindungen verwebt. Die Allwissenheit, Allweisheit, Allgegenwart, die einzelne Vorsorge und Aufsicht Gottes sind in Propheten und Psalmen mit einer Innigkeit geschildert, daß man sich in sich selbst gleichsam vor dem Auge Gottes nicht zu verbergen weiß.* — Wenn die Lehren des reinsten Deismus auf die kräftigste Art ausgedrückt werden sollen, so nehmen sie aus dem Alten Testament ihre Sprache,

Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?
Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?
Bedenket's doch, ihr Narren im Volk,
Wahnsinnige, wenn wollt ihr klüger werden?

Kann etwas Treffenders auch zu unsrer Zeit gegen die Gattung von Philosophen gesagt werden, die, daß Absicht in der Natur sei, leugnen? Alles, was sie von dem toten Abstraktum Natur vorbringen, schrieben die Heiden ihren Götzen zu; und was die Propheten gegen diese sagen, gilt auch gegen jene. Je reinere Philosophie und Theologie irgend eine Dichtkunst der Erde enthält, desto mehr wird sie sich nicht nur in allgemeinen Sätzen, sondern auch oft in Ausdrücken der Poesie des Alten Testaments nähern.

Mit der Sittenlehre ist's fast ein Gleiches; nur muß man diese nicht betrachten, wie sie vom Volk ausgeübt ward, sondern wie sie ausgeübt werden sollte. Auch muß man sie nicht in Stellen aufsuchen, wo der eingeschränkte politische Gesetzgeber oder gar Klugheitslehrer, sondern der reine Weise und Dichter sprechen. In positiven Anordnungen konnte Moses nur für seine Zeit, für sein Volk, nach der Fassung desselben reden; und es ist Thorheit, mehr von ihm zu fodern. War doch noch dies Gesetz zu geistig und gut für die Israeliten; denn sie konnten's und mochten's nicht halten. Wo Moses aber als Weiser, als Lehrer des Volks spricht, insonderheit in seiner letzten Anrede, wie erhabnere Rede mengt er ein:

* Einige derselben sind im ersten Teil gegeben, andere werden folgen.

Vernimm, o Israel!
Jehovah, dein Gott, Jehovah ist nur einer!
und du sollt lieben Jehovah, deinen Gott,
mit deinem ganzen Herzen,
mit deiner ganzen Seele,
mit aller deiner Kraft![1] —
Das Wort, das ich dir jetzt gebot,
ist nicht ein Rätsel, das dir ferne läge,
ist nicht im Himmel, daß du etwa sagtest:
„Wer will hinauf gen Himmel und es uns holen?"
ist nicht jenseits des Meeres, daß du sagtest:
„Wer will hinüberschiffen übers Meer
und es uns bringen und es uns verständ'gen,
daß wir es etwa thun?"
Gar nah' ist dir das Wort in deinem Mund und Herzen,
daß du es könnest thun![2]

David mag handeln, wie er will, er mag auch in manchen Psalmen eigen- und ruhmsüchtig, grausam und menschenfeindlich scheinen: vor Jehovah darf er sich doch nie eines andern als guter Eigenschaften rühmen, einer geraden Redlichkeit und Offenheit des Herzens. Alle allgemeine Lehrpsalmen, von ihm, noch mehr von Assaph und einigen Anonymen, sind voll der reinsten Lehren. Salomons Sprüche enthalten viel morgenländische Hofmoral; denn es sind eigentlich Klugheits-, nicht abstrakte Tugendlehren. Indessen ist auch in ihnen so viel reines Gold, und alle Lebensweisheit gründen auch sie auf die Furcht Jehovahs. Die Propheten treten an Fülle und Lauterkeit den meisten Gnomologen[3] der Griechen weit vor, und das Buch Sirachs ist ein blühender Garte voll Zucht und Lehre, auch in Bildern, auch in Gleichnissen und Gemälden. Kurz, man kann vom Gesetz Moses' sagen, was dies Buch sagt[4]: „Weisheit ist draus geflossen, wie Pison, wie Tigris, wie der Euphrat und Nilstrom, wenn er übergehet und das Land befeuchtet."

[1] 5. Mosis, Kap. 6, V. 4 f. — [2] Ebenda, Kap. 30, V. 11—14. — [3] Verfasser von Lehr- und Sittensprüchen. — [4] Kap. 24, V. 33—37

Moses' Gesetzgebung hatte die Idee, ein freies Volk zu bilden, das keinem als dem Gesetz unterworfen wäre, und damit niemand ihnen die Freiheit nähme, ward Gott selbst Gesetzgeber, Gesetzbewahrer, König. Er wohnte unter seinem Volk, und das so mißbrauchte Wort „Tempel" war eigentlich Haus des Gesetzbuchs, über dem Gott wachte. Das ganze Volk war ein priesterlich Reich: jeder also dieses Königes und seines Gesetzes Diener. „Du sollt mir ein priesterlich Königreich sein!" war das Prinzipium, in welches Moses seine Gesetzgebung faßte. Wollen wir diese nicht Theokratie[1], so laßt sie uns Nomokratie[2] nennen; nur für die Poesie, die daraus entsprang, nach der Wahrheit jener alten Zeit und Geschichte, ist das Wort Theokratie viel ausdrückender und schöner. Alle bürgerliche und gottesdienstliche Poesie ward theokratisch; lasset uns sehen, was in der Gattung lag!

Zuerst: Stammesehre, gleiche Nationalrechte, Freiheit. Kein König lag eigentlich in der Gesetzgebung Moses'; Gott und das Gesetz war König. Alle Stämme waren ein Volk, Nachkommen der Väter, von denen sie zum Erbteil ihren Gott und mit diesem Gott brüderliche, ja Priesterrechte erhalten hatten, welches nach ägyptischen Begriffen der höchste Stand war. Hiezu war die Beschneidung eingeführt, ein Unterschied, den in Ägypten nur der Priesterstand hatte; hier sollte er (da[3] er durch Römer und Heiden zum Schimpf geworden ist) Nationalehre werden. Alle Stämme standen unter ihren Fürsten, jede Familie unter ihrem Haupt: so hingen sie alle in brüderlichen Gliedern bis zu dem Gericht zusammen, das im Namen Jehovahs über alle richtete. Dreimal im Jahr an den hohen Nationalfesten war allgemeine Zusammenkunft des Volkes. Es kam nicht zusammen, sieben Tage Predigten oder Messe zu hören, sondern sich gemeinschaftlich zu freun und sich als ein Gottesvolk zu fühlen; alle drei waren Freiheit- und Nationalfeste. Ostern erinnerte sie an den Tag, der sie zum freien Volk gemacht; Pfingsten an das Ge-

[1] Gottesherrschaft. — [2] Gesetzesherrschaft — [3] Während.

setz, das diese Freiheit befestigt; das Laubhüttenfest an den Genuß derselben in den ersten Hütten der Unschuld und Familieneintracht. Alle Feste waren voll Opfermahlzeiten, voll Musik, Lieder und Tänze; das Volk Gottes sollte vor seinem unsichtbaren Herrn und dem Zelt seines Gesetzes ein fröhliches Volk sein. Durch diese Zusammenkünfte sollte der Nationalstolz, d. i. die Freude in Jehovah, Brudereintracht unter den Stämmen, die alle nur einen, einen unsichtbaren König, ein Gesetz, einen Tempel hatten, erweckt und durch gemeinschaftliche Mahlzeiten und Lieder der Ursprung des Volks, die Geschichte und das Andenken der Altväter erhalten werden. Wir denken uns meistens bei den Worten „heilige Mahlzeiten", „Tempel", „Feste", „Psalmen" gar nichts oder etwas Kaltes, Trauriges und Totes, weil wir keine Nationalfeste und Lieder öffentlicher Freude, keinen Tempel des Väterruhms, kein Gesetz allgemeiner Nationalfreiheit haben; daher sehen wir auch die Psalmen, die von diesem Geist beseelt sind, oft so traurig und schief an. Kein Volk hat Nationalpoesie, das nicht allgemeine Gegenstände des Stolzes und der Freude hat; ja wenn es unter entgegengesetzten Ideen erzogen, insonderheit mit dem Wort „Gottesdienst, heilig" widrige Begriffe verbindet, mag es sich nicht einmal in andre Zeiten fühlen. Daher der traurige, mystische Ton der Psalmenausleger, der, wenn man das Wort Psalm vergißt und statt dessen Nationalgesang setzt, von selbst wegfällt. Man denke an Bundeslieder der Freundschaft, an Volksgesänge, wenn Stände einer freien Nation zusammenkommen, sich einander im Glück, in Freude und Tugend zu ermuntern oder über Nationalunglücksfälle zu trösten: so wird ein großer Teil der Psalmen uns schöner dünken.

Einige z. E. sind offenbar Anmunterungs- und Freudengesänge, daß sie jetzt nach Jerusalem ziehn, sich als Nation zu freuen:

Kommet! lasset uns jauchzen dem Jehovah*,
Jubellieder singen dem Felsen unsres Glücks,

* Ps. 95.

treten vor sein Angesicht mit Danken,
Lieder jauchzen ihm!
Denn groß ist unser Gott Jehovah,
ein großer König über alle Götter!
In dessen Hand die Gänge der Erde sind,
die Höh'n der Berge sind sein.
Sein ist das Meer, das er erschuf;
das feste Land hat seine Hand gemacht.
Kommt, lasset uns anbeten, vor ihm uns beugen
und knieen vor Jehovah, der uns zum Volk gemacht!
Denn er ist unser Gott, wir seines Landes Volk,
die Herde, die er weidet mit Hirtenhand.
Heut, wenn ihr seine (des Hirten) Stimme hört,
verstocket nicht eu'r Herz wie einst zu Meriba,
zu Massa in der Wüste u. s.

Sowohl die Anwendung der letzten Geschichte als das Heut, das oft mit übler Anwendung gequält wird, nehmen ihr Leben aus solcher Stimme der Nationalzusammenberufung und Ankündigung des Fests, von dem niemand zurückbleiben soll; und so wird jedes Wort voll beziehender Deutung. Ein gleiches ist's mit dem 100. und andern Psalmen. In andern wird die Freude derer ausgedrückt, die zu solchen Nationalversammlungen nach dem Tempel hinaufziehn, und hie und da die ganze Reise beschrieben*:

Wie schön sind deine Zelte, Jehovah Zebaoth!
Mein Herz verlangt und lechzt nach deinem Hofe, Jehovah.
Mein Herz und Leib jauchzt auf, hin zum lebend'gen Gott.
So wie der Vogel, der seine Wohnung fand,
die Schwalb' ihr Nest, wo sie die Jungen ließ:
so seh' ich deinen Altar an, Jehovah Zebaoth,
mein König und mein Gott!
Glückselige, die stets in deinem Palast sind!
Sie loben dich immerdar.
Glückselig auch, der auf dich fasset Mut
und gern zu dir die gebahnte Straße zieht!**

* Ps. 84. — ** Offenbar die Heerstraße nach Jerusalem, die sodann

Sie ziehn durchs Thal Bakah, das dürre Thal,
und finden's wasserreich.*
Auch Segen über den, der ihnen zieht voran.**
Sie gehn, und immer kräft'ger wird ihr Schritt***,
bis sie den Gott der Götter in Zion sehn.

Jehovah, Gott der Götter, Zebaoth!
erhöre mein Gebet!
erhör' es, Jakobs Gott!
Du unser Schutzgott, schau, schau deinen Gesalbten an!

Ein Tag an deinem Hofe
Ist fröhlicher als tausend sonst.
An meines Gottes Schwelle mag ich lieber stehn,
als in den Zellen des Verschwenders wohnen.†

Denn Gott Jehovah gibt uns Licht und Schutz,
Ansehn und Huld gewähret uns Jehovah,
kein Gutes weigert er dem Redlichen.
Glückselig ist, Jehovah Zebaoth,
der Mensch, der dir vertraut!††

Der erste, sehr mißdeutete Teil dieses Gesanges kann nicht besser erläutert werden (absit invidia dicto[1]!) als durch das Beispiel derer, die nach Mekka wallfahrten. Wie bei ihnen die Inbrunst zunimmt, je mehr sie in der Wüste sich dem heiligen Ort

voller Reisenden war. „Die gebahnten Straßen sind in ihrem Herzen" heißt nach einem bekannten Idiotismus: sie freun sich drauf, sie ziehn gern dahin. — * Ich lese: ישתו הוּ von שתה trinken; wodurch auch im Gegensatz des dürren הבכא ein schöner, ungezwungener Sinn wird. Sie vergessen den Durst, sie werden durch die Nähe Jerusalems erquickt; denn sie sehn das Heiligtum, das Ende der Reise. Daß sie noch wandern, zeigt der folgende 8. Vers. — ** Offenbar ist dieses der מורה, der Wegweiser, der Karwanbaschi oder Ghafir, wie ihn die Pilgrime nach Mekka nennen. — *** Ob sie gleich ermattet sind und in den dürren Thälern um Jerusalem lechzen. — † Das רשׁע hat eine weite Bedeutung: Feind, Böswicht, Unterdrücker, Räuber, Verschwender. — †† D. i. der dir hold und treu ist, wie unsre Gesetzbücher sagen. Es faßt dies Wort in den Psalmen die Pflichten des Unterthans gegen Gott, so wie die vorigen Verse die Wohlthaten des Schutzgotts preisen.

[1] Man ärgere sich nicht über dies Wort!

nähern; wie sie Entzückung überfallen soll, wenn sie die glänzenden Türme der Kaaba sehen: so sehnend und immer gestärkter und freudiger geht hier der Zug nach Jerusalem durch die verbrannten Thäler. Sie werden ihnen gleichsam ganz Quellbrunn, denn sie sehn in Bakah schon das Antlitz Jehovahs. — Auch der zweite Teil des Psalms ist Wort für Wort aus den eigentlichen und wahren Umständen der Nationalanbetung zu Jerusalem; es sind keine gezwungne mystische Bilder. Wie hier zur Zeit Davids für den König gebetet wird, wird in andern Gesängen dem ganzen Lande Glück gewünscht, abermals im Ton einer Nationalversammlung:

Ich freue mich drauf, sie sagen mir an*:
zum Hause Jehovahs werden wir ziehn.
Mein Fuß stand schon in deinem Thor,
Jerusalem!
Jerusalem, du dichtgebaute Stadt!
Wohnung an Wohnung ist in dir!**

Da-, dahin ziehn die Stämme nun,
die Stämme Jehovahs, zum Gedächtnisfest
für Israel,
zu preisen da Jehovahs Majestät.

Da stehn die hohen Richterstühle, da
die Stühle, die der König hat bestellt.***
Wünscht Glück Jerusalem!
es gehe deinen Freunden wohl!
In deinen Mauren wohne Sicherheit,
in deinen prächt'gen Häusern wohne Ruh'!

* Ps. 122. — ** „Dich kann man doch eine Stadt nennen! Haus bei Haus stehet in dir!" gerade wie bei uns ein Landmann, der nichts als zerstreute Flecken gesehen hat, bei der Hauptstadt reden würde:

Vrbem, quam dicunt Romam, Meliboee, putavi
Stultus ego huic nostrae similem etc.[1]

— *** Und die, wie wir wissen, zum Teil mit des Königs Familie besetzt waren. 2. Sam. 8, 18.

[1] „Meliböus, fürwahr, ich hätte die Stadt, die man Rom heißt, Thöricht der unseren hier mir ähnlich gedacht" (Vergil, „Eklogen" Nr. 1, V. 19—20).

Um meiner Brüder, meiner Freunde willen
wünsch' ich dir Segen zu!
Um unsers Gottes Tempels willen
segn' ich dir Gutes zu!

Der junge Landeinwohner, der Jerusalem einmal gesehen hat und es gern wiedersehen will, kann nicht naiver davon reden, als dies Lied redet. Andre Gesänge glückwünschen allgemein, andre preisen Eintracht der Familien und Stämme, andre die Herrlichkeit der Priester und die Pracht des Gottesdienstes. In elenden Zeiten tönen die Lieder flehend und weinend, in glücklichen fröhlich; kurz, diese Nationalversammlungen haben den Teil der Psalmen hervorgebracht, in dem wahrer Allgemeingeist herrschet. Alle, die anfangen: „Der Herr ist König!" sind von dieser Art, die meisten anonymischen Dank- und Hallelujapsalmen gleichfalls; einige der Familie Korah, einige von Assaph, und der rührendste Psalm Davids: „Wie der Hirsch schreiet!" ist auch ein Sehnen nach dem Tempel Gottes, offenbar zur Zeit solcher Nationalfeste. Es ist Nerve des Psalms, daß er eben jetzt nicht mit sein könne —

in der Stimme des Jubels und Freudengesangs,
im Haufen derer, die tanzen zu Gottes Palast.

Moses richtete diese Nationalversammlungen ein; er ist also auch dieser Lieder Vater.

Zweitens. Der Gott Israels war ohne Bild. Im heiligsten Ort seines Gezelts lag das Gesetzbuch in einer Lade, und die Symbole des Wunderbaren und Heiligen, die Cherubim, standen darauf. Der Raum zwischen ihnen ward als die Wohnung Jehovahs angesehen, und es heißt so oft: „Jehovah, der über den Cherubim wohnet." Also hatte Gott für sich keinen Thron im Tempel: das Gesetzbuch war sein Thron; er war der Bewahrer und Ausrichter desselben; er bedeckte es mit der Macht seines Ansehens — die schönste Vorstellung, die einen Nationalgottesdienst mit der Konstitution des Volks eins machen und das Gesetz selbst nur als Bund, als Vertrag, als eine Kapitulation Gottes mit der Nation heiligen sollte! Nun konnte ihre Poesie keine Götzenbilder

schaffen, so wenig sie der Tempel und das Gesetz litt; desto mehr aber konnte sie den Gott des Volks in seinen Landesgesetzen preisen. Und das that sie. So viele Nationalgesänge singen den König, um den es dunkel ist (so war's im Allerheiligsten), der aber auf Gerechtigkeit und Gericht seinen Thron gebauet hat. Sie muntern alle Obrigkeiten des Landes an, in Gottes Namen zu richten; denn nur durch Gesetze sei Gott in seinem Volk gegenwärtig und wirkend.*

Jehovah regiert! es beben vor ihm die Völker!
Er thront auf Cherubim; es zittre die Welt!
In Zion ist der große Jehovah!
der Erhabne aller Völker, er!

Die Macht des Königs ist, daß er Gesetze liebt;
Du hast Gesetz und Recht und Ordnungen
in Jakob festgestellt.
Erhebt Jehovah, unsern Gott,
und bückt euch tief, wo seine Füße ruhn,
vorm Heiligtum!

Moses und Aaron unter seinen Priestern
und Samuel in der Anbeter Schar**,
sie riefen den Jehovah an:
er hörte sie.
Er sprach zu ihnen aus der Wolk' hinaus,
und sie bewahrten, was er ihnen sprach,
Gesetze und Verfassung, die er gab.***
Jehovah, unser Gott, du hörtest sie,
warst ihnen mild und rächetest ihr Werk.†

Erhebt Jevohah, unsern Gott,
und werft euch nieder vor dem heil'gen Berge,
wo unser Gott, der Hocherhabne, thront!

* Psalm 97. — ** Der kein Priester war. Offenbar ist hier die Abteilung nach dem sinnlichen Anblick des Tempeldienstes: Priester und Laien, Dienende und Anbeter. — *** Von lauter Nationalgesetzen und Landeskonstitutionen ist hier die Rede; Triumph darüber ist des Liedes Geist und Nerv. — † Du standest ihnen bei, schütztest ihre Einrichtungen, halfst ihnen gegen Feinde durch u. s.

Wie matt werden alle diese Dinge, wenn man sie aus ihrer ursprünglichen Verfassung reißt! Wie treffend sind die Lobsprüche, wenn man sie als den Jubel eines freien, nur nach bestimmten Gesetzen Gottes zu regierenden Volks betrachtet!

Gott steht in der Versammlung seines Volks*;
in Mitte der Erdengötter hält er Gericht.
Wie lange richtet unrecht ihr?
und sehet die Person der Unterdrücker an?
Schafft Recht dem Armen und dem Waisen,
dem Unterdrückten, auch dem Bettler Recht!
Errettet den Entkräfteten, den Armen,
errettet aus der Hand der Bösewichter ihn! —

Sie wissen, sie verstehen's nicht!
In ihrem dunkeln Sinne gehn sie hin;
drum wanken auch die Festen unsres Landes.

Ich nannte Götter euch,
des Hocherhabnen Söhn' euch allesamt.
Allein wie schwache Menschen müßt ihr sterben
und allesamt wie einer zu Grunde gehn.**
Erhebe dich, Gott, und richte das Land,
denn alle Stämme sind dein Erbreich ja!

So dorfte der patriotische Gesang die Tyrannen schelten und ihnen plötzlich in ihren Divan[1] den König stellen, in dessen Namen sie allein Richter und Fürsten seines Volks waren. Der Dichter erinnerte sie nur an die positive Konstitution ihres Landes. Feuriger schilt der 94. Psalm, eben dieses Inhalts. Alle Gesänge, die Gott als König besingen (politische Lobgesänge

* Ps. 82. Gott saß Gericht im Mittelpunkt des Landes, dem Allerheiligsten, wo ihn in zweifelhaften Fällen der erste Richter befragte; er saß auch in allen Kollegien des Landes, die nur in seinem Namen gehalten wurden. Nur Gott war König und Richter; auch da Könige waren, konnten und sollten sie nur als Statthalter Gottes angesehen werden, über die die Landesverfassung das Gesetz war. — ** Der 7. Vers ist dem sechsten in beiden Gliedern entgegengesetzt. Stellt man sie recht gegeneinander: Götter und Menschen, allesamt und einer, so ist die Dunkelheit verschwunden.

[1] Staatsrat, Beratungszimmer.

über die Grundverfassung Judäas), sind so stolz auf diese, daß sie Meer und Erde, Nationen und Völker aufrufen, es einzugestehen, daß ihr Gott allein ein rechtmäßiger, billiger König sei, daß Juda allein solche Verfassungen habe, die ewig wie Gott, stark und unüberwindlich wie die Natur sind; denn beide sei'n das Werk eines Gottes. Es ist die Art mehrerer Psalmen, Wunder Gottes im Reich der Natur und Verfassungen unter ihnen, die sie auch als Wunder darstellen, zu paaren und, wie es scheinen möchte, durcheinanderzuwerfen. Wahrscheinlich haben die Chöre in diesen Enumerationen[1] abgewechselt; sie machen aber auch den Gang des Liedes[2], das das Große und Kleine wie eins betrachtet, stolz und prächtig.

1. 2. Lobet Jehovah!
1. Denn es ist schön, zu singen unserm Gott!
2. Denn es tönt lieblich ein wohlklingend Lob!

1. Jehovah baut Jerusalem*
und sammlet die Zerstreuten Israels;
er heilt die Herzverwundeten,
verbindet ihren Schmerz.

2. Er zählt die Zahl der Sterne
und nennet alle bei Namen sie.
Groß und sehr stark ist unser Herr;
seines Verstandes ist gar keine Zahl.

1. Dem Unterdrückten hilft Jehovah auf.
2. Und beugt den Unterdrücker tief hinab.
1. Singt dem Jehovah, singt im Wechselchor!
2. Und auf der Harfe spielet ihm darein!

1. Er, der den Himmel mit Gewölken deckt,
der Erde Regen gibt,

* Ich schließe bei der Verteilung dieses Gesanges nicht aus, daß die zwei Glieder des Parallelismus auch von verschiednen Chören gesungen sind; der Zahlen wären aber zu viel geworden, und ich wollte nur die Hauptökonomie des Gesanges bemerken.

[1] Aufzählungen, Anführungen. — [2] Psalm 147.

die Berge sprossen machet zartes Gras,
den Tieren Speise gibt,
den jungen Raben, wenn sie schrein. —

2. Nicht an dem starken Roß ist seine Lust,
nicht an dem schnellen Läufer seine Zier.
Jehovah liebet den, der ihn verehrt
und seiner Güte traut.

1. 2. Lobe, Jerusalem, den Jehovah,
lobe, Zion, deinen Gott!
Denn er befestigt deiner Thore Riegel
und segnet in dir dein Geschlecht.
Den Frieden setzt er dir zur Grenze
und sättigt mit dem Mark des Weizens dich.

1. Er spricht zur Erde aus sein Wort,
schnell läuft das Wort;
da fällt wie Wolle der Schnee;
er streut wie Asche den Reif;
in großen Schloßen wirft er Eis herab;
und wer kann stehn vor seinem Frost?

2. Er spricht sein Wort aus, und da schmelzen sie,
sein Atem haucht, die Wasser rinnen wieder.

1. 2. Jakobs Geschlecht hat er sein Wort vertraut,
seine Gericht' und Sprüche Israel.
So that er keinem andern Volk,
die Einrichtungen wußte keins.
Lobet Jehovah!

So entfernt ich von allem Gezier dramatischer Aufzüge in den Psalmen bin, so dünkt mich hier die Abwechslung ziemlich offenbar, wenn man sie auch anders verteilen wollte. Die kühne Vermischung der Natur- und Staatswunder ist Seele des Liedes.

Drittens. Jehovah, der nur durch Gesetze herrschte, hatte Diener, die in jeder guten Einrichtung die Seele seines Reichs sein sollten: Erklärer und Aufbewahrer der Landeskonstitution, selbst die obersten Vollstrecker derselben, denn sie waren das höchste Gericht im Lande. Außerdem Berechner der Zeit, Be-

wahrer des rechten Gewichts und Maßes im Handel und Wandel, Urteiler über ansteckende Krankheiten, Ärzte. Sie fertigten Kontrakte des Eigentums aus, ordneten die Feste, nach denen alles geordnet ward, riefen das Volk zu Nationalversammlungen und zogen mit dem Heiligtum der Nation[1] in den Krieg, dem Heer Mut zu machen durch Lieder, Trommeten und die Gegenwart ihres Gottes. Der erste Diener Gottes, der Hohepriester, war der Gerechtigkeit erster Diener. Sein Brustschmuck hieß der Schmuck des Gerichts, wie bei den Ägyptern der oberste Priester und Richter das Bild der Gerechtigkeit vor sich trug. Dieser trug kein Bild; aber die Namen der zwölf Stämme seiner Brüder, auf Edelgesteine gegraben, sollten auf seinem Herzen ruhn[2] und mit ihnen Licht und Recht[3], d. i. das vollkommenste Licht, der entscheidendste Ausspruch, in seiner Brust wohnen.

In der Poesie der Ebräer werden die Bilder der edelsten Würde vom Schmuck des Priesters, insonderheit des obersten Priesters, genommen, weil dieser der Erste der Nation und ein geweiheter Fürst vor Gott war; daher auch alle kostbare Pracht der damaligen Zeit und Gegend an ihn verwandt wurde. In Gerechtigkeit und Heil wurden die Priester gekleidet*, d. i. weil sie Richter und heilige Personen, Bewahrer und Ausüber der Einrichtung des Landes waren, auf der die Glückseligkeit der Nation beruhete; so war ihr Amtsschmuck auch das Symbol beider, der Gerechtigkeit und allgemeinen Ordnung, des Wohlstandes der Nation und der Freude Jehovahs an derselben. Aus dieser Idee entspringen Bilder in Mose, den Propheten und Psalmen, die uns fremd und Spöttern gar lächerlich vorkommen, weil wir nichts von solchen heiligen Symbolen, die ein Gegenstand der Hochachtung des ganzen Volks wären, mehr haben oder fühlen. Unsre Priester sind mit Verachtung bekleidet: ihr Schmuck ist der Sack der Ar-

* Ps. 132, 9. 16.

[1] Der Bundeslade. — [2] 2. Mosis, Kap. 30, V. 7ff.; Kap. 28, V. 21ff. — [3] Vgl. S. 240, Anm. 1. Eine längere, hier gestrichene Anmerkung rechtfertigt diese Auslegung der Worte „Urim und Thummim".

mut. Das Wort „öffentliche Religion" ist in vielen Ländern so verächtlich, daß, wo wir auch aus ganz andern Verfassungen und Zeiten nur das Wort „Priester" lesen, auch das edelste Bild uns widrig und klein vorkommt. Dort konnte der Verfall des Landes dem Volk nicht rührender und sinnlicher gemacht werden, als wenn es hieß: „Das Heiligtum ist entweihet; die Krone der Herrlichkeit Gottes ist von des obersten Priesters Haupt gefallen; die Priester gehn in Säcken und trauren." Ihre Entweihung war die Entweihung der Nation, ihre Zier das Sinnbild allgemeiner Ordnung und Freude.

Ich freue mich hoher Freuden in Jehovah*,
mein Herz ist fröhlich über meinem Gott!
In Glückeskleider kleidet er mich wieder,
den Fürstenmantel leget er mir um.
Wie ein Bräut'gam steh' ich da, in Priesterpracht gekleidet,
wie eine Braut in ihrem Hochzeitschmuck;
denn wie die Erde sprosset ihr Gewächs,
so wie der Garte aufsproßt seine Saat,
so läßt Jehovah uns Gerechtigkeit aufsprießen
und Volksruhm vor aller Welt.

Solche waren bei dieser Nation des Heiligtums Bilder. Die Einigkeit der Familien konnte nicht schöner vorgestellt werden als durch den Wohlgeruch der reinsten, überfließendsten Salbe auf des Hohepriesters Haupt.** Wie dieser, der schönste Geruch dem Jehovah, eine sonst ungenossene Anmut ringsum verbreitete (denn keine Privatperson dorfte diese heilige Salbe bereiten oder sie gebrauchen), so duftet Einigkeit der Brüder Anmut und Wohlgeruch im reichsten Maß vor Jehovah und Menschen umher. — Fürsten und Priester waren von den ältesten Zeiten durch den Begriff verbunden, daß sie beide die Stelle Gottes vertreten, und in diesen Sprachen waren sie dem Ursprunge des Worts nach als Diener, die sich der Gottheit nahen dörfen, Synonyme. In den Familienregierungen der ersten Welt war der Hausvater

* Jes. 61, 10. 11. — ** Ps. 133.

Fürst und Priester seines Hauses, Melchisedek König der Gerechtigkeit und Priester Gottes des Allerhöchsten. Der Psalm, der die königliche Würde aufs höchste malet, der seinen Herrn neben Jehovah, ihm zur Rechten thronen läßt, erhöhet ihn nur durch den Begriff des Priestertums zu dieser Würde*:

Jehovah schwur dir heil'gen Schwur:
„Ein Priesterfürst bist du auf ew'ge Zeiten hin,
ich ordne dich mir zum Melchisedek".

In den spätern Zeiten der ebräischen Poesie wurden gar Priester und Engel verbunden.** Da jene Boten Jehovahs, d. i. Ausrichter seiner Landesgesetze waren, da sie den Vorzug hatten, sich dem Thron Gottes nahen zu dörfen und in seinem Palast vor ihm zu dienen: so ging natürlich, sobald der Himmel Gottes Gezelt und Tempel wurde, auch das Bild der Priester dahin über. Schon bei Jesaia sind die Seraphim Fürsten und Priester, d. i. eines im Tempel thronenden Königs Diener.*** In Ezechiels Gesicht ist der Engel, der die Rechtschaffenen zur Schonung bezeichnet, ein Priester†, so wie auch die herrliche Gestalt bei Daniel, die ihm die Gesichte deutet.†† In diesen Zeiten wurden alle Bilder der Reinigkeit, Würde und Zierde jener alten Zeiten vergeistigt und auf diese Himmelsfürsten verwandt, in welchen Gestalten auch die Engel des Neuen Testaments erscheinen. In der Offenbarung Johannes' sind Engel und himmlische Priester eins; in ihr und im Briefe an die Ebräer ist Christus, wenn seine höchste königliche Würde angezeigt werden soll, der himmlische Hoheprieſter.

Viertens. Vor die Fürsten Orients dorfte niemand ohne Geschenke kommen; diese Sitte wandte Moses an, teils um den Gebrauch der alten Patriarchenopfer in seinen Staat einzuflechten und den Sinn des Volks ganz abzulenken von Ägypten, teils andre Zwecke zu erreichen, die bald sollen gemeldet werden.

---

* Ps. 110. — ** Malach. 2, 7, Kap. 3, 1. — *** Jes. 6, 2. — † Ezech. 9, 3. — †† Dan. 10, 5.

Bei den Ägyptern wurden lebendige Tiere nur dem bösen Gott, Typhon, geopfert, und dazu schädliche, häßliche und unglückliche gewählt; die guten Götter bekamen leblose und meistens Rauchgeschenke. Da Moses, der eifrigste Feind der Sklaverei, unaustilgbare Freiheit zum Grundgesetz seines Volks machte, so weihete er seine ganze Nation, vorzüglich die Erstgeburt, die in der letzten ägyptischen Plage verschont war, als Eigentum dem Jehovah. Da ließ Gott nun von seinem Rechte nach: er schenkte dem Vater seinen Sohn und nahm von ihm statt dessen ein Tier zum Geschenk an; notwendig ein reines Tier, weil dem heiligen Gott sich nichts Unreines nahen, viel weniger ihm zum Geschenk dargebracht werden dorfte. So auch mit den Früchten des Landes, das Gott zugehörte, und davon er sich die Erstlinge als ein Dankgeschenk und als ein Zeichen der Lehnbarkeit ausdung. Erstlinge und die ganzen Opfer waren also die ersten eigentlichen Opfer der Lehnspflicht und Gerechtigkeit, wie der Psalm singet:

> Thu' wohl an Zion, wie du es gerne thust,
> denn werden dir gefallen die Opfer der Pflicht,
> die Opfer, die im Rauche zu dir steigen,
> die jungen Stiere auf deinem Altar.[1]

Die Sünden- und Schuldopfer hatten einen ebenso guten Zweck; sie brachten auch verborgne Sünden, die das Gesetz nicht bestrafen konnte, selbst Unterlassungsfehler vor Jehovah, d. i. vor seine Richter, und waren also besser als Ohrenbeicht', als Polizeiwärter und geheime grausame Femgerichte. Hier trat man als Mann vor Gott, das Geschenk der Entsündigung in seiner Hand, nicht als ein erzählendes, büßendes Weib. Man brachte seine Strafe selbst dar, die das Gesetz bestimmt hatte, und dorfte sie nicht von der Willkür des Priesters erwarten; auch gebot die Unbequemlichkeit dieser Darbringung, die vor dem Heiligtum allein geschehen konnte, selbst Vorsicht. — Die beste Anwendung, die die Poesie also von diesen Darbringungen machte, war geistig

[1] Psalm 51, V. 20 f.

[1]Erbarme dich mein, Barmherziger!
Du Vielbarmherziger, vertilge meine Schuld!
Denn sieh, ein sünd'ger Mensch bin ich,
sündhaft die Mutter, welche mich empfing;
du aber liebst die innere Wahrheit nur*,
du lehrtest mich des Gesetzes verborgnen Sinn;
du mußt mich priesterlich entsündigen**,
so bin ich rein;
wenn du mich wäschest, bin ich weiß wie Schnee.
Sieh also nicht auf meine Missethat,
all meine Übertretung tilge aus!
Ein reines Herz schaff' in mir, Gott,
Rechtschaffenheit erneue du in mir! —
Ich will auch Sünder lehren deinen Sinn,
Verirrte sollen wenden sich zu dir.
Errettest du mich, Gott, von meiner blut'gen Schuld,
so will ich laut von deinen Pflichten singen.
Denn Opfer willt du nicht — ich gäbe sie! —
Brandopfer nimmst du nicht.***
Die Opfer Gottes sind ein reuig Herz,
demütig und zerschlagnen Geist
verschmähst du nicht. —

Und in einem andern Gebet[2], da er für Wohlthaten danket:

Jehovah, viel hast du an uns gethan!
Deiner Wundergedanken über uns ist keine Zahl!
Doch will ich sie verkünden und aussprechen,
wiewohl sie nicht zu zählen sind.
Die Opfergabe magst du nicht;
mir sagtest du es insgeheim ins Ohr†:
Brand- und Sündopfer willt du nicht.

---

* „Das Außenwerk bei Opfern ist nicht dein Zweck; sie haben einen geistigen Sinn, den der Pöbel nicht weiß, den du mich aber gelehrt hast."— ** Dies ist also der geheime Sinn der Opfer nach Davids Lehre. Gott muß den Menschen entsündigen, und die Entsündigung des Priesters soll ihm das nur vorbilden. — *** Für Mord und Ehebruch nämlich konnten keine Opfer gebracht werden. — † Der Ausdruck: „Du öffnetest mir das Ohr" bedeutet offenbar nicht

[1] Psalm 51, V. 3 und 7 ff. — [2] Psalm 40, V. 6—10.

Da sprach ich: Sieh, ich komme gern!*
Das ist für mich ja im Gesetz geschrieben;
das, was du willt, mein Gott, das will auch ich,
was du von mir begehrst, wallt schon in meiner Brust.

Verkünd'gen will ich, was dein Wille sei,
vor allem Volk.
Nicht wehren will ich meinen Lippen.
Jehovah, das weißest du! —

Ein öffentliches Bekenntnis, öffentliche Reue- und Danklieder setzt David hier an die Stelle der Opfer und rühmt beidemal, daß er damit den geheimen eigentlichen Sinn des Gesetzes vollstrecke. Die Propheten sind solcher Aussprüche voll; wir haben keine Opfergesänge in der Schrift, wie die Heiden sie hatten; die Gesänge, die von den Opfern handeln, sind alle moralisch und geistig.

So auch bei den ältesten und schönsten, den unblutigen Dank- und Weihrauchopfern. Wir haben einen Gesang über sie, dessen sich die aufgeklärteste Zeit nicht schämen darf: es ist

Der funfzigste Psalm Assaphs.

Der Gott der Götter, Jehovah, spricht
und ruft die Erd' herbei
von Sonnenaufgang bis zum Untergang.

Vom Zion, der Landeskrone, glänzt Gott auf!**
Es kommet unser Gott und schweiget nicht,
verzehrend Feuer gehet vor ihm her,
um ihn ist mächt'ger Sturm.

---

anders, als was die Folge klar sagt: „Du ließest mich deinen Willen, deine eigentliche Absicht bei allen Opfergaben leise vernehmen; du sagtest mir ins Ohr, was der Pöbel nicht weiß, den Sinn deines geschriebenen alten Gesetzes und unsrer darin gefoderten Pflichten." — * D. i. „Der geheimen Stimme bin ich als Knecht gern gehorsam. Wenn das der geheime und eigentliche Sinn des Gesetzes ist, so wohnt er auch in meiner Brust. Eben das ist's, was mein Herz als Pflicht verlanget und gerne thut." Vergl. 5. Mos. 30, 11. 12. — ** Wie jedesmal von den Bergen, die Wohnungen der Götter waren. Jetzt nicht mehr von Sinai, Seir, sondern von Zion, der glänzenden Krone, dem Hauptschmuck des ganzen Landes, weil Gott darauf wohnte.

Er ruft den Himmeln oben und der Erd'*,
zu richten itzt sein Volk.
„Versammlet", spricht er, „meine Treuen mir,
die über Opfern meinen Bund beschwuren!"
Und alle Himmel rufen ihn als Richter,
Jehovah als gerechten Richter aus.

„Hör' an, mein Volk", spricht er, „ich rede,
ich zeuge gegen dich! ich selbst, dein Gott! —
Nicht zeih' ich über deine Opfer dich**,
über den Rauch, der immer zu mir steigt.
Doch sind es nicht die Stiere, die ich mag,
die Böcke, die du mir aus deinen Herden gibst;
denn alles Waldes Tier ist mein,
die Tiere auf den tausend Bergen dort!
Auch jeden Vogel kenn' ich unterm Himmel***,
das stolze Wild ist mein.
Hungerte mich's, ich dörfte dir's nicht sagen,
denn mein ist ja die volle Welt.

Und meinest du denn, daß ich Stierfleisch esse?
und trink' der Böcke Blut?
Dank opfre Gott!
Was du gelobt hast, bring' dem Höchsten dar!
Ruf' mich an in der Zeit der Angst,
und wenn ich dich errette, ehre mich!

Wer Dank mir opfert, ehret mich;
er geht den Weg, da ich ihm zeigen kann
der Gottregierung Glück.†

Es wäre zu weitläuftig, mehrere Stücke der mosaischen Gesetzgebung zu durchgehen und auch in einzelnen Ausdrücken zu zei-

* Vor Himmel und Erde hatte Israel seinen Bund beschworen (5. Mos. 31, 28); sie müssen also auch jetzt Zeugen werden, wie Israel den Bund verstanden und gehalten. Erhaben aber nimmt der Allwissende (V. 7) in ihrem Namen das Wort; der Richter wird selbst Zeuge. — ** D. i. Der äußern Opfer wegen setze ich dich nicht zur Rede, die bringst du mir gnug dar. — *** Nach einigen Übersetzungen und codicibus. — † Das Glück der Theokratie. Im ganzen Psalm spricht Gott als theokratischer Richter, als Rächer seiner Landeskonstitution und Ordnung.

gen, wie sie die Sprache der Poesie in Propheten und Psalmen gebildet; es sei gnug, hier noch einige Samenkörner hinzuwerfen, da zu einer Ernte einzelner Bemerkungen nicht Raum ist.

1. Im israelitischen Staat war alles ursprünglich ans Heiligtum gebunden, auch körperliche Krankheiten sowie Verfall in Sitten, Laster. Also nicht nur, daß jene sehr natürlich Bilder von diesen wurden, sondern daß auch von diesen die Propheten und Dichter in der Sprache des Heiligtums sprachen, d. i. frei, offen und ungeziert. Sie regelten sich nicht nach den Gesetzen unsres Wohlstandes, von denen sie nichts wußten: sie sprachen, wie das Gesetz Moses sprach, wie der Vater des Volks dachte. Dem Arzt sind Ausdrücke erlaubt, die ein feiner Bube, nicht eben aus Sittlichkeit, umschreibet; und ein Arzt, der als Priester urteilet, darf sich nicht nach der Mode eines fremden, späten Jahrtausends richten. Große Thorheit ist's also, dies ganze Fach der Sprache und Bilder der Ebräer nach den Willkürlichkeiten unsrer Sitten zu beurteilen und für einem Psalm, der böse Sünden im Bilde des bösen Aussatzes malt, oder für Kapiteln eines Propheten, der die verderbten Sitten seiner Zeit mit Wahrheit und Energie schildert, zurückzuschaudern. — Auch hierin indessen richtet sich die Poesie nach Zeiten und dem Charakter des Dichters. Am Hofe Salomos ward nicht gehört, was Ezechiel, der Sohn eines Priesters, der sich am Gesetzbuch Moses', an seinem Tempel und alten Sitten müde studiert hatte, und der in allem ausführliche Expositionen[1] liebet, zu sagen wagte. Daß solche Dinge im Morgenlande genannt wurden, hatte den Zweck, eben durch die Schande der Exposition Grauen und Ekel zu erwecken; denn es ist bekannt, daß jene Nationen in allen diesen Punkten ekler als wir sind. Im jüdischen Gesetz wurden Unreinigkeiten schwer untersagt, die bei uns im Schwange gehen; und ein Araber errötete oft, worüber ihn ein Europäer fragen sollte.

2. Im Heiligtum hatte jedes kleine Gerät, jedes Stück der

[1] Auslegungen, Deutungen.

Wand oder des Gezelts seinen Namen; und da alle diese Dinge als ein Riß Gottes auf Sinai[1] betrachtet und im Gesetzbuch so ausführlich beschrieben auf die Nachwelt kamen, so konnte es nicht fehlen, daß diese Nachwelt nicht[2] darüber sann und dichtete. Indessen ist's ebenso gewiß, daß die schönsten Zeiten der ebräischen Dichtkunst von allen den Fabeln nichts wissen, die der späte Allegoriengeist aussann. Was David vom geheimen Sinn des Gesetzes singt, ist ganz in Mose enthalten, und die Entwicklungen der Propheten bleiben immer dem Ganzen der Institution treu, ohne jeden Nagel des Gerüsts zu teilen. Nach der Gefangenschaft, als der zweite Tempel gebaut werden sollte, fingen einzelne Expositionen an; aber noch mit sparsamer Weisheit, wie Haggai und Zacharias zeigen. Aus Ägypten zuerst verbreitete sich der Deutungsgeist in gar spätern Zeiten.

Damit sage ich nicht, daß Moses' Bau und Gottesdienst auch in kleinen Stücken nicht bedeutungsvoll gewesen; er war's, nur im Umfange seiner Gesetzgebung und im Verhältnis einzelner Stücke zum Ganzen. Moses war aus Ägypten, und wir wissen, wie Ägypten die Hieroglyphe auch in heiligen Gebäuden, im Gottesdienst liebte. Von einigen erklärt er selbst die Bedeutung* und bringt uns dadurch auf den Weg; nie aber muß man aus Moses' Zeit, aus seinem Gesichtskreise weichen, oder man kehrt das Unterste zu oberst. — Einiges hievon wird bei Veranlassungen der Propheten vorkommen, einiges ist in nachstehendem Gedicht[3] angedeutet; den Umriß des Ganzen zu zeigen, gehöret nicht hieher.

* So redet Moses vom Beschneiden der Herzen, daß der Priester, wenn er ins Heiligtum gehe, die Sünden des Volks trage u. s. Das letzte Symbol hat wahrscheinlich zum schönen 53. Kapitel Jesaias' Anlaß gegeben, wie der 11. Vers zeiget.

[1] Als nach einer Vorschrift ausgeführt, die Gott Mose auf dem Sinai gegeben hatte. Vgl. 2. Mosis, Kap. 25, V. 8 f.: „Sie sollen mir ein Heiligtum machen, daß ich unter ihnen wohne. Wie ich dir ein Vorbild der Wohnung und alles seines Gerätes zeigen werde, so sollt ihr es machen." — [2] Vgl. Bd. 1, S. 71*. — [3] Im vollständigen Text schließt Herder den Abschnitt mit einem eigenen Gedichte, dem „symbolischen Gemälde" „Moses' Stiftshütte".

3. Der Zweck der Gesetzgebung Moses' war weder Opfern noch Sündevergeben, sondern Glückseligkeit seines Staats, politische Wohlfahrt des Volkes Jehovah. Die erleuchtetsten Propheten, insonderheit Samuel und Jesaias, gingen auf dieser Bahn fort; und keiner ist, dem dies nicht Hauptgesichtspunkt seiner Reden und Aussichten wäre. Wenn daher weit spätere Zeiten einzelne Sprüche, einzelne Gebräuche herausgerissen und mehr Wert darauf gelegt haben, als Moses oder seine Nachfolger im Zusammenhange mit andern darauf legen konnten; wenn über einen sogenannten Bußpsalm, über einen Bock[1], der in die Wüste gesandt ward, Systeme ersonnen wurden, an die weder David noch Moses dachten: so ist das ein gewöhnliches Schicksal der rollenden Zeit, die nicht anders fort kann, als daß sie das Unterste zum Obersten kehret. Man denke daran, daß die spätere Zeit eine Anzahl verschiedner Bücher hatte, deren verschiedne Ideen sie nicht nur vermischte, sondern deren Sprache sie auch zur Hülle eigner Ideen brauchte. Da kam es nun darauf an, welche Menschen sie brauchten? auf welche Ideen sie gerieten? welche bei ihnen vorzüglich Gunst fanden? endlich welches Ansehen sie selbst bei der Nachwelt hatten, und welche Form der Einkleidung dieser am besten gefiel? Jetzt war's die dichterische, jetzt die philosophische; am besten aber, man lasse jede ihrer Zeit und ihrem Erfinder und gehe zur ursprünglichen Form des alten Ägypter-Israeliten Moses.

4. Wenn ein Institut zu Aufbewahrung der Lieder und Gesetze Moses' diente, war's der Sabbat; ihm sind wir die lebendige Erhaltung dieses ganzen Schatzes der Dichtkunst schuldig. Nicht nur, daß das Andenken des Weltschöpfers (die fruchtbarste Idee des Menschengeschlechts) aufbehalten und, verbunden mit Nationalwohlthaten, wenigstens in einigen Gebeten und Liedern gefeiert ward; nicht nur, daß man in etwas erleuchteten und ruhigen Zeiten, mit oder ohne Sinn, Stücke des Gesetzbuchs las

[1] 1. Mosis, Kap. 38, V. 23.

und auslegte: Zeitrechnung, Lesen, Schreiben, Geschichte, politische Einrichtung, alte Ideen und neue Hoffnungen, kurz Geist und Kultur des Volks erhielt sich an diesem einfachen Institut wenigstens in Resten und richtete sich in bessern Zeiten an demselben wieder auf. An Sabbat und Feste war die Ordnung des Staats und der Zeiten, an jenen das Freiheit- und Jubeljahr[1] gebunden; kann man's also den Propheten verdenken, wenn sie in diese Bilder so manchen güldenen Traum künftiger Glückseligkeit hüllen und von ewiger Freiheit, von ew'gem Jubel nach lauter Sabbatsideen frohlockend singen? Wer ist der Mensch, der ohne Hoffnung sich nur reget? und ist's nicht eben die größeste, schönste, standhafteste Seele, die sich mitten im Verfall der Zeit aus den Trümmern alter minderer Glückseligkeit eine neue und größere dichtet?

V.

Fernere Einrichtungen Moses'.

Inhalt.

1. Wie Moses das Vaterregiment geschont und geehret. Wirkungen davon in den Idiotismen, dem Ton der Geschichte, den Sittensprüchen und der moralischen Poesie der Ebräer.

2. Verhältnis des Weibes zum Mann, zum Hause. Proben davon in Stellen der Poesie und Mosaischen Gesetze. Bilder über Zucht, Ehe, Fruchtbarkeit, Liebe, Weisheit. Sittenlehre der Mutter Lemuels an ihren Sohn; Lob einer ländlichen ebräischen Hausfrau.

3. Verknüpfung der Familien zu einem Stamm. Unabhängige Freiheit einzelner Stämme. Ob Moses auf Würden in der Hauptstadt, auf Üppigkeit und Kriegsruhm seiner Nation gerechnet? Gestalt der ebräischen Poesie aus ihrer ländlichen Einfalt.

4. Warum die Propheten gegen Üppigkeit und Unterdrückung so scharf geeifert? Ihre Absicht in Moses' Verfassung, ihr Recht und ihre Vollmacht.

5. Verknüpfung aller Stämme durch ein Land Gottes und der Väter. Schöne Eingeschlossenheit desselben. Wie das Gesetz Moses' zu ihm gehörte.

---

[1] Bei den Hebräern je das fünfzigste Jahr, während dessen die hebräischen Knechte frei wurden und veräußerte Grundstücke, außer denen in ummauerten Städten und den an das Heiligtum geweihten, an den ursprünglichen Besitzer oder dessen Erben zurückkamen. Das Freiheits- und Jubeljahr wird besonders aus der Zeit nach dem Exil erwähnt, während sich vor dieser nur in einer Vision des Jesaias, Kap. 61, eine deutliche Erinnerung daran findet.

Lokalgeist aller ebräischen Schriften, Hoffnungen und Lieder. Von der besondern Providenz Gottes über Kanaan. Ursprung dieser Vorstellungsart; Gebrauch derselben in Mose und den Dichtern.

6. Zweites Band der Stämme durch Theokratie. Prinzipium dieser Regierung. Würde und Schönheit desselben für vernünftige Wesen. Proben davon an Gerichten, Strafen, Abgaben, Zusammenkünften u. s. Die meiste Poesie der Ebräer ist politisch.

[— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —]

Es wird nötig sein, über die Sitten der Nation, von deren Poesie wir reden, über ihre Bildung durch die Gesetze Moses' und überhaupt über den politischen Zweck dieser noch einige Worte zu sagen; denn man kann die Frucht nicht anders als durch den Baum kennen lernen, auf dem sie entsproß.

1. Vater- und Kindesverhältnisse waren die erste Regierung der Welt, und bei einem Hirtenvolk, wie dieses war, blieben sie lange die stärksten Bande. Da Israel kein andres als ein Vaterregiment in seinen Stammvätern vor sich hatte, so waren diese Rechte der Menschheit auch dem Gesetz Moses' heilig. Es schreibt den Kindern Ehrerbietung gegen die Eltern als eine Bedingung vor, wie sie das Land des Segens genießen könnten, und dasselbe Gepräge tragen die moralische Poesien dieses Volkes. Ihre Sprache hat keine schönere Ausdrücke, auch den König, den Priester, den Propheten, den Vorsteher und Erfinder einer Sache zu benennen, als das Wort Vater. So wie ihre Geschichte schon eine Art kindlichen Vortrages hat, weil die früheste aus Hirtenzeiten war und der spätern zum Vorbilde gereichte, so sind insonderheit ihre Lehrsprüche und Sentenzen mit einer Vaterliebe und kindlichen Einfalt bezeichnet, dergleichen schwerlich ein anderes Volk aufzuzeigen hätte, weil keine Poesie bis in so frühe Zeiten des Menschengeschlechts hinaufreicht. Die ersten Kapitel der Sprüche Salomos, die dem Buch zur Einleitung dienen, sind mit einer Anmut geschrieben, da von den Lippen des Lehrenden, der seinen Sohn zur Weisheit locket, gleichsam Milch und Honig fleußt. Selbst die harten, so bestimmten Gesetze Moses' verleugnen diesen Ton nicht, sobald sie menschliche Verbindungen einschärfen, und das fünfte Buch hat die Würde und Andringlich-

keit eines väterlichen Weisen. Man sammle sich, was über das Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern sowie von häuslicher und Familienglückseligkeit in den Sprüchwörtern, Psalmen und Propheten gesagt ist, und man wird einen Ausbund der frühesten, süßesten Moral finden. Die Sittenpoesie der Perser ist fein, der Araber scharfsinnig, der Ebräer einfältig und kindlich — die zarte Speise fürs erste Alter der Menschheit.

2. Das Weib war nach morgenländischen Begriffen dem Mann unterworfen. Man hatte keine Idee von einer gebietenden, müßigen Hoheit dieses Geschlechts; man rühmte an ihm nur Keuschheit, Fleiß, verschleierte, häusliche, mütterliche Tugend. Sitten, wie sie die üppige Poesie späterer Zeiten besingt, wären in diesem Zeitalter der Welt Thorheit oder Schande gewesen. Es ist daher ungereimt, galante Poesie der Konversation bei einem Volk zu suchen, wo das weibliche Geschlecht eingeschlossen entweder wie eine Blume des Gartens blühen oder wie ein Weinstock Früchte tragen sollte.

Glückselig, wer Jehovah ehrt*
und wandelt seinen Weg;
genießen wirst du deiner Hände Arbeit,
Glückseligkeit und Gutes ist mit dir!
Dein Weib blüht wie ein Weinstock,
der fruchtbar deines Hauses Wänd' umzieht.
Wie Pflanzungen von jungen Ölbaumsprossen
sind deine Söhne rings um deinen Tisch.
Und sehen wirst du deiner Kinder Kinder,
Ruh' über Israel.

Das war die Glückseligkeit einer ländlichen Einfalt, die die Poesie sang. Die ruhvollen Zeiten der Zukunft konnten einem verwirrten Reich nicht besser vorgebildet werden, als:**

Ein Neues wird Jehovah schaffen im Lande,
Das Weib umgibt den Mann.

(D. i. es ist so sicher umher, daß das Weib ihn schützen und nach dem Zustande der alten Welt in häuslicher Glückseligkeit ihn als

* Ps. 128. — ** Jer. 31, 22.

Krone umgeben kann.) Moses' Gesetze schätzen diese Familienfreude sehr hoch. Selbst vom Kriege sprach der menschliche Gesetzgeber jeden Mann frei, der ein Haus gebauet und noch nicht eingeweiht, der einen Weinberg gepflanzt und noch nicht von seiner Frucht genossen, der ihm ein Weib vertrauet und sie noch nicht heimgeholet hatte. „Er gehe hin", sprach der edelfühlende Weise, „und bleibe daheim, damit er nicht im Kriege sterbe, und ein andrer weihe das Haus, und ein andrer genieße des Weinstocks, und ein andrer hole seine Vertraute heim!"[1] Segen auf den Gesetzgeber, der also dachte!

Die Gesetze Moses' sorgen daher auch so angelegentlich für die Zucht und Keuschheit der Töchter Israels, für die Grade der Verbindung und für einen öffentlichen Wohlstand der Sitten zwischen beiden Geschlechtern. Keine Unzüchtige sollte in Israel sein; der Gesetzgeber kam allem zuvor, was die Menschheit frühe entehren, den Umgang zwischen Verwandten gefährlich oder das Weib in den Augen des Mannes verächtlich machen könnte; von allen diesen Seiten sind die Gesetze Moses' die sittsamsten und bedächtigsten, die unter einem solchen Klima gemacht wurden. Man sammle die Sittensprüche Salomons und Sirachs, die von den Tugenden und Reizen der Weiber handeln: alle Zier der Unschuld, der Anmut, der Verträglichkeit und des Fleißes sind in sie wie in einen Blumenkranz geflochten. Das Glück einer guten, das Unglück einer mißratnen Ehe wird in treffenden Bildern geschildert; nicht umsonst sollte der Bräutigam mit Öl der Freude gesalbet, mit einer Hochzeitkrone gekrönt und mit glückwünschenden Liedern gefeiert werden. Die Fruchtbarkeit der Ehe galt über allen irdischen Segen, und so manche Ausdrücke der Psalmen* über ein unerwartetes Glück unter dem Bilde, „daß Gott die Unfruchtbare zur kinderreichen Mutter macht", waren im Geist der Nation vom stärksten Nachdruck. So ist's das Lied der

* Ps. 113, 9 u. f.

[1] 5. Mosis, Kap. 20, V. 5—7.

Mutter Samuels*, die als eine Siegerin von ihrem häuslichen Glück zum höchsten Glück des Landes und der Welt aufsteigt; so sind's die öftern Verheißungen, daß Gott den Gerechten vorzüglich mit diesem Glück ehre:

Siehe, Jehovahs Erbgeschenk sind Söhne**,
Sein Gunstgeschenk ist blühendes Geschlecht.
Wie Pfeile in des Helden Hand
sind Söhne in der Jugend Stolz.
Wohl dem, der seinen Köcher
voll solcher Pfeile hat!
Sie werden nicht erröten,
wenn sie mit Feinden reden vor Gericht.

Der Platonismus der Liebe sowie eine Klosterheiligkeit der Ehe ist den Poesien dieses Volks fremde; wie zart und feingefühlt aber sind dafür alle Szenen im Garten der Liebe des Hohenliedes! Die süßesten Reize blühen da wie Blumen, die zartesten Früchte werden mit einer Unschuld der Bruder- und Schwesterliebe gekostet. In den Sprüchen Salomons sind Weisheit und Thorheit Weiber. Diese konnte unter keinem warnendern Bilde als der Personifikation einer verführenden Ehebrecherin vorgestellt werden; jene, die belehrende und erquickende Weisheit, wird dem Jünglinge Braut, Mutter, Geliebte, ja die geliebte Tochter Gottes von Ewigkeit her. Die vielleicht stärkste Stelle in Salomons Sprüchen ist eine Lehre, die ihn seine Mutter lehrte — ich glaube meinen Vortrag angenehm zu unterbrechen, wenn ich sie samt dem ihm zugefügten Lobe der Weiber hieher setze; sie bestätigt, was ich sagte, durch eine Probe:***

Worte des Königs Lemuels,
die Gottesrede, die ihn seine Mutter lehrte.

Ach du mein Sohn, du meines Herzens Sohn!
Du aller meiner Wünsche Sohn!
gib nicht den Weibern deine Macht,

* 1. Sam. 2, 1. ** Psalm 127. *** Spr. Sal., Kap. 31.

vertraue deine Wege nicht
den Königeverderberinnen an!

Auch Wein nicht, Lemuel! den Königen,
den Königen gebührt nicht stark Getränk,
den Machtbeherrschern nichts Berauschendes.
Sie tränken und vergäßen der Gesetze
und krümmeten die Rechtssach' aller Armen.
Dem Hoffnungslosen reichet Wein,
dem Bitterlichbetrübten süßen Trank!
Er trinke und vergesse seines Jammers
und denke seiner Not nicht mehr.

* * *

Thu' für den Stummen auf den Mund
und nimm dich vor Gericht der Waisen an!
Thu' auf den Mund und richte recht
und schaffe Recht den unterdrückten Armen!

* * *

Ein Weib von Tugendkraft, wie selten ist's zu finden!
Der Perlen Kostbarkeit reicht nicht an ihren Wert.
Auf sie kann sich des Mannes Herz verlassen;
so hat er Beute gnug.
Nur Lieb' und Gutes wird sie ihm erzeigen,
kein Leides thut sie ihm ihr Leben lang.

Bewerbsam sucht sie sich Baumwoll' und Wolle
und wirkt daran mit rascher, froher Hand;
ist wie ein Kaufmannsschiff, das Waren bringet,
von ferne schafft sie Nahrung sich herbei.

Sie stehet auf, noch ist es Nacht,
gibt ihrem Hause Brot und ihren Mägden Arbeit;
denkt auf ein Ackerfeld und kaufet es,
von ihrer Hände Frucht pflanzt sie sich einen Weinberg.

Und gürtet sich mit neuer Kraft,
stärkt ihre Arme stets zu neuem Fleiß:
denn sie schmeckt ihres Fleißes süße Frucht;
auch in der Nacht verlöscht nun ihre Lampe nicht.

Sie greifet nach dem Rocken hin,
die Spindel ist in ihrer Hand;
und öffnet ihre Hand dem Armen,
beut sie dem Jammervollen dar.

Sie fürchtet ihrem Hause nicht
für harten Winters Zeit;
denn all ihr Haus hat doppelt Kleid.

Und schöne Decken wirkt sie sich,
Byssus[1] und Purpur ist ihr Festgewand;
denn öffentlich wird schon ihr Mann genannt,
er sitzet mit den Alt'sten zu Gericht.

Sie webet Schleier und verkaufet sie;
dem Kaufmann gibt sie Gürtel zum Verkauf.
Und Würd' und Ehr' ist ihr Gewand;
entgegen lacht sie jedem neuen Tage.

Mit weiser Rede öffnet sie den Mund,
auf ihrer Zunge ist nur sanft Gebot.
Sie merkt, was überall geschieht in ihrem Hause;
Die Trägheit ißt bei ihr kein Brot.

Es treten ihre Söhn' auf, sie lobpreisend,
es tritt ihr Mann auf und lobpreiset sie:
„Viel Landestöchter thaten edle Thaten,
doch du bist über alle, alle sie!"
Anmut ist trügerisch, Schönheit vergänglich:
ein gottesfürchtig Weib ist Ruhmes wert.
Gebet ihr Ruhm, die Frucht von ihrem Fleiße,
lobt öffentlich die Werke, die sie that!

Das war der Ruhm einer fleißigen ländlichen Frau im Ebräerlande, denn die ganze Verfassung desselben war ländlich.

3. Alle einzelnen Familien knüpfte Moses zu ihrem Stamm zusammen, dem er sein autonomisches Eigentum, das Recht eigener Anordnungen und Gerichte, ja sogar die Freiheit gab, für

[1] Baumwolle oder doch eine ihr verwandte Gespinstpflanze; besonders die in Elis und Achaja wachsende Byssus war sehr teuer und Kleider daraus daher im klassischen Altertum kostbarer und seltener als wollene.

sich Krieg zu führen; ans oberste Gericht dorfte keine Streitigkeit gelangen, die nicht dahin gelangen wollte. Der Vater war Fürst in seinem Hause, der Älteste über seine Familie, und jeder Stamm hatte aus ihnen seine Fürsten. Die Geschlechter waren also durch natürliche Bande, durch Gesetze des Eigentums, der Ehrerbietung, der mehrern Erfahrung und der Blutfreundschaft verbunden. Der Richter konnte sein Land und die Geschäfte desselben kennen; es konnte Lohn sein, Greis in seiner Familie zu werden; die grauen Haare waren der Alten Schmuck und des Stammes Krone. Ich will keine Vergleichung anstellen, was in zu polizierten[1], zu raschen Staaten das Schicksal der Alten sei, sondern nur anführen, daß auch in der Poesie dieses Volks die Ehre der Ältesten, der Haus- und Stammesväter überall durchblickt. Auf goldnen Despotismus, auf sklavische Würden in einer Königsstadt hatte Moses die Ehre der Geschlechter nicht gesetzt, noch weniger den Preis seines ganzen Volks auf Üppigkeit oder Kriegsruhm gegründet. Bewerbsamkeit und Fleiß sollte der Nerve des Staats, Ruhe und Familienehre sollte des Fleißes und der Weisheit süßer Lohn werden. In diesem Licht schildern Psalmen und Propheten die Glückseligkeit ihres Volks, „daß jedermann seiner Hände Frucht genieße und unter seinem Öl- und Feigenbaum sicher wohne“[2]. Die schönsten Weisheitsprüche der Ebräer sind daher Lehren aus dem Munde erfahrner Greise, Ratschläge gütiger Familienväter. Auch ihre feinsten philosophischen Bemerkungen nehmen diese Gestalt an, wie Salomons Prediger und einige neuere Lehrgedichte der Ebräer zeigen. Eben daher ist die Schrift für Kinder und einfache, thätige, redliche Leute von so großem Reiz: sie finden die Sprache ihres Herzens, die Lehre oder die Beute ihres Lebens in ihr; alles kommt und geht von Übung zur Übung. In Tyrus, Sidon oder Karthago, in einem

[1] Kultivierten, verfeinerten, ausgelebten. — [2] Freie Umschreibung eines Grundgedankens der Psalmen und Propheten, die an Psalm 128, V. 2 f., Micha, Kap. 4, V. 4, Jes., Kap. 36, V. 16, 1. Könige, Kap. 4, V. 20, 2. Könige, Kap. 18, V. 31 anklingt.

kriegerischen Staat der Cyklopen und Kannibalen sind nie solche Gedichte gesungen, nie solche einfach-erhabene Göttergedanken erzeugt worden als in diesem Acker- und Hirtenlande, zwischen mühselig, aber fleißig bearbeiteten Bergen. Die Sängerin Debora war eine Zeltbewohnerin unter den Palmen, der Sänger David war ein Hirt, Amos desgleichen, und in allen Propheten ist die Einfalt der ländlichen Natur in Sprache und Bildern unverkennbar. Wähle sich daher, wer da will, Gedichte der Üppigkeit und des glanzreichsten Übermutes: was die Menschheit in ihren engsten Bedürfnissen braucht, was sie zum daurendsten Trost oder zur frühesten Bildung nötig hat, sind alte reife Vatergedanken voll Herzlichkeit, Einfalt und Würde.

4. Man wird hieraus beurteilen, warum nicht nur Samuel so ungern an die Wahl eines Königs ging, sondern die Propheten auch gegen die Üppigkeit des Landes, zumal der Hauptstadt, so sehr eifern. Üppigkeit sowohl als ein König lag nicht in der mosaischen Gesetzgebung. Ihr Land hatte die schönste Lage, die Früchte ihres Fleißes zu genießen oder abzusetzen; nie aber sollte Israel, seinem Hauptcharakter nach, ein in die Welt umlaufendes Handelsvolk oder eine kriegführende monarchische Macht werden. Über beide Punkte dachte der Gesetzgeber zu menschlich, zu erleuchtet. Er zog Gesundheit dem Überfluß und eine arbeitsame mäßige Glückseligkeit einem entkräftenden tyrannischen Weltruhm vor; wer also an Nationalgedichten nur diese bunte oder blutige Farbe liebt, muß sie bei andern Völkern suchen. Ein fleißiges und redliches Bergvolk sollte Jeschirun[1] sein, das nach seiner ersten Eroberung in Ruhe wohnte. Und ob es gleich diese Ruhe selten schmeckte, weil das Land von Anfange an nicht vollkommen erobert ward und meistens sehr antimosaisch regiert wurde, so waren doch die Grundsäulen seiner Verfassung zu kenntlich, als daß nicht jeder Patriot, dem Landesgesetz nach, dar-

[1] „Der Gerechte, Fromme"; so heißt Israel als das von Gott mit der rechten Lehre ausgestattete Volk, 5. Mosis, Kap. 32, V. 15, Kap. 33, V. 26, Jesaias, Kap. 44, V. 2.

auf hätte hinweisen sollen. Wie edel handelte Moses, da er vermöge seines Prophetenrechts jedem Weisen erlaubte, dies zu thun und an das Landesgesetz zu erinnern! Ob der König oder die Ältesten ihm folgen wollten, stand bei ihnen: der Prophet indessen sprach im Namen Jehovahs, d. i. in Vollmacht des Nationalgottes und der ursprünglichen Verfassung des Landes. Dieser hohe Beruf und Name erinnerte ihn, ohne Parteilichkeit und Lieblingsneigung Genius des Volks, Sprecher der öffentlichen Freiheit und Tugend zu werden — ein Zaum gegen Tyrannei und Laster. Bei allen Propheten, die wir haben, ist deutlich zu zeigen, daß auch in politischen Angelegenheiten das Gesetz Moses' jedesmal der Grund ihres Urteils gewesen, daß sie in ihren Ratschlägen dem Prinzipium[1] der Verfassung ihres Landes treu blieben und daher nicht als Schwärmer, sondern als Israeliten, als dazu berechtigte Bürger sprachen. Über manche ihrer sogenannten Weissagungen wird uns dieser Grundsatz ein neues Licht geben; und wem der mißgedeutete Name „Geist Jehovahs" anstößig wäre, dörfte sich statt seiner nur das modische Wort „Allgemeingeist" (public spirit) denken.

5. Wie knüpfte aber Moses zwölf freie, unabhängige Republiken zusammen, da sie doch ein Volk sein mußten? Zuerst durch ihr Land, sodenn durch das lindeste Band, das vernünftige, freie Wesen zusammenknüpfen kann, durchs Gesetz einer Gottesregierung. Ich wünschte, daß jeder seine Zweifel, die er etwa noch gegen dies verschrieene Wort hätte, so lange aufgäbe, bis er einige Seiten weiter gelesen.

Moses knüpfte seine Stämme zusammen durch ihr Land: es war Jehovahs Land, das Land ihrer gemeinschaftlichen Väter, das ihnen ausschließend auf ewige Zeiten gegeben war. Jehovah gehörte es, und nur die Nutznießung war ihr; zum Lande gehörte also das Gesetz, und zum Gesetze das Land Jehovahs. Gott wollte das Volk austreiben, sobald es davon wich, wie er

[1] Grundlage.

die Kananiter vor ihnen ausgetrieben habe; und da außerhalb Judäa das Gesetz, das sie zum Volk des Gottes ihrer Väter machte, nicht befolgt werden konnte, so hörten sie eben damit auf, Gottes Volk zu sein. Damit band Moses die Herzen seines Volks an diesen Boden; er machte ihnen ihr Land lieb und unentbehrlich, weil außer ihm Israel nicht mehr Israel war. Mit vereinter Hand sollten sie es einnehmen, brüderlich unter sich teilen und sodann alle wie einer und einer wie alle ruhig bewohnen. Oben schützte es der Libanus, zur Rechten der Jordan (die Stämme jenseit gehörten eigentlich nicht mit zum Lande), unten die Wüste und zur Linken das Meer; wir werden auch finden[1], daß nach Jakobs Entwurf die Stämme so gesetzt wurden, daß sie sich ewig hätten schützen mögen. Ob nun gleich dieser Zweck nicht erreicht und der Wille des Stammvaters nicht befolgt wurde, so verfehlte doch Moses seine Absicht nicht, Land und Volk voneinander unabtrennlich zu machen. Daher der enge Lokalgeist in allen Propheten! Daher in den Psalmen und in allen Werken der Gefangenschaft die Seufzer zu diesem Lande! Nach zweitausend Jahren voll leerer Hoffnung sehnt Israel sich noch dahin; denn nur dort kann Gott regieren! nur dort sein Gesetz geübt werden! nur dort sollen aufwachen, die unter der Erde schlafen. — Was alle alte Gesetzgeber zu erreichen suchten, daß ihr Volk sich an sein Vaterland geheftet fühlte, hat Moses durch sein Lokalgesetz, durch den Nationalgott seiner Väter aufs kräftigste erreichet. Er pflanzte den wilden Weinstock auf die Berge Jehovahs und legte das Volk in der speziellsten Lokalprovidenz Arme.

Da über das letzte Wort so viel Widriges gesprochen ist und alle Lieder, die sich darauf gründen, so sonderbar beurteilt sind, so wird mir ein näheres Wort hierüber erlaubt sein.

Offenbar war der erste sinnliche Begriff, den Moses seinem Volk über die Providenz seines Landes einprägte, der*:

* 5. Mos. 11, 12–17.

[1] In dem nicht in die Auswahl aufgenommenen VI. Abschnitte in der Besprechung des Testamentes Jakobs (1. Mosis, Kap. 49).

— Ein Land ist es, nicht wie Ägypten,
das sich vom Strome tränkt:
ein Land voll Berg' und Thäler,
vom Himmel selbst genährt.
Dein Gott besucht es immer;
Jehovahs Augen sehn
vom Anfange des Jahres
zum Ende hin darauf! —

und wer die Beschaffenheit Judäas in Vergleichung mit Ägypten kennet, siehet die genaue Wahrheit dieser Beschreibung. Die Fruchtbarkeit des Landes hing von der Gunst der Witterung ab; es lag also gleichsam unmittelbar unter den Augen des Gottes der Himmel und wie an den Brüsten der Vorsehung; Früh- und Spatregen, der Wind von dieser oder jener Seite her entschied alles; und so war's natürlich, daß Moses Himmel und Erde zu Zeugen seines Bundes nahm und zu Rächern desselben bei jeder Übertretung aufrief. Der Himmel sollte eisern, die Erde ehern werden, Früh- und Spatregen sollte mangeln, der Ostwind sie aufreiben u. s., wenn sie nicht das Gesetz des Gottes befolgten, der von diesem Himmel auf sie blickte, der ihnen diese Erde als sein Eigentum gebe. Jedermann begreift, wie andringend, ort- und zeitmäßig diese Stimme vom Garizim und Ebal[1] gewesen; sie umfasset die ganze Denkart des also errretteten, hieher verpflanzten Volks und alle Zustände des Landes. Alles mußte sie an ihr Gesetz erinnern, jede Witterung im Jahr, jeder Fruchtort, jede Aue und Plage; der Gottesdienst mit seinen Festen und Pflichten erinnerte sie daran noch mehr. Und darauf baute, das erklärte nun jener echte Nationalgeist der Psalmen und Propheten. Kein alberner Aber- oder Wunderglauben war's, was er foderte, sondern der Glaube einer speziellen Aufsicht und Vorsehung (den wir alle haben sollten), nur für ihr Vätergesetz und Land lokalisiert.

6. Und das Gottesregiment, das so oft verspottet worden?

[1] 5. Mosis, Kap. 27, V. 11—13.

Ich wollte, daß nach der Stufe unsrer Kultur wir es alle haben könnten; denn es ist gerade, was alle Menschen wünschen, worauf alle Weise gearbeitet haben, und was Moses allein und so frühe schon auszuführen das Herz hatte, nämlich — daß das Gesetz herrsche und kein Gesetzgeber, daß eine freie Nation es frei annehme und willig befolge, daß eine unsichtbare, vernünftige, wohlthätige Macht uns lenke, und nicht Ketten und Bande. Dies war die Idee Moses'; und ich wüßte nicht, ob es eine reinere, höhere gäbe. Leider aber kam er mit ihr und mit allen Anstalten, die er darauf gründete, drei, vier Jahrtausende zu früh; ja vielleicht wird auch nach sechs Jahrtausenden ein andrer Moses noch zu früh erscheinen.

Alle Regierung ist Bedürfnis, und jede zu körperliche, zu sichtbare Regierung wird Joch, ja oft eine Schande der Menschheit. Je leiser und unsichtbarer die Bande sind, die eine Gesellschaft zusammenknüpfen; je mehr das Prinzipium der Beherrschung auf ihr Gemüt wirken darf, und zwar auch im Verborgnen, ohne Zeugen, als ein Motiv innerer Handlungen darauf wirken kann; endlich je mehr alle Eigenmächtigkeit, Willkür, die Alleinbeherrschung eines oder einiger Menschen, die allemal hart fällt, dabei ausgeschlossen ist und ein freies Nationalgesetz gleichsam auf einem sichtbaren Thron herrschet: desto edler, desto menschenwürdiger ist die Verfassung. Siehe! das war Moses' Gottesregierung. Das Gesetz herrschte, von innen mit Gottes-, von außen mit der einmütigen Stimme des Volks bekleidet; es thronte im Nationaltempel. Dieser war ein Zelt des Landesgottes, das allen zwölf Stämmen angehörte, das sie alle zur Familie *eines* Gottes knüpfen sollte; daher die goldnen Kälber zu Dan und Bethel, die das Band der Nation zerrissen, den Propheten so verhaßt waren! An Jehovah also war man mit Pflicht und Treue gebunden, an keinen willkürlich herrschenden Menschen. Vor jenem stand man mit Gedanken und Thaten; man stand aber nicht als Knecht vor ihm, sondern als Kind, als auserwähltes Erbe; und die Wohlthaten Gottes, die er dem Volk

erwiesen, wurden dem Andenken vernünftiger Menschen immer hergenannt und neu erzählt in Gesängen und Götterreden. — Welche feinere Art, die Bedürfnisse des Landes zu bestreiten, wenn man sie dem Heiligtum der Nation, keinem schwelgenden Thron gab, wenn man auch mit seinem Versehen vor Jehovah stand und vor keinem vielleicht sündigern Menschen! Wer fühlt das Drückende nicht, daß Menschen über das Leben der Menschen Macht haben? daß die Willkür eines verdammen und begnadigen kann? daß die Gerichte nicht von erwählten Richtern des Volks vor den Augen Gottes und der Nation, sondern von besoldeten Dienern des Fürsten, an verschlossenen Örtern, in einem Labyrinth von Rechtsgängen und Formeln gehalten werden u. s. f.? Moses dachte die Sache höher und reiner. Öffentlich wurden die Gerichte gehalten; das Gesetz des Landesgottes diktierte Strafen, und kein Richter konnte dispensieren; Gottes waren die Richterstühle und keines erschaffenen Menschen. Seine Gesetze, die Anmahnungen der Propheten hierüber sind wie die Stimmen höherer Genien der Gerechtigkeit und der Gottesurteile. — Freude, Stolz und Ehre im Namen Jehovahs sollten die Triebfedern aller öffentlichen Handlungen werden; diese Freude, diese Ehre hieß Religion, und die Verfassung, die den Grund dazu legte, die das Gesetz des Landesgottes zu einem ewig unverbrüchlichen Kodex machte, nennen wir Theokratie. Ihres Enthusiasmus sind die Gesänge und Prophetenreden der Ebräer voll; der größte Teil ihrer Poesie, den man oft nur für geistlich hält, ist politisch [1]

[1] Hier folgt noch 7) eine Erklärung der Ausnahmestellung des Stammes Levi, die von seiner Treue beim Tanz der andern um das Goldene Kalb abgeleitet wird, 8) eine Begründung von Unfertigkeiten an Moses' Werke, die auf seine Behinderung, es selber in Kanaan einzurichten, zurückgeführt werden, und 9) eine Verteidigung Moses' wegen der Bezeichnung seines Gesetzes als göttlich, die Herder ebenso gerechtfertigt erscheint, wenn Moses das Gesetz dadurch einem rohen Volke „wie Naturordnung Gottes" heiligen wollte, als wenn auf Inhalt und Wirkungen des Gesetzes, die göttlich seien, gesehen werde.

VII.

Siegesgesänge der Israeliten.

Inhalt.

[Geschichte Bileams im Licht ihrer Zeit betrachtet. Neigung der alten rohen Völker, zumal in Orient, zum Segensprechen und Weissagerkünsten. Verdienste Moses' dagegen. Zweck des Brunnenliedes, das er anführt. Träume, Entzückungen, Visionen der Segensprecher und Weissager. Vision Bileams. Zweck derselben. Ihre Wahrscheinlichkeit in der Seele eines Schamanen. Die Segens- und Siegssprüche selbst. Von wem sie gemacht sind? wie sie an Israel gekommen? wie sie wahrscheinlich erhalten worden?]

Buch der Kriege Jehovah. Stücke daraus. Poetische Erklärung des Altars Mose. Wer seine Hände zum Thron Gottes erhoben, ob Amalek oder Moses? Siegslied über die Amoriter. Poetische Stellen im Buch Josua und der Richter. Vom Stillstande der Sonne und des Mondes aus dem Heldenbuch. Vom Hall der Trommeten zu Jericho. Poetische Zeiten im Buch der Richter. Unterschied derselben von unsern bürgerlich geordneten, glücklichern Zeiten. Ton der Erzählung in diesen Heldensagen. Lebendig geschilderte Charaktere der Abenteurer und Helden. Probe an der Erzählung von Simson. Siegsgesang der Deborah, mit Anmerkungen und einem Anhang begleitet.

[— —]

Als Moses notgedrungen den Amalek schlug, fing er ein Buch der Kriege Jehovahs an, das auch späterhin fortgesetzt wurde; nur wenige poetische Stellen sind uns daraus übergeblieben.

Zuerst eine vom Siege Moses' gegen Amalek*:

Vertilgen will ich, völlig vertilgen
das Gedächtnis Amaleks unter dem Himmel!

Der Altar, den Moses baute, und den er „Jehovah mein Siegspanier" nannte, hat ebenfalls eine poetische Erklärung:

Denn meine Hand war erhoben zum Thron Jehovahs!
Jehovahs Krieg wird gegen Amalek sein
von Geschlecht hin zu Geschlecht.

Nicht Amaleks, sondern Moses' Hand war während der Schlacht zum Jehovah erhoben; sie ward durch einen Stein unterstützt; dies gab also die Idee des Altars, der „Siegspanier" genannt

* 2. Mos. 17, 14.

wurde. Als Sieger hatte Moses seine Hände erhaben[1] auf den Thron Jehovahs.

Späterhin finden wir andre Lieder aus diesem Buch*: das Lied beim Brunnen ist angeführt[2], ein Siegslied über die Amoriter[3] folget.

Siegslied über die Amoriter, die Moabs Sieger gewesen waren.

Kommet hinein nach Chesbon!
Baut und befestet Sichon!
Ein Feuer ging aus Chesbon,
eine Flamme ging aus Sichon.
Sie fraß die Gebürge Moabs,
die Bewohner der Höhn des Arnon.

Weh dir, Moab!
Du bist hin, du Volk des Chemos!
Flüchtig mußten seine Söhne werden,
seine Töchter Gefangene werden
dem Amoriterkönige Sichon.

Ihr Joch ist nun dahin!
Von Chesbon bis gen Dibon,
wir verödeten bis gen Nophach,
wir verödeten bis gen Medbah.

Die Israeliten laden ins eroberte Chesbon und Sichon ein; sie prangen damit, daß sie die Eroberer Moabs jetzt auch besiegt haben, und rühmen spottweise die Thaten ihrer überwundenen Feinde. Solches Spottes waren die alten Siegslieder voll, die für uns wenig Reize mehr haben dörften.

* * *

* 4. Mos. 21, 14.

[1] Die ältere Form auch des zweiten Mittelwortes von „erheben". — [2] Am Anfange des Abschnittes (hier weggelassen) gibt Herder davon folgende Übersetzung: „Komm herauf, Brunn! Singet ihm entgegen! Diesen Brunnen entdeckten uns die Fürsten! Ihn bezeichneten des Volkes Edle mit ihren Scepteren, mit ihren Stäben!" (4. Mosis, Kap. 21, V. 16.) — [3] 4. Mosis, Kap. 21, V. 27–30.

Im Buch Josua finden wir dergleichen nicht; einige kühne Züge der Erzählung scheinen indes aus Siegsliedern her zu sein, und beim kühnsten derselben, dem Stillstande der Sonne und des Mondes, wird ausdrücklich das Buch der alten Heldengesänge* angeführt; daher es zu verwundern ist, wie man diese wirklich schöne Stelle[1] so lange habe mißdeuten können. Josua greift die Amoriter frühmorgens an und schlägt sie bis in die Nacht: einen langen Tag also, und der Tag schien sich zur Vollführung seines Siegs zu verlängern. Sonne und Mond (denn bis in die Nacht hin verfolgte er den Feind) waren also Zeugen seiner Thaten; verwundernd scheinen sie am Himmel zu verweilen, bis er den Sieg vollendet. Die ganze Natur schien diesmal unter des Helden Befehl zu stehn und seiner Feldherrnstimme zu gehorchen; denn Jehovah selbst gehorchte ihr, nicht nur daß er ein göttliches, d. i. panisches Schrecken auf die Feinde sandte, sondern da sie flohen, sie auch mit einem Hagelwetter verfolgte, gleichsam als Josuas verbündeter Mitstreiter. Dergleichen Vorstellungen aus der Geschichte des Tages lagen zum Grunde, und nun heißt's in der Erzählung:

Und als sie flohn vor Israel,
den Weg hin, nach Bethhoron zu,
da warf Jehovah große Steine
vom Himmel über sie,
den Weg hin, bis gen Azekah. Sie fielen —
mehr fielen von den großen Hagelsteinen,

* Entweder hat dies Buch ישר von שיר[2] (Gesang) den Namen, und wenn es ein Buch israelitischer Heldenlieder war, so fing es wahrscheinlich mit dem Liede am Roten Meer, also mit dem Wort אשירה[3] an und bekam vielleicht davon den Namen. Oder ישר hieß so viel als das Heldenbuch, weil es der Name des Heldenruhms dieses Volks war, daß sie ישרים[4] (αγαθοι) waren, wie wir bei dem Lobe Bileams und sonst gesehen haben. Beides geht auf eins hinaus, wenn man ישר das Buch der Heldenlieder übersetzet; daß es ein solches gewesen, zeigt sein Inhalt.

[1] Josua, Kap. 10, V. 11—14. — [2] Sprich: schir. — [3] Sprich: äschj'räh·ich will singen (2. Mosis, Kap. 15, V. 1). — [4] Sprich: j'schärim (die Gerechten).

als gefallen waren von der Israeliten Schwert.
Da war's, als Josua zu Jehovah sprach,
am Tage, da ihm Jehovah den Amoriter gab
vor allem Israel;
er sprach vor allem Israel:
„Steh, Sonne, still zu Gibeon!
verweile, Mond, im Thal!"
Es stand die Sonn', es weilete
der Mond in Ajalons Thal,
bis daß vollendet war der Sieg,
der Sieg für Israel.
Denn steht's nicht aufgeschrieben im Heldenliederbuch?
„In Mitte der Himmel stand die Sonne still,
ging nicht zur Ruh', obschon der Tag vollendet war.
Wie dieses Sieges Tag war nie ein Tag
vor ihm und nach ihm her,
darin Gott selbst des Helden Wort gehorchte,
denn Er, Jehovah selbst, stritt mit vor Israel."

Wer siehet nicht, daß dies Poesie sei, wenn auch kein Heldenliederbuch angeführt wäre? Der Sprache Israels waren solche Ausdrücke weder kühn noch fremde. Wie oft heißt's im gemeinen Stil der Geschichte: „Gott stritt für Israel"! Im Liede der Deborah streiten sogar die Sterne. Sonne und Mond und eilf Sterne neigen sich dort im Traum vor einem Hirtenjünglinge; die Sonne hat ihre Schlafkammer und weiß die Zeit, wenn sie zur Ruhe eingehen kann, u. s.*

* Es kann sein, daß Josua den Wunsch laut geäußert, daß sich der Tag verlängern möchte (haben wir nicht solche Wünsche der Helden im Homer!? liegen sie nicht so ganz im Feuer des Schlachtgeistes?); und als sich dieser bestätigte, als es ungewöhnlich lang licht blieb und der Himmel selbst noch zuletzt durch ein Hagelwetter Israel zu Hülfe zu kommen schien, was war natürlicher, als daß der Siegsgesang dies Prachtgemälde eines Tages ohne seinesgleichen zusammenstellte, den Helden redend einführte, Jehovah selbst unter seinen Befehl gab, Sonn' und Mond zu Teilnehmerinnen des Siegs, zu Bewunderern seiner Tapferkeit machte u. s.?

* * *

[1] „Ilias", Ges. 16, V. 645.

So ist's mit mehreren Stellen des Buchs Josua und der Richter. Wenn dort[1] vom heiligen Trommetenhall die Mauren niederstürzen, so lese man die Beschreibung im Geist damaliger Zeit, und man wird zu lachen aufhören. Mit dem Hall der Posaunen war das Feldgeschrei, mithin der stürmende Angriff, verbunden, und jener war nur ein Zeichen zu diesem. Sechs Tage hatte ihnen der Feldherr den Angriff untersagt, am siebenten, da die Feinde durch das müßige Umherziehn eingeschläfert und die Mauren in der Morgenfrühe wehrlos waren, ließ er das Zeichen zum Feldgeschrei, d. i. zum stürmenden Angriff, geben, und sie eroberten die Stadt.

Das ganze Buch der Richter lebt in solchen poetischen Heldenzügen; es atmet den Geist seiner Zeit, den jugendlichen Mut einer neugepflanzten Vergnation, die zwar oft unterdrückt wird, weil keine Ordnung, kein Regiment unter ihr herrscht, deren Flamme der Tapferkeit und Freiheit aber hie und da in einzelnen Heldenseelen auflodert. Ich möchte diese Zeit das poetische Zeitalter Israels nennen und will mich darüber erklären.

* * *

Eine Zeit bürgerlicher und politischer Ordnung, friedlicher Sicherheit und moralischer Sitten ist allerdings die glücklichere für eine Nation, nicht aber eben für die thatenvolle, lebendige Poesie, für den Gesang, der kühne Begebenheiten, Leidenschaften, Abenteuer und Freiheit liebet. „Zu der Zeit war kein König in Israel, und jedermann thät, was ihm recht deuchte"[2] — also sehr oft das roheste, grausamste Unrecht, wie wir aus vielen Zügen dieser Geschichte sehen; er that's indes mit feuriger, uneingeschränkter Neigung, und bei allen kleinen Heldenthaten heißt's: „Der Geist des Herrn, d. i. israelitischer Nationalgeist, zog ihn an[3], der Landesgott weckte ihn auf und rüstete ihn[4], der Geist

[1] Josua, Kap. 6. — [2] Richter, Kap. 17, V. 6. — [3] Ebenda, Kap. 6, V. 34. — [4] Ebenda, Kap. 2, V. 18.

Jehovahs fing an, ihn zu treiben[1], dort und da", auch wenn er nichts weniger als ein moralisch guter Mensch war. Es ist arm zu lesen, was diesem Buch und seinen Abenteuern für Einwürfe entgegengesetzt werden, ganz ohne Rücksicht auf die damaligen Zeiten. Jedermann weiß, daß alle alte Nationen in ihren Kriegen sich List erlaubten; alle wilden Völker thun's noch jetzt und ziehn, bei übrigens großem Mut, die List der Gewalt vor. Ein ungeordnetes, unterdrücktes Volk, dessen Nationalkraft nur in einzelnen Männern aufgeht, hat dieser Waffen noch mehr nötig; denn wie kann, wenn man Sinn reden will, ein einzelner, auch der stärkste und mutigste Mann, gegen eine ganze Horde bestehen, da er über sie auch durch keine Kriegskünste Herr ist? Und sind diese Kriegskünste nicht auch Listen? und gibt's wohl eine dummere List, eine tapferkeitlosere Tapferkeit als die aus dem Schlunde einer Kanone? Da lasset doch den Ehud[2] hingehen und mit seinem Dolch, von Jehovah erweckt, den fremden Tyrannen durchstoßen: es war Nationalwort, das er ihm zu sagen hatte, entscheidender als bei uns mit vielen blutenden Menschen ein unentscheidender Sieg. Auf einzelnen Heroismus im Mut und mit der Faust kam damals alles an, und so wenig die wilde Zeltbewohnerin Jael, das Weib Ebers[3], die, verbündet mit Israel, den Tyrannenfeldherrn eines fremden streifenden Volks in ihrer Hütte durchbohrte, so wenig sie auf unsern Orden des militärischen Verdienstes Ansprüche machte, so sehr gebührte ihr damals das Nationallob im Gesange der Deborah[4]. Erst müßten wir die Horden, die gegen Israel zogen, zu regelmäßigen Völkern und ihre Zeiten zu den unsern umschaffen, wenn wir die Moral unsrer Kriege auf sie anwenden wollten.

Qualem ministrum fulminis alitem,
Cui Rex Deorum regnum in aves vagas
permisit, expertus fidelem
Iupiter in Ganymede flavo,

[1] Richter, Kap. 13, V. 25. — [2] Ebenda, Kap. 3, V. 15 ff. — [3] Ebenda, Kap. 4, V. 17 ff. — [4] Ebenda, Kap. 5.

Olim iuventas et patrius vigor
Nido laborum propulit inscium:
vernique iam nimbis remotis
insolitos docuere nisus

Venti paventem: mox in ovilia
Demisit hostem vividus impetus;
nunc in reluctantes dracones
egit amor dapis atque pugnae —[1]

so male ich mir die Thaten der Deborah, Gideons, Jephthah, Simsons, und ich habe weiter keine langen Rettungen einzelner Umstände aus der Moral oder Naturlehre nötig. Alles steht auch dem Ton der Erzählung nach in wunderbarem poetischen Lichte, ja einige Geschichten, z. E. die Gefangennehmung Simsons auf der Delilah Schoß, sind selbst mit poetischer Symmetrie geordnet. Einzelne Ausdrücke sind wunderbar kräftig, die Sprache der Helden ist voll Geistes Jehovah, d. i. enthusiastisch, mutig und kühn. Die Ankündigungen einiger derselben vor ihrer Geburt[2], die Erscheinungen der Engel[3] oder eines namenlosen Propheten[4], die sonderbaren Proben teils des Rufs, teils des Muts der Männer, die Rätsel, Wortspiele, der jugendliche Übermut z. B., der alle Unternehmungen Simsons bezeichnet — das alles gibt diesen Erzählungen mehr Poesie, als manche Heldengedichte mit dem wunderbarsten Mythus haben möchten. In den kleinsten

---

Gleichwie den Aar, den Träger des Donnerkeils,
Den Zeus zum König über das schweifende
Gefieder setzte, weil er treu sich
Bei Ganymedes bewährt, dem blonden,

Wenn Jugendmut ihn oder des Bluts Gewalt
Vom Neste trieb, unsicheren Schwungs noch,
Bis klarentwölkte Frühlingslüfte
Kühnere Flüge gelehrt den Scheuen:

Wie den alsdann bald feuriges Ungestüm
Auf Lämmerhürden niederzustoßen drängt,
Bald Gier und Streitlust kämpfen heißen
Wider die ringelnde Brut des Drachen ...

(Horaz, „Gedichte", Buch 4, Nr. 4, V. 1—12, übersetzt von Geibel). — [2] Richter, Kap. 13. — [3] Ebenda, Kap. 6, V. 11 f. — [4] Ebenda, Kap. 1, V. 24.

Zügen ist jedem dieser Helden seine Geschichte so charakteristisch ähnlich, daß er in seinen paar Kapiteln dasteht und lebet.*

* * *

In diese poetische Zeit also gehört der schönste Heldengesang der Ebräer, das Lied der Deborah[1]. Der 68. Psalm will ihm folgen; aber weit von fern. Bei der Deborah ist alles gegenwärtige, lebendige Handlung; bei David soll eine alte Heldengeschichte der Schmuck eines Staatseinzugs werden, der immer doch nur Staatseinzug bleibet. Vergönne mir, du Heldin

* Ich will's in wenigen Zügen an Simson[2] zeigen. Jovialität und leichtsinniger Übermut geht durch sein ganzes Leben. Wein und stark Getränk war ihm versagt; desto mehr hielt er sich an die Liebe, die ihn mehr als einmal ins Netz und zuletzt um seinen Mut, seine Freiheit und Augen brachte. Toller Gedanke: „Ich will ein Weib unter den Feinden suchen, damit ich eine Ursache zu ihnen finde", und doch wie ganz ist er in der Seele eines kecken Jünglings, der, seiner Übermacht sich bewußt, nicht weiß, wie er sie anbringen soll, und sein Herz zwischen Abenteuer und Liebe teilet! Die Rätsel auf der Hochzeit und ihr Erfolg sagen dasselbe. Gegen Männer war er Mann, und ein Weib gegen Weiber, wie mehrere dergleichen Helden in der Geschichte gewesen. Leichtsinnig antwortet er denen, die sein Rätsel durch ihn selbst erraten hatten, geht hin, schlägt dreißig Philister tot, damit seine dreißig Hochzeitfreunde die Rätselbeute bekamen, verläßt sein Weib, kommt wieder mit einem Ziegenböcklein zum Geschenk, als ob nichts vorgefallen sei, will gerade in ihre Kammer; und da er hört, daß sie eines andern Weib geworden, sagt er: „Nun habe ich einmal eine gerechte Sache gegen die Philister: ich will euch Schaden thun", als ob er darauf eben gewartet habe. Die Geschichte mit den 300 Schakals und den Bränden zwischen ihren Schwänzen ist ganz in seiner Weise; was man dagegen gesagt hat, ist nicht wert der Rede. Die Schakals gehn dort in Haufen, sind leicht zu fangen, und einem müßigen, fröhlichen Abenteurer, wie dieser war, wird es gewiß nicht an lustigen Gesellen gefehlt haben, diesen Streich auf seine Rechnung zu vollführen. Sie hatten den Spaß: er stand vor die Folgen. So ist's mit dem Thor in Gasa, das er zum Spott der Gasiter auf den Berg schleppte, so mit dem Eselskinnbacken, dessen Wortspiel dem Simson ganz recht kam. Der Ort hieß Lechi, Kinnbacke, wo er sie angriff, und wie aus Kapitel 15, 13. 14. 19 offenbar erhellet, war dies ein enger Paß, etwa eine Höhle, wie ein Kinnbacke gestaltet. Mit seinen Landsleuten hatte er Abrede genommen, daß, wenn sie die Pflicht ihrer Feigheit erfüllt hätten, ihn zu binden und den Feinden zu übergeben, so sollten sie sich ruhig halten, weiter hätten sie sich zu nichts anheischig gemacht. Und da er nun an diese

[1] Richter, Kap. 5. — [2] Ebenda, Kap. 13, V. 16.

unter den Palmen, daß ich mich in den Jubeltanz deines Volks mische und deinen Gesang nachhalle in schwachen Tönen:

Siegesgesang der Deborah und Baraks.

Da sang Deborah und Barak, Abinoams Sohn;
am Tage des Sieges sangen sie so.

Daß Rache geübt hat Israel,
daß willig sich zum Streite bot das Volk,
preiset darüber den Herrn!

Hört an, ihr Könige! Fürsten, neigt das Ohr!
Ich will Jehovah, Jehovah will ich singen,
will spielen dem Jehovah, Israels Gott!

Jehovah, als du zogst von Seir aus*,
als du einherzogst von Edoms Gebürg':

---

krumme Höhlung, gen Lehi, kam, durch welche er mußte, so ersah er sich seine Zeit, er ergriff den Eselskinnbacken, der eben dalag; er that seine That und erfreute sich derselben in einem doppelten Wortspiel, worauf sogleich ein drittes folgt, daß Gott dem schmachtenden Streiter, der nach der hitzigen Abenteuerthat einen kühlen Trunk Wassers begehrte, in eben dem krummen Felsen, Lehi, wo der Kampf war, eine Quelle zeigte, die, wie der Erzähler sagt, noch heutiges Tages Anrufersquelle heißt (und ja also nicht aus dem Backenzahn des Kinnbeins in der Hand, sondern aus einem Dinge fließen mußte, das der Nachwelt blieb, welches hier offenbar der krumme Fels, Lehi, war, der schon V. 14 also genannt wird). Alle dies wird mit einer lebendigen Kürze erzählt, die Simsons Genius zeiget. — Ein gleiches ist's mit seiner traurig schönen Geschichte auf der Delilah Schoß. Seine Hauptfehler, Liebe und Leichtsinn, brachten ihn um sein Geheimnis. Denn er wußte nicht anders, als daß er ein Gelobter des Nationalgottes sei, dem nur mit der Bedingung eines ewig zu haltenden Gelübdes seine Stärke beiwohne. Dies wußte er aus seinem Namen, seiner Erziehung und Lebensweise, die ihm beschwerlich gnug sein mochte. Plötzlich verließ ihn also sein Mut, da sein Gelübde gebrochen war: den Beistand seines Gottes fühlte er sich entzogen. Indessen fand sich mit dem Haar auch seine Fröhlichkeit und guter Mut wieder. Seine Feinde kannten diesen, und da er sie, vermutlich in einem alten, weiten, leichtgebauten Götzenhause, belustigen sollte, belustigte er sich, seine verjüngte Kraft an den Säulen zu erproben und mit einem Wortspiel, leichtsinnig und froh zu sterben. Er starb, wie er gelebt hatte, ein unversöhnlicher Feind der Philister, und erfreute sich bei seinem an ihrem Tode. — Ich will nicht fragen, ob eine so charakteristische, mit sich selbst bestehende Erzählung erdichtet sein könne; ich sage nur: sie ist den Zeiten aufs höchste gemäß und schön erzählet. Gerade das, worüber man spottet, oder was man aufs gezwungenste rettet, ist das schönste. Und so sind die sämtlichen Geschichten des Buchs der Richter. — * Der

da bebete die Erd', der Himmel troff,
die Wolken troffen Wasserstrom,
Berge zerflossen vor Jehovahs Antlitz,
der Sinai vor Jehovahs Antlitz,
des Gottes Israel.

In Tagen Samgars, Anath Sohns,
In Tagen Jaels feierten die Straßen,
die Straßengänger gingen krumme Pfade,
es feierten die Versammlungen Israels,
sie feierten, bis ich aufstand, Deborah,
bis ich aufstand, die Mutter Israels.

Sie hatten neue Götter gewählt,
da stürmt' an den Thoren der Krieg!
Und war nicht Schild, nicht Lanze zu sehn*
unter den vierzig Tausenden Israels. —
Euch dankt mein Herz, ihr Führer Israels,
und ihr, Freiwilligen unter dem Volk,
preiset Jehovah mit mir!**
Die ihr auf schimmernden Eselinnen reitet,
auf köstlichen Decken sitzt,
und die zu Fuß die Straßen wandeln —
denkt auf ein Lied!

Ein Lied zum Gesange der Hirten***, die zwischen den Schöpfebrunnen
Wasser den Herden teilen aus:

Gesang hebt an mit dem Bilde Moses', 5. Mos. 33, 2, mit dem auch David, Ps. 68, und Habakuk, Kap. 3, anheben. Es scheint ein gewöhnlicher Anfang ebräischer Siegslieder gewesen zu sein, weil sie alle dem Moses wie ihrem Homer folgten.[1] — * Nicht, daß kein Schild oder Speer in Israel gewesen wäre, sondern es war keiner, der sie erhob, d. i. der zum Kriege alle 40,000 tapfre Israeliten aufbot. — ** Die geführt haben und die sich führen ließen, sollen alle mitpreisen; sie haben alle teil am Siege und Siegsgesange. Es ist eine Feinheit im Anfange und in den Wendungen des Liedes, die man von jenen Zeiten nicht erwarten sollte. — *** Das ב nehme ich hier als augmentativum, wie es oft, insonderheit bei Gesangwörtern, vorkommt. Diese Deutung des dunkeln Verses empfiehlt sich, dünkt mich, sehr durch ihre Leichtigkeit

[1] Die sachlich unwichtigeren Anmerkungen Herders sind weggelassen.

daß man allda Jehovahs Güte preise!
Jehovahs Güte preise das Landvolk Israels;
denn da zog hinab in die Engen Jehovahs Volk!

Wohlauf! wohlauf, Deborah!*
Erwecke den Geist und singe den Sieg!
„Auf, Barak! hole Gefangne dir,
Abinoams Sohn!"
Da zog mit ihm ein Häuflein Starken entgegen,
Jehovahs Volk zog mit mir, entgegen den Mächtigen!
Von Ephraim kam ihr Anfang auf Amalek;
nach dem kamst, Benjamin, du mit deinen Völkern.
Von Machir kamen Kriegesführer über,
von Zebulon, die den Stab der Must'rung trugen.
Auch Issaschars Fürsten waren mit Deborah,
an Kriegesmut dem Barak gleich,
sprang Issaschar ins Thal.

An Rubens Bächen nur war viel Beratung**;
Was sitzest du da, Ruben, zwischen Hürden?
zu hören etwa das Geblöke deiner Herden?
An Rubens Bächen ist gar viel Beratung!

Gilead über dem Jordan blieb ja ruhig.
Auch Dan, warum sollt' er sonst in Schiffen wohnen?

---

und den Zusammenhang des Ganzen. Zwischen Strömen und Gießbächen am Thabor (vgl. V. 21 und Kapitel 4, 6. 7) war die Schlacht vorgefallen; da soll auch das Theater des Siegs ewig gefeiert werden. Der Sieg war zur Regenzeit erfochten, da die Quellen und Bäche aufgeschwollen waren und nach dem 21. V. die Kananiter wegschwemmten. Deswegen machte Deborah den Eingang vom triefenden Himmel und führt die regenbringenden Sterne als Streiter mit ein. — Sogleich wird auch der Engen des Thabors gedacht, in die sich das Volk stellte; also ist das Siegstheater genau bestimmt. — * Eigentlich: „walle auf! walle auf!", beseure dich, daß du ein Gemälde des ganzen Feldzugs liefers, das auch V. 11—15 in Schlachtordnung fortgeht. Ihre Ermunterung an Barak (Kap. 4, 6. 14) fängt an, und der Zug folgt, wie sich die Stämme sammleten und ihr nachzogen. Sie war vom Gebürge Ephraim (Kap. 4, 5), da war also die Wurzel des Heers und des Sieges. Wahrscheinlich hieß der Berg Amalek, auf dem sie wohnte, wie damals noch viele Berge aus alten Zeiten ihre Namen hatten. — ** Hier fängt der Spott an über die Zurückgebliebenen bis V. 17.

Asser an Meeresufer bleibt ja sicher!
An seinen Buchten weilet er.
Nur Sebulons Volk, es wagt dem Tode sein Leben,
und Naphthali, auf der Berge Höhn.

Dagegen kamen die Könige nun und stritten!
Die Könige Kanaans stritten
zu Tanach über den Wassern Megiddos!
Was sie begehrten, Silber, empfingen sie nicht.

Vom Himmel stritten (entgegen ihnen) die Sterne!
Aus ihren Bahnen stritten sie mit Sißra;
der Kison schwemmte sie weg,
die geschlängelten Ströme, der Kison. —
Tritt, Seele, mächtig einher!*

Da stampften die Hufe der Rosse
beim Fliehn, beim Fliehen der Helden! —
Flucht Meros, spricht der Bote Jehovahs**,
sprecht Flüche über ihre Bewohner!
Sie kamen nicht mit zur Hülfe Jehovahs,
zur Hülfe Jehovahs in seinem Heldenheer!

Gesegnet vor den Weibern sei Jael!
Des Keniten Hebers Weib!
Vor allen Zeltbewohnerinnen sei sie gesegnet!
Er foderte Wasser, sie gab ihm Milch***,
in prächtiger Schale geronnene schöne Milch —
und griff mit der Hand zum Nagel,
griff mit der Rechte zum schweren Hammer hin —

Und erschlug den Sißra, durchschlug ihm das Haupt
und durchbohrt', durchbohrt' ihm die Schläfe!

---

* Sie muntert sich auf. — ** Im ganzen Buch der Richter heißt die Stimme Gottes „Engel Jehovahs" (s. Kap. 2, 1—4; Kap. 6, 12—22; Kap. 13, 3—21); aus der ersten Stelle ist wahrscheinlich diese Benennung hier, denn der Engel des Herrn, der da erschien, hatte Eroberung des Landes geboten. Der Gesang spricht hier also im Namen Gottes, d. i. als Stimme der Nation. — *** Auch hier ist Spott und nachahmende Schilderung bis zum letzten Odem des erschlagnen Sißras. Daß es berauschende Milch war, wissen wir aus einer Menge morgenländischer Reisebeschreibungen.[1]

[1] Vgl. S. 177, Z. 1—9.

Da lag er ihr unter den Füßen gekrümmt,
er fiel und lag!
Unter den Füßen ihr krümmt' er sich und sank —
wo er sich krümmte, da sank er nieder — erblaßt.

Durchs Fenster aber schauete,
es rief die Mutter Sißra das Gitter hindurch:
„Warum säumt sein Wagen zu kommen?
warum zögern denn die Räder seines Gespanns?"

Die Weisen ihrer Frauen antworteten ihr;
auch sie kehrt schnell das Wort um zu sich selbst:
„Und sollen sie denn nicht Beute finden und teilen?
Ein Mädchen, zwo der Mädchen für jeden Mann,
und bunte Kleider für Sißra!
Raub der bunten, gestickten Kleider,
doppeltgestickter, bunter Schmuck zum Siegsaufzuge des Raubs!"

So müssen untergehn all deine Feinde, Jehovah,
und, die dich lieben, sein, wie die Sonn' hervorgeht,
in voller Pracht!

IX.

Psalmen.

Inhalt.

Geschichte Davids als Psalmendichters. Wie diese Dichtungsart durch ihn in Aufnahme gekommen? wie sie sich zur ältern Poesie verhalte? [. . .]

Zu Davids Zeiten gelangte die lyrische Poesie der Ebräer zu ihrem Glanz, die zerstreuete wilde Landblume ward jetzt als eine Königsblume auf den Berg Zion gepflanzet. Von Jugend auf war Davids Geist musikalisch und dichterisch gewesen. Er hatte seine schönsten Jahre als ein Hirt der Herde auf Auen durchlebt und daselbst Blumen der Idylle in sich gesammlet, die oft auch seine heroischen, auch seine traurig-bekümmerten Psalmen schmücken. Durch Musik, mit der damals nicht nur Gesang, sondern auch die Kultur der Zeit verbunden war, hatte er zuerst

zur Person des Königs Zutritt gefunden; ohne Zweifel trug dieser Umstand bei, daß er die Gaben seiner Muse noch mehr anbauete und stärkte. Bald ward er, als ob ihm Glück und Unglück durch Gesang kommen sollte, durch den Triumph der Weiber, die ihn einholten, für Sauls Nebenbuhler angesehen, und einigemal entrann er kaum, die Harfe in der Hand, des Königes Wurfspieß. Er geriet auf die Flucht, zog jahrelang, einsam oder begleitet, in der Wüste Juda umher und war wie ein Vogel auf den Bergen. Hier ward seine Harfe ihm Trösterin und Freundin; ihr klagte er, was er keinem klagen konnte; sie besänftigte seine Furcht, machte ihn sein Elend vergessen, wie sie einst bei Saul den bösen Dämon besänftigt und ihn Neid und Gram vergessen gemacht hatte. Aus ihr lockte er jetzt Töne hervor, die ein Wiederhall seiner Empfindungen in Leid und Freude waren, und die zärtesten unter ihnen wurden Gebete, Gebete, mit denen sich sein Mut beflügelte, seine Hoffnung stärkte, bis er durch Schicksale Gottes über alles siegte. Jetzt ward die Harfe in Königshänden öffentliches Dankgelübde. Nicht nur, daß er selbst, wie er's oft gelobt hatte, die Gebete seiner Angst und Errettung öffentlich machte: er ordnete auch in weit höherm Maß, als sie es vorher gewesen war, Musik und Dichtkunst zur Feier des Gottesdienstes, zur Pracht des Tempels. Viertausend Leviten, mit besondern Kleidungen ausgezeichnet, wurden unter Gesangmeistern (מנצח[1]) in Klassen und Chöre geordnet, deren berühmteste drei, Assaph, Heman und Jedithun, wir auch in Proben ihrer Kunst kennen; denn die Kinder Korah gehörten wahrscheinlich zur mittleren Klasse. David selbst fuhr fort, auch als König, die Schätze dieser Tempelmusik zu vermehren. Gefahren und Siege, zumal die größeste Gefahr, als Absalom sich empörte, weckten die entschlafne poetische Stimme seiner Jugend wieder, auch Königssorgen und Königsgram sang seine Harfe. Jede gute Anstalt, die er machte, insonderheit die Heiligung des Berges Zion, ward durch seine

[1] Sprich: M'nazzäh.

und seiner Dichter Lieder in ein allgemeines Licht gestellt; sein ganzes Reich lebt noch in den Psalmen. Diese wurden an den öffentlichen Festen gesungen; geblendet von der Pracht des Königes und der Hauptstadt, sang das Volk sie mit Begeisterung nach; als königliche Psalmen wurden sie aufbewahrt und erhalten; man reihete daran, was man an sie reihen konnte; man ahmte nach, was irgend nachzuahmen war. Die Dichter Davids folgten dem glänzenden Beispiel ihres Königs, nicht nur, daß sie sangen, sondern daß sie auch wie er sangen; und warum sollten die folgenden Zeiten, in denen David schon ein heiliger Name, Vater des ganzen Königsgeschlechts und ewiger Hoffnungen war — warum sollten sie einem so glorreichen Vorbilde nicht folgen? Selbst die Propheten folgen ihm, weil David der Lieblingsname des Volks, weil seine Psalmen das Liederbuch der Nation waren, sofern diese irgend an Gottesdienst, Musik und Poesie teilnahm. — So ist also die Sammlung Psalmen entstanden, die wir unter dem Namen Davids haben. Nicht alle sind von ihm und aus seinen Zeiten; aus frühern aber ist nur der einzige Gesang Moses', und die spätern folgen offenbar seinem Vorbilde, wenn sie nicht gar ihre Gesänge ihm selbst zuschreiben. Die Überschrift לדויד[1], wo sie ohne weitere deutlichere Bestimmung stehet, scheint so allgemein zu sein, als man in Weisheitsprüchen und süßen Liedern alles auf Salomo schrieb, was einigermaße in seine Zeit und auf seinen Charakter paßte. Kurz, dem glorreichsten Könige in Israel gelang es, den lyrischen Dichterkranz mit der Siegs- und Königskrone zu vermählen. Wo bei den Ebräern von schönem Gesange die Rede ist, nennet man David.

Nun ist's unleugbar, daß David den lyrischen Gesang der Ebräer sehr verfeinet und verschönt hat. Lehrreiche Entwicklungen der Eigenschaften Gottes, der menschlichen Natur, einzelner Tugenden und Laster, des Glücks und Unglücks der Frommen und Bösen fangen mit den Psalmen an, da sie im Gesetz Moses'

[1] Sprich: L'Dawīd, d. i. (ein Lied) Davids.

und in den wilden Zeiten der Richter noch nicht Platz fanden. Die kriegerische Tuba ward durch den Gesang der Hirtenflöte und sanftern Trauerharfe zu einem mildern Ton gestimmt; denn so harte Gesinnungen auch noch in einigen kriegerischen Psalmen vorkommen mögen, so ist doch der allgemeine Übergang ins Sanftere unleugbar. Es wird schon die Pracht eines Königs und einer bürgerlichen Regierung besungen; das milderte und regelte die heilige Wut der alten Muse. Auch die Geschichte andrer Völker sagt uns, daß zur glanzreichen Poesie der Glanz eines Königs gehöre, dessen Regierung zwar thatenreichen Stoff zu Liedern gibt, dessen Regierung aber auch Ordnung und Ruhe gewährt, diese erbeuteten Schätze zu gebrauchen und zu ordnen. Davids Regierung macht diese Periode der klassischen Poesie der Ebräer, welcher Salomo und die Propheten folgten.

Indessen ist es auch unverkennbar, daß damit die rohe Stärke, der lebendige Tanz und Wohllaut der alten Poesie kaum erreicht ward: Gesänge wie Moses' und der Deborah, eine Bildersprache wie Hiobs, Bileams[1] und Jothams[2] sucht man vergebens in den Psalmen. Offenbar herrscht Einförmigkeit in denselben, weil alles um den Berg Zion versammlet war und alles sich in den Kreis der Gesänge und Denkart Davids einschränkte. Jene Hügel der Propheten voll freier Naturpoesie wurden leer; die Seher Davids waren keine Dichter; sein verordneter Assaph nur weissagte auf Saiten, und erst nach Jahrhunderten fand sich die Poesie der Propheten wieder. So hat alles in der Welt seinen Gang und jede menschliche Einrichtung ihre verschiedne Seiten. Was die Poesie an gottesdienstlicher, politischer, lyrischer Kultur gewann, verlor sie vielleicht an natürlicher Stärke.

---

[1] 4. Mosis, Kap. 22—24. — [2] Richter, Kap. 9, V. 7 ff.

XII.
Aussicht.

Inhalt.

Allgemeiner Anblick des Zeitalters unter David und Salomo. Was wir aus demselben nur übrig haben? Wirkung dieser Stücke auf die Stimme der Propheten. Wodurch der Geist der Propheten geweckt und belebt ward? Proben an Hosea und Jesaias. Der neue Davidstamm, der neue Göttersohn; Königsbilder. Ursprung derselben und Entwicklung ihrer Züge aus alten Weissagungen und Psalmen. Wie die Schicksale Davids von den Propheten angewandt wurden? Wie Jerusalem und Zion in ihre Bilder übergingen? Probe. Grundsatz ihrer Entwicklung alter Verheißungen und Geschichte. Unterschied der obern und untern Haushaltung. Vergleichung Moses' mit einigen andern großen Charakteren der biblischen Geschichte. [Anhang: Die künftige goldne Zeit, eine Aussicht der Propheten.]

Unter Davids und Salomos Regierung war Judäa, als Reich betrachtet, in der größesten Blüte, die es erlebt hat. Es erstreckte sich vom Mittelländischen Meer bis zum Euphrat, von der Wüste bis den Libanus hinüber; seine Könige waren in Ansehen, und das Land genoß seine schöne Lage auch durch den Handel. Die natürliche Folge war, daß der Name dieser Könige auch in der Geschichte und Poesie für alle folgende Zeiten klassisch ward: ihre Zeit war die einzig berühmte, solange Könige herrschten. Diesen war's jetzt schon ein großer Ruhm, auf dem Thron Davids zu sitzen, sich seine Söhne und Nachfolger nennen zu dörfen; sie waren's, aber nicht in seinem Glück. Den einigen Salomo ausgenommen (und auch dessen Regierung reichte schwerlich an die Hoffnungen, die man sich von ihm machte, und am wenigsten an das Ideal des 72. Psalms[1]), kam das ganze Reich Davids bald sehr hinunter. Es teilte sich nach Salomos Tode, und der kleinste Teil blieb an der Familie Davids. Beide Reiche wurden der Schauplatz der Verwirrung und des öftern Überfalls ihrer Nachbarn, bis sich alles in die Gefangenschaft verlor. Die Gattung von Poesie also, die eine Tochter des Sieges, der Ruhe, des Wohlstandes ist, hat nie mehr eine so glänzende Zeit gefunden, als sie unter David und Salomo erlebte.

[1] Der Salomos Regierungsabsichten enthält.

Schade, daß uns aus ihr nur Tempel-, Königs- und Reichsſtücke übriggeblieben ſind! Denn es iſt offenbar, daß die Pſalmen und Salomoniſchen Schriften zu einem dieſer Zwecke gehören. Das Brautlied des 45. Pſalms iſt uns nicht anders aufbehalten worden, als weil es einen König und die Hoffnungen ſeines Reichs aus Orakelſprüchen Gottes feierte und alſo als Religion galt. Das Hohelied und die Sprüche wären nicht aufbehalten worden, wenn ſie nicht der Name Salomo geziert und die ſpätere ſammelnde Zeit nicht ſchon im erſten einen lieblichen myſtiſchen Sinn, die Beſchreibung künftiger Salomoniſcher Zeiten[1], gefunden hätte! Als Braut- und Liebeslieder[2] eines andern Dichters hätte man ſie nicht aufbewahrt. — Wir haben alſo aus den blühendſten Zeiten der ebräiſchen Dichtkunſt nur wenig, ſo viel ſich im Schiffbruch der Gefangenſchaft am Namen der Könige, der Religion und Reichsgeſchichte etwa retten konnte. Die Stimme des Bräutigams und der Braut*, jene Freudengeſänge der Ernte und Weinleſe**, an die ſo oft gedacht wird, ſind weggenommen. Die Stimme der Müllerin*** und andrer Geſchäfte iſt verſtummet, und alle Töchter des Geſanges ſind im Staube entſchlafen. Wie ein Rubin im Golde glänzt, ſo zierten Geſänge das Mahl beim fröhlichen Wein†; ſie ſind nicht mehr. Freude und Wonne der ländlichen Feſte ſind aus dem Felde hinweg; man hört nicht mehr das Hſedad! das Jubelgeſchrei der Keltertreter in ihrem Geſang††. Wie unbillig iſt's daher, die Poeſie dieſes Volks im ganzen mit andern Völkern zu vergleichen, da man von ihr nur einen oder zwo[3] Äſte, Religions- und Königspoeſie, hat, oder was man dafür anſah. Das andre ward nicht geſammlet oder ging verloren.

Gnug! wie die Lieder Moſes', ſo wirkten auch die Pſalmen als Erläuterungen jener gar ſehr auf die folgenden Zeiten; ſie

* Jer. 7, 34. — ** Jeſ. 9, 3. Jer. 25, 10. — *** Predig. 12, 4. — † Sirach 32, 7. 9. — †† Jer. 48, 33.

[1] Vgl. S. 346, Z. 16. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 39*. — [3] Gewöhnlich braucht Herder für das männliche Geſchlecht richtig „zween".

waren (wahrscheinlich zuerst nur bis zum 72. Psalm[1]) das Liederbuch der Nation oder wenigstens des Tempels und der Propheten. Wir werden bei einzelnen Charakteren der letzten finden, wie sehr sie sich an die Sprache des Heiligtums gehalten und sie in ihren Anreden reich paraphrasiert haben. — Jetzt sei es allein unser Zweck, im allgemeinen den Einfluß zu zeigen, den die sogenannten Messias- oder Königspsalmen auf die Stimme der Propheten gehabt haben; und da sage ich kurz: sie nebst den ältern Weissagungen haben die Stimme der Propheten nicht nur erweckt, sondern die reichen Aussichten dieser sind augenscheinlich Entwicklungen jener.

1) Auf Davids Geschlecht waren so große Verheißungen durch Götterspräche gelegt, von einem ewigen Reich, von neuer Befestigung desselben, von glücklichen Salomonischen Zeiten. Als das Reich nun durch Salomos, Rehabeams und vieler andern Könige Schuld so tief herabsank und Gott endlich Propheten weckte: was konnten diese anders sagen als: „Ihr seid gefallen! ihr seid gesunken!" Was konnte Hoseas zum Reich Israel sagen als: „Kehrt wieder zum rechten Jehovah; ihr seid verirrt! Geht statt zu den Kälbern in die Wüste Juda, zum Tempel, wohin ihr gehört; er wird euch annehmen und freundlich euch begegnen!"*

Ich will mich mit dir verloben auf ew'ge Zeit**;
ich will mich mit dir vertraun in Gericht und Recht,
in Gnad' und Huld.
Mit Treue will ich mich mit dir verloben,
und du wirst wieder erkennen Jehovah, deinen Gott!

Der Prophet wünschte, daß Israel und Juda wieder ein Reich würden, und stellt die neue Verbindung unter dem Bilde der Verlobung dar. Dieser Sinn geht durch seine ganze Prophezeiung und ist also politisch. Er lockt sie freundlich wieder in die

* Hos. 2, 11. 14; Kap. 14, 2. — ** Hos. 2, 19.

[1] Vgl. S. 339, Anmerkung.

Wüste Juda, zum Hause Gottes und des Geschlechts David*, damit ihnen auch der Segen werden könne, der auf dies Geschlecht gelegt war; denn alle ältere Segnungen Abrahams, Judas, Moses' waren durch die Gottessprüche und Psalmen auf diesem Geschlecht befestigt. Er sieht also künftige glückliche Zeiten voraus, da

die verirrten Kinder Israels zurückekehren
und suchen Jehovah, ihren Gott, und David, ihren König,
und ehren Jehovah und seine Landesvaterhuld
in später Zeit.**

So sprach ein Prophet Israels; und die Weisen im Reich Juda mußten sich über diese alte Segenssprüche und Reichskonstitutionen noch ausführlicher erklären. Da Israel mehrmals verwüstet und jetzt eben auf dem Punkt war, gefangen weggeführt zu werden, erweckte Gott in dem wenig glücklichern Juda eine Stimme vieler Propheten auf einmal, die wahrscheinlich der Geist Jesaias' wo nicht aufrief, so wenigstens anfachte. Sie sahen das Schicksal ihres Bruderreichs, des größten Teiles der Nation, sie fühlten ihr eignes Elend und — kehrten zu jenen Weissagungen zurück, die Gott auf Davids Geschlecht gelegt hatte. Der Stamm Davids stand verachtet, klein und fast verdorret da: gestärkt im Vertrauen auf das unverbrüchliche Wort Gottes, auf den Eid, den er David geschworen, sahen sie aus seiner Wurzel ein neues Reis aufsprießen und legten darauf allen Segen der alten Zeit aus Gottes Munde; dies ist der Schlüssel zu Jesaias' schönsten Bildern.

Der neue Davidsstamm. Ein Königsbild.***

Schaut auf! Jehovah Zebaoth
schlägt ab den Blütenast mit furchtbarem Gekrach;
die hohen Stämme sind gefällt,
die Erhabnen sind gebeuget.
Der dicke Wald ist mit der Axt verhaun,
der Hain auf Libanon durch starken Arm gesunken. —

---

* Hos. 2, 14. Kap. 6, 1. — ** Hos. 3, 5. — *** Jes. 10, 33; Kap. 11, 1—10.

Aber ein neuer Zweig sprießt aus Isai Stamm!
Ein Reislein wird aus seinen Wurzeln wachsen,
und ruhen wird auf ihm Jehovahs Geist,
der Weisheit, des Verstandes Geist,
der Geist der Klugheit und der Tapferkeit,
der Geist der Kenntnis und der Furcht Jehovahs;
sein Atmen selbst ist in der Furcht Jehovahs.
Nicht, wie sein Auge siehet, richtet er,
entscheidet nicht, wie es sein Ohr vernimmt:
gerecht spricht er den Armen Recht,
gerade rächet er den Unterdrückten
und schreckt das Land mit seinem Königswort,
tötet den Bösewicht mit seiner Lippen Hauch,
gürtet sich mit Gerechtigkeit,
wappnet sich fest mit Treu'. —
— Alsdenn wird, was jetzt Wurzel Isais ist,
stehn wie der Stämme (altes) Heerpanier,
nach dem die Völker fragen
und Ruhm sich's schätzen, daß sie an ihm ruhn.

Es wäre sonderbar, wenn nicht jeder, dem die alten Weissagungen auf Juda und Davids Geschlecht bekannt sind, hier nicht Zug für Zug die Entwicklung ihrer Ausdrücke und Bilder erkennte. Der Stab Juda ist aus Jakobs Worten[1] bekannt und blühte im Königsscepter Davids; jetzt ist er bis zur Wurzel verdorrt, und der Prophet sieht einen neuen Zweig aufsprießen, der wieder Anführer und Heerpanier wird, wie einst Juda sein sollte. Die Völker fragen nach ihm und halten seinen Schutz für Ehre, Sicherheit und Ruhe, wie dort dem Juda die Völker anhangen sollten. — Alle Eigenschaften des künftigen Monarchen sind aus Salomos Geschichte und Segenssprüchen. Dieser wird gerühmt über seine Weisheit; der künftige Salomo soll ihn siebenfach übertreffen mit Weisheit und Göttergaben. Die Züge von der Gerechtigkeit seiner Regierung sind aus den Salomonischen Psalmen, so wie das schöne Gemälde der goldnen Zeit

[1] 1. Mosis, Kap. 49, V. 10f.

unter ihm, das unmittelbar darauf folgt und ich nicht übersetzt habe. Selbst der Idiotismus vom „Riechen in der Furcht Jehovahs“[1] scheint durch das Gottesorakel in Davids letzten Worten[2] veranlaßt.* Der Prophet entwickelte die alten Gottesaussprüche und setzte sie zusammen zu einem glaubenerweckenden Bilde. Ich setze sogleich eine andre Stelle her, die man vielleicht nur deswegen mißdeutete oder dunkel fand, weil man die Entwicklung alter Psalmen und Geschichten nicht bemerkte.

Der neue Götterſohn.

Ein Königsbild.**

Voll Hunger und Kummer durchirrt itzt jeder das Land
und zürnt voll Hunger und flucht
seinem König und seinem Gott.
Er schaut hinauf und schaut zur Erd' hinab —
überall Dunkel und Not,
dickes Dunkel, gehäufte Nacht.***
— Nicht ist es dunkel mehr, wo's so dickdunkel war!
Gleich jener alten Zeit, da er in Zabulon
und Naphthali zuerst abwarf das Joch,
beglänzet er auch in der spätern Zeit
den Weg am Meere, über den Jordan hin,
das dunkle Völkergewühl.†
Das Volk, die Wandler im Dunkel,
sie sehen ein groß Licht!
Die Wohner im Lande der schwarzen Nacht,
über ihnen glänzet das Licht auf! —

* Nach ihm ward ein Herrscher in Gottesfurcht verheißen; Jesaias, der Wortanspielungen sehr liebt, häuft also ähnliche Worte (רוח הריחו יראה u. s.). — ** Jes. 8, 21 bis Kap. 9, 7. — *** Es ist Jesaias' Art, die Gemälde des jetzigen traurigen und des künftigen fröhlichen Zustandes zu kontrastieren; man muß also diese Kontraste zusammennehmen, wenn sie auch durch Kapitel getrennt sind. — † Die erste und letzte Zeit, das הקל und הכביד, stehen miteinander im Parallelismus. Diese beiden letzten Ausdrücke sind Kontrast gegen die gehäufte, schwere Dunkelheit und dicke Nacht der vorigen Verse.

[1] Jesaias, Kap. 11, V. 3. — [2] 2. Samuelis, Kap. 23, V. 1—3.

Viel sind der Völker da; und groß auch ihre Freude!*
Sie freun sich, Herr, vor dir, wie man in der Ernte sich freut,
wie sie tanzten im Freudenchor, da sie einst Raub austeilten.
Denn seiner Bürde Joch,
den Stab, der seine Schulter schlug,
den Scepter seines Drängers
zerbrichst du wie in den Zeiten Midians.

Es konnte vom Propheten nicht deutlicher gesagt werden, worauf er mit dem allen ziele? woher er die Bilder genommen habe? Aus den Zeiten Midians und also den Siegszeiten der Richter. Da war nordwärts im Lande die große Befreiung geschehen**, da war in den dunkeln Wäldern Naphthali und Sebulons über das ganze Land Licht der Freiheit aufgegangen. So soll auch jetzt in diesem nordlichen Völkergedräng', am Wege zum Galiläer-Meer, wo sich jetzt auch die feindlichen Syrer umherdrängten, Licht der Freiheit aufgehn und Freuden des Jubeltanzes werden, wie einst im Liede der ländlichen Deborah:

Und alle Waffen der rauschenden Kriegesschlacht
und alles Kriegsgewand, getunkt in Blut,
wird, hin zum Feu'r getragen,
der Flammen Speise nun — —
Denn ein König wird uns geboren,
ein Himmelssohn gegeben uns,
auf dessen Schulter der Stab der Herrschaft liegt;
sein Nam' ist: „Wunderbar!
Ratgeber! starker Held!
mein Vater auf ewig hin,
des Friedens Fürst!"

Konnte der Prophet abermals deutlicher zu erkennen geben, worauf er ziele? Wahrlich auf keinen Hiskia oder Hiskiassohn, als ob er ein Geburtscarmen schriebe: er redet von einem Könige, der alle Namen und Segen des Geschlechts Davids auf sich

* Das הֲ halte ich für die Interjektion des Wunsches und der Freude, wie sie mehrmals für utinam, o si! vorkommt! — ** Richt. 4, 5. In Haroseth, d. i. im Walde der Völker, wie jetzt im Galil, im Völkerhaufen, der sich oben umherdrängte.

trüge und die verheißene glückliche goldne Zeit brächte. Er heißt deshalb Sohn und Erzeugter, d. i. der Gottgeborne, welcher Ausdruck in mehrern Psalmen[1] schon geweihet war; den Scepter, den Juda vor seinen Füßen trug, legt er auf die Schulter — also der alte Stammesfürst Juda kommt in ihm wieder. Sein Name heißt: „Wunderbar!" — so nannte sich oft David, wenn er als der verworfene Stein jetzt Eckstein wurde*; so nannte sich der ankündigende Engel bei der Geburt des Befreier Simsons.** „Rat" und „starker Held" heißt er; denn Jesaias pflegt beides zusammenzufügen, um zu sagen, daß er klug von Rat, mächtig von That sein solle, wie wir's bei der vorigen Weissagung schon betrachtet haben. „Mein Vater auf ewig hin" nennt er ihn und wagt sogar nicht die grammatische Person zu ändern, die in den Psalmen und Segenssprüchen mehrmals steht: „Er wird mich nennen ‚Mein Vater!', auf ewig will ich ihm sein Reich bestätigen!"*** „Friedefürst" endlich, wie der Name Salomo sagt und seine Psalmen es erklären. — Der Prophet drückt alles in die Namen zusammen, was er vom Segen und der Herrlichkeit des Geschlechts Davids zusammenfassen konnte.

Und groß wird seine Herrschaft sein,
des Friedens wird kein Ende sein
auf Davids Thron, in seinem Königreich,
daß er's anrichte, neu befestige
mit Recht und mit Gerechtigkeit
von jetzt an bis auf ew'ge Zeiten hin.
Der Eifergeist Jehovah-Zebaoths
wird solches thun —

Der Eifergeist nämlich für seine Ehre; denn alle diese Worte waren Verheißungen Gottes über Davids Geschlecht, die hier namentlich wiederholt werden.

Ich kann mich nicht auf die Beschreibung der güldnen Zeit

* Ps. 118, 22. 23. — ** Richter 13, 18. — *** Ps. 89, 27; 2. Sam. 7, 14.

[1] Vgl. zu der von Herder unter *** selbst angeführten Stelle noch Psalm 2, V. 7

einlassen, die die Propheten mit der Regierung dieses neuen Königs verknüpfen (die Folge wird dies bei jedem derselben charakteristisch zeigen), alle aber kommen darauf hinaus, daß er ein Hirte sein soll wie David, ein Friedefürst wie Salomo, ein gerechter Richter, ein starker Held und Wiederbringer der Furcht Jehovahs. Jehovahs Gegenwart, seine Gerechtigkeit, Huld und heilbringende Thätigkeit sollte in ihm sichtbar werden; der Zuruf an ihn sollte sein: „Jehovah, unsre Gerechtigkeit! Jehovah, unsre Hülfe!“ Bei den Propheten werden wir den Ursprung dieser Benennungen aufsuchen, und es wird sich ergeben, daß bei denen vor und in der Gefangenschaft immer der Name des Königs, eines neuen Davids, vorangeklungen habe. Nachher, da das Regiment zwischen den Fürsten und Hoheprieſter geteilt war, sahe Zacharias die beiden Ölkinder vor dem Thron Jehovahs stehen*; jetzt ward also auch die Beschreibung des Zemah, d. i. des Sprößlings aus dem Stamme David, zwogestaltig; aber auch nach Umständen der Zeit. Den Tempel des Herrn sollte er bauen wie Salomo; und in dem Tempel den Schmuck tragen wie der Hoheprieſter. Auf dem Thron Jehovahs sollte er herrschen, aber auch Prieſter sein auf seinem Thron, und Friede sein zwischen den beiden.** Maleachi endlich kehrt zur ältesten Verfassung zurück und bringt Moses und Elias, die alten Boten Gottes, die den Bund gestiftet hatten, in ihrem reinigenden Flammengeist wieder. — So kleidete sich die Weissagung jedesmal ins Gewand der Zeiten; solange Könige waren, blieb es meistens bei der Königsverheißung, die jener Psalm sang:

Ich singe Jehovahs Gnaden auf ew'ge Zeiten hin***,
von Geschlechte zu Geschlecht will ich mit meinem Munde
verkündigen dein treues Wort.
Und sage: ew'ge Huld soll uns befestigt werden,
solange der Himmel währt, soll währen Gottes Spruch:
„Denn ich schloß einen Bund mit meinem Erlesenen,
ich schwur dem David, meinem Knecht:

* Zachar. 4, 14. — ** Zachar. 6, 12. 13. — *** Ps. 89, 1—6.

auf ewige Zeiten will ich dein Geschlecht feststellen,
will bauen deinen Thron von Geschlechte zu Geschlecht!"

Die Himmel also sind des Wunderbundes Zeugen;
der Heiligen Versammlung preiset deine Treu', u. s.

Dies thaten die Propheten; sie nennen den künftigen König geradezu den Knecht Gottes, David.

2) Ja noch mehr: sie entwickeln in ihm selbst die Schicksale Davids und des Samens, der ihm verheißen war. Jener hatte viel leiden müssen, ehe er sein weites Reich gründen konnte, dieser sollte mit Menschenruten gezüchtigt werden*, ohne daß doch die Gnade Jehovah, seines Vaters, vor ihm wiche; beides wird bei alle den Trübseligkeiten, davon die Propheten Zeugen waren, auch auf den künftigen König und die Entstehung seines Reichs angewandt. — Dies ist der Schlüssel zu den so wunderbaren und dem Schein nach einander widersprechenden Schilderungen der Propheten. Der 22. und alle Leidenspsalmen Davids wurden entwickelt und dem bedrückten Israel damit Trost zugesprochen, daß, da es das Schicksal ihres glorreichen Stammvaters gewesen, auf diese Weise zu seiner Höhe zu gelangen, es auch ihr Schicksal und das Schicksal ihres künftigen Königes sein müsse, sich durch diesen Druck zur Würde zu erheben. Bei den Propheten werden wir also häufige Anwendungen der Leidenspsalmen Davids finden.

3) Auch Zion und Jerusalem gingen solchergestalt aus Psalmen in die Propheten mit über. Die Residenz der glorreichsten Könige sollte der noch viel prächtigere Sitz des künftigen glorreichern Königs sein, der eigentlich in Jehovahs Namen auf Zion herrschte:

Geh auf, sei Licht! denn dein Licht kommt!**
Jehovahs Glanz geht auf auf dir.
Sieh, Finsternis bedeckt die Welt,
die Nationen Dunkel!

* 2. Sam. 7, 14. — ** Jes. 60.

Und über dir geht Gott Jehovah auf,
sein Glanz ist über dir zu schaun.
Und alle Völker gehn zu deinem Licht
und Könige zum Glanz, der dir aufgeht.

Erhebe deine Augen rings und sieh!
Sie sammlen alle sich, kommend zu dir.
Von ferner kommen deine Söhne,
der Erden Rand erzog dir deine Töchter.*

Denn wirst du schaun und glänzen;
es pocht und hebet sich dein Herz,
wenn sich zu dir das Meergetümmel wendet,
wenn sich zu dir der Völker Reichtum naht.

Kamelekarawanen decken dich,
die Dromedare Midians und Epha,
aus Saba kommen alle sie;
sie bringen Gold und Weihrauch,
preisend Jehovahs Ruhm.

Der Kedarener Herden sammlen sich zu dir,
der Nabatäer Böcke dienen dir;
sie werden meines Altars süßes Opfer,
mein herrlich Haus will ich verherrlichen.

Wer sind die, die wie Wolken fliegen her?
wie Tauben, die in ihre Häuser ziehn?
Denn meinen Wink erwarten nur die Küsten,
und Tharsis' Schiffe sind am ersten da,

zu bringen deine Söhn' aus weiter Ferne;
ihr Gold und Silber kommt mit ihnen her,
geweiht dem Ruhm Jehovah, deines Gottes,
dem Prachtgott Israels, der dich verherrlichet.

Der Fremden Söhne bauen deine Mauern,
und ihre Kön'ge dienen dir.
In meinem Zorne schlug ich dich,
in meiner Huld erbarm' ich dein mich wieder.

* עלבצך, zur Seite, d. i. dir fern, wie der Parallelismus zeigt.

Und immer werden deine Thore offenstehn
und nachts und tages nicht verschlossen werden,
zu dir zu führen aller Völker Reichtum,
zu dir zu führen ihre Könige, u. s.

Man lese den 22., 72., 87., 102. und andere Psalmen — konnten ihre Aussprüche, daß fremde Völker nach Jerusalem kommen, daselbst anbeten und für Eingeborne geachtet werden sollen, reicher entwickelt werden? Gerade sind auch die Nationen und Gegenden, die der Prophet nennet, dieselben im Salomonischen Psalm.*

So ist's mit Zion, der Wohnung Gottes und des Landes Krone. Was die Fest- und Nationalpsalmen vom gegenwärtigen Zustande sangen, damit schmückten die Propheten ihre Aussichten in die künftige Zeit der Regierung Jehovahs. Da wird der kleine Berg sich heben, sein kleiner Brunn ein Strom lebendiger Wasser werden, der die dürre Wüste tränket — es ist Thorheit, zu denken, daß die Propheten alles dies sinnlich gemeint haben, als ob der Berg Zion plötzlich ein Riesengebürge und alles Erz und Eisen des Tempels Silber und Gold werden sollte. — Sobald wir wissen, woher diese Farben sind, daß sie sie nicht selbst erfanden und zur Lust dichteten, sondern in einer alten bekannten Sprache der Nationalwünsche und -lieder ihre Gedanken schilderten und ihre Hoffnungen entwarfen, so werden uns dergleichen, zum Teil sich selbst widersprechende fleischliche Auslegungen nicht in den Sinn kommen; und ihr Gegensatz, die grübelnde Mystik, wird uns noch entfernter bleiben. Wir werden sehen, wie sie als Männer von gesundem Verstande und als die Gottesweisen ihrer Nation das thaten, was alle echten Weltweisen mit den Werken Gottes in der Natur thaten. Sie bemerken sie, zergliedern sie, suchen ihre Gesetze, den Gang und Zweck ihrer Einrichtung; so hielten jene am Bunde ihres ewig treuen Gottes Jehovah, bemerkten seine Sprüche, entwickelten seine Worte, studierten alte Sitten und Personen, wandten

* Vergl. Jes. 60, 6. 7. 13. mit Ps. 72, 10. 15. 16.

die Begebenheiten der Vorwelt auf ihre Zeit an und sahen in jener und dieser den Keim der entsprießenden Nachwelt. Der Geist Jehovahs leitete sie; denn ihre Gesichte waren nicht Taumel, sondern ruhige Weissagungen, Gesetze und Aussichten nach einer gegebnen höhern Ordnung.

Dies ist, dünkt mich, die wahre Kette der Propheten und zugleich ihr leichtester Aufschluß. Indem wir betrachten: woher sie ihre Bilder nahmen? wozu sie sie brauchten? auf welche Zeit und in welcher neuen Gestalt jeder die seinigen anwandte? so werden wir gleichsam mitschöpfen aus den geweihten Quellen, aus denen sie schöpften; wir werden, wie sie flogen, als Bienen umherfliegen und saugen aus jeder Blume der Vorwelt. Die reichen Gärten der alten Gottesorakel in Geschichte, Segenssprüchen und Psalmen liegen jetzt hinter uns, die gesammlete und verarbeitete Blüte der Propheten vor uns — schöne, belehrende Aussicht!

Und wenn wir denn Schritt für Schritt bemerken werden, wie höher jederzeit die Gedanken Gottes waren als aller, auch seiner weisesten Lieblinge Menschengedanken; wie diese alle nur in ihrem Kreise sahen und auch im Licht der Gottbegeisterung von der Zukunft nur nach diesem Gesichtskreise Begriff haben konnten; wie er aber seinen großen Weg ging und aus ihren Worten und Gesichten oft Dinge entwickelte, an die sie wahrscheinlich selbst nicht dachten: in welch hellem Licht wird uns der Unterschied zwischen dem, was obere und untere Haushaltung Gottes[1] ist, erscheinen!

* * *

Überhaupt ist's wahr, was jener Lobspruch auf Mosen hinter seiner Geschichte sagt: „Es stund hinfort kein Prophet in Israel auf wie Moses, den der Herr erkennet hätte von Angesicht zu Angesicht"[2]; denn in dem ganzen Zeitraum, den wir

[1] Vgl. S. 171 und S. 211, Z. 3 ff. — [2] 5. Mosis, Kap. 34, V. 10.

durchgangen sind, reicht nichts an seine Größe. Samuel hatte einen Strahl von seinem Licht, aber nicht seine Kraft; er konnte den verfallenen Staat nicht emporheben, noch weniger ihn zu den ungenützten Ideen Moses' zurückführen. David war weich und zart, gerecht und tapfer, aber ein König. In die Stelle des Wohls vom Ganzen trat schon das umschränktere Wohl seiner Familie. Er umwand das mosaische Gesetz mit lyrischen Kränzen, konnte es aber nicht dauerhaft stützen, noch weniger tiefer gründen. Salomos Weisheit ging in wollüstige Feinheit, in Glanz und Pracht des Hofes über; die Verfassung des Staats schwamm damit auseinander. In der Folge der Zeit hatte Elias einen Arm von Moses' Kraft, sein Zeitalter aber war zu tief gesunken: er reinigte wie Feuer und Wind, er konnte aber nicht stiften, nicht beleben. Jesaias und andre Propheten waren der Mund Moses', sein Geist und reiner Blick erfüllte sie; wo ist aber die That, die sie schufen? das Gebäude, das sie dahinstellten? Er stellte es dahin, ganz durchdacht und mit unermüdetem Arm vollendet. Sein erster Entwurf, dem Ewigen einen Altar von Feldsteinen aufzurichten und ihm von der Erstgeburt des Landes als dem Familiengott dienen zu lassen, war das Reinste und Erhabenste, das bei einem Nationalgottesdienst stattfand, und das die Propheten mit geistigerm Glanz für die künftige Zeit nur ausmalen. Als er dem sinnlichen, rebellischen Volk, das durchaus ein Kalb wollte, nachgeben mußte: wie rein durchdacht war seine Stiftshütte, das Zelt des Gesetzgebers unter ziehenden Zelten! — Die Idee des Allerheiligsten, mit seinem unzugangbaren Dunkel, mit der bloßen Gesetztafel, die es unter den Flügeln des Symbols der Geheimnisse[1] verwahrte, ist so simpel erhaben, daß nichts geändert, nichts hinzugethan werden kann, ohne daß sie entweihet und erniedrigt würde. Sein Heiliges hatte nichts als die Schaubrote, das Symbol der ältesten Familienopfer, die nur Gastmahle waren; hier stand das

[1] Vgl. S. 172 und S. 269 Anmerkung.

einfachste Gastmahl vor den Augen des Jehovah. Und vor ihm brannte der siebenarmige Leuchter, sein Blick in alle Welt; und vor ihm duftete der goldne Rauchaltar die süßen Opfer der Spezereien, Symbol der Gebete aus den frühesten Zeiten — weiter enthielt sein eigentlicher Tempel nichts. Nur im Vorhofe floß das Blut der Entsündigung und der Lehnspflichten; und wie weise waren auch alle diese notdürftige Gebräuche zum Wohl des Staats eingeleitet! Wie genau bestimmt waren seine Gesetze! und wie unermüdet besserte er daran! hielt über sie und verließ, ohngeachtet aller Hindernisse, die auch den stärksten Mann ermüden könnten, nie den Plan seines Lebens! Er faßte noch zuletzt seinen Geist zusammen, wiederholte seine Anordnung[1] und starb als Nomokrator[2], der sein Land kannte und seine Einrichtungen genau auf dasselbe bezogen. — Wie weise war sein Zug! selbst das Meer machte ihm Bahn, damit er an ihm sogleich eine Mauer hätte und das Volk nicht zurückkönnte. Endlich welch ein Mut, welch ein Geist gehört dazu, eine rebellische Menge von 600,000 in einer dürren Wüste zu regieren, zu bilden, zu zähmen! — Es stund hinfort kein Prophet auf in Israel wie Moses; die stärksten derselben wirkten nur durch den Finger seines Arms; die aufgeklärtesten glänzten nur im Wiederschein seines Antlitzes mit desselben zurückgeworfenen Strahlen.

Nur vor dir beuge ich mich, du himmlische Gestalt, erhabner als Moses, um so schöner, je holder du warst, um so kräftiger, je mehr du deine Kraft verbargest. Mit zwölf armen, rohen und unwissenden Schülern richtetest du mehr aus als jener mit seinen 600,000 Israeliten und gründetest ein Reich der Himmel, das einzige, das seiner Natur nach ewig sein kann. Du gründetest es über die Welt; aber nur vom kleinsten Anfange an — du begnügtest dich, das Samenkorn in die Erde zu pflanzen, was noch immer wächst und am Ende der Tage gewiß der erquickende Schatte sein wird, auf den alle Seher der Zukunft wiesen. Mit

[1] 5. Mosis, Kap. 5—34. — [2] „Herrscher nach dem Gesetz."

himmlischer Kraft kamst du hernieder und fandst alle Aussprüche der Propheten in dir; fandst Mut gnug in dir, auch die entgegengesetztesten derselben durch Armut, Not und den schmählichsten Tod zu erfüllen, weil sie nur auf diesem Wege erfüllt und vereint werden konnten. Moses und Elias, die stärksten Gotteshelden der Vorwelt, besprachen sich mit dir auf dem heiligen Berge; mit dir, dem dritten, größesten und sanftesten unter ihnen. Du hast deinen Ausgang erfüllt, hast und wirst alle Propheten erfüllen in deinem unsichtbar fortgehenden Werke. Es ist das einzige seiner Art, was je in der Welt geschah, was kein Weiser, kein Mächtiger hatte bewirken können, und dessen Folgen sich bis in die Ewigkeit breiten. — Wir gehen jetzt dem Könige dieses Reichs[1] entgegen; und die schöne Aue der Propheten führet uns zu ihm.

[1] Christus. Vgl. S. 179 f.

Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen.

Einleitung des Herausgebers.

Das rechte Gegenstück zu Herders Buch „Vom Geiste der ebräischen Poesie", das den Bibelerklärer auf der Höhe seines Könnens zeigt, bildet die anderthalb Jahrzehnte jüngere Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" (Leipzig 1798), worin wir den Diener am Wort, den Prediger und Seelsorger falten- und rückhaltlos seine weiten, freien Gedanken aussprechen hören über das, was ewig bleibt an Religion und Christentum, und das, was daran zeitliche Hülle und Zuthat ist.

In Ansätzen unterschied ebenso schon der junge Rigaer Prediger, als er das Wort Gottes, in seiner Pflichten- und Heilslehre reichlich an Fällen der Erfahrung erläutert und den verknöcherten Formen der Kirchensprache entkleidet, in zeitgemäßem Gewande zu verkünden trachtete[1]. Neben der anfänglichen Teilnahmlosigkeit der Bückeburger Gemeinde die Seelenfreundschaft mit der schon halb dem Jenseits angehörenden Gräfin und das Zufliegen der Jugendherzen seit der ersten Kinderlehre[2] zeigen ferner die ungewöhnliche Innerlichkeit und wahrhaftige Schlichtheit des Seelsorgers, der zugleich ein unermüdlicher Forscher war. Denn während er damals schwärmerisch von einem Jesureiche schrieb und predigte, einem Reiche der Heiligkeit, Sittlichkeit und Liebe, das mit und nach den Ereignissen der Zeitlichkeit nur erst in großen Stufen näherrücke, vertiefte er sich in die meisten die Geschichte dieses Neuen Reiches begründenden und kündenden Schriften. In den „Erläuterungen zum Neuen Testament" (1775) behandelte er das Johannesevangelium, dessen Lehre vom Fleisch gewordenen Wort Gottes, wörtlich genommen, ihm damals der treffendste Ausdruck für das Einssein Christi und des Vaters war. In den „Briefen zweener Brüder Jesu" (1775) gewann er den Briefen des Jakobus und des Judas Aufschlüsse über das Urchristentum ab, und 1779 widmete er die Schrift „Maran Atha" der Offenbarung Johannis. Die Grund-

[1] Vgl. Bd. 1, S. 14*. — [2] Vgl. ebenda, S. 27*.

lage seines endgültigen Standpunktes, die pelagianische, subjektiv sittliche Auffassung der Heiligung, verrät sich aber selbst in den ersten, orthodoxesten dieser Schriften, in denen er sich mystisch zwar sogar mit manchen später von ihm aufgegebenen Bestandteilen des Symbolismus, wie Teufel- und Höllenfahrt, abfand, aber doch in einer Anmerkung andeutete, daß er „Spinozas Ethik, die höchste Moral der Vernunft, selbst mit dem Christentum *eins fand*“[1]. An den anderen Schriften des Neuen Testamentes wies er schon damals vor allem die besonderen jüdischen Hüllen und Beziehungen nach und betonte ihnen gegenüber das Recht, den *einen* Christusgedanken der sittlichen Neugeburt in die Sprache und Anschauung auch der neueren Zeit, *seiner* Zeit zu übertragen. Und wie änderte und weitete sich allmählich diese Anschauung seit der Versetzung in den so viel sonnenhelleren weimarischen Wirkungskreis, namentlich seit 1783, als Herder die alte innige Fühlung mit Goethe wiedergefunden und in diesem einen Ermunterer und Berater bei seinem hervorragendsten Werke, den „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“, gewonnen hatte!

Nicht mehr nach und hinter dieser Welt suchte er jetzt schwärmend das Reich Jesu, sondern jetzt wollte er zeigen, wie auch schon die bisherige Geschichte, „die Bestimmung und Einrichtung unsers Geschlechts im ganzen der Welt göttliche Weisheit, Güte und Ordnung“ aufweise, und so darthun, wie „Gott alles ist *in* seinen Werken“[2]. An der Stätte, wo der geniale Jugendfreund der dichterische Verkünder des Humanitätsgedankens geworden war, schrieb Herder in den „Ideen“ das Werk, nach dessen Ausführungen die Entwickelung der Menschheit bis zur Höhe des Römerreiches eine vorbereitende Schule zur Humanität, das Auftreten Christi, dessen „wenige uns gebliebene Reden die echteste Humanität enthalten, der Humanität im Leben bewies und durch seinen Tod bekräftigte, die Vollendung dieser Humanität mit seinem Wirklichkeit gewordenen Ideale“ und die Geschichte seitdem ein trotz zahlreicher Irrtümer stetig förderndes Ringen nach immer weiterer Ausbreitung dieses Reiches „der allgemein wirkenden reinen Humanität“ ist.[3] Was von dieser „Menschenreligion“, dieser „Religion reiner Menschengüte“, die „wie Vernunft, Billigkeit, Wahrheit, Güte, Liebe bei allen Nationen nur *eine* ist“, nach dem *Philosophen der Menschheit* in den 90er Jahren der *Theolog* zu sagen hatte, ent-

[1] SWS, Bd. 7, S. 374 f. — [2] Vorwort des 1. Teiles der „Ideen“, 1784. — [3] Buch 17 aus den Jahren 1788—91.

halten die fünf Sammlungen „Christlicher Schriften" (1794—1798, SWS, Bd. 19 und 20), von denen unsere Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" die letzte ist.

Schon die beiden Abhandlungen der ersten Sammlung, „Die Gabe der Sprachen" und „Von der Auferstehung als Glaube, Geschichte und Lehre", kennzeichnen Herders hervorragende Fähigkeit, eine Überlieferung als eine nach Sprach-, Zeit- und Landescharakter buchstäblich richtige Urkunde zu erläutern und sie dann doch bis auf ihren Kern in geistreicher Symbolisierung als naiv-sinnliche Fassung rein geistiger Vorgänge zu deuten. So wird das Pfingstwunder mit ungewöhnlicher philologischer Sorgfalt dahin erklärt, daß die am Pfingstfest Versammelten „die alten Weissagungen und Lobgesänge" begeistert und begeisternd in „so" neuer Weise „vorbrachten, daß die Hörenden sich hingerissen fühlten und die eigenen Auflösungen, die eigenen Hoffnungen in ihnen geistig wahrnahmen". Vor allem um dieser Gabe willen ist für Herder Pfingsten das Fest der Erinnerung an den letzten großen Zweck aller menschlichen Gesellschaft: im Geiste, d. h. in Liebe und Wahrheit, eins zu sein und eins zu werden. Nur solch begeistertes Zungenreden, solche Auslegung, brüderliche Anrede und Verständigung ist es nach seiner Überzeugung, die den Geist zu einer solchen Gemeinschaft der Gläubigen über alle Länder geweckt hat und innerhalb des Protestantismus in immer befreienderer Vergeistigung stetig weiterbildet.

Auch die Schrift „Von der Auferstehung" beginnt mit sprachlich-textlichen Nachweisen, wie bei den Juden sich die Vorstellung des alle Völker richtenden und Tote erweckenden Messias gebildet habe, und wie neben der Übereinstimmung aller Berichte über Christi Begräbnis und Auferstehung, sein Wandeln mit den Jüngern und deren Aussendung und Ausrüstung durch den Auferstandenen gerade die Abweichungen der Berichte in Nebenumständen die Beweiskraft der freien, nicht zurechtgemachten Wahrhaftigkeit dieser Nachrichten erhöhen. Dagegen werden in der Erörterung der an die Auferstehung geknüpften Fragen der Himmelfahrt, des Sitzens zur Rechten Gottes, der Wiederkunft zum Gericht und der Auferstehung des Fleisches kühn alle „jüdischen Bilder" abgestreift und so z. B. das Wiederkommen zum Gericht im Geiste der „Ideen" als die Erfüllung der göttlichen Ratschläge in der fortwährenden Entwickelung des zeitlichen Geschichtsverlaufes gedeutet, die „immer scheidend, immer läuternd" endlich zu

einer „Darstellung des reinen Guten als eines göttlichen Zweckes mit unserm Geschlechte" führe. Die als Wunder unerklärliche und als solches von ihm nicht erörterte, als Geschichte unerschütterlich geglaubte Auferstehung ist Herder eben für die Richtigkeit dieser Überzeugung von einer endlichen idealen Verklärung des Menschenwesens die alleinige Gewähr, und entsprechend dieser Fassung des Kernes der Geschichte handelt er am ausführlichsten von dem idealen Gehalte, der sich aus dem Glauben daran entwickelt hat.

Eine kritische Geschichte der Evangelienerzählungen vom Leben Christi wollen die zweite und dritte Sammlung der „Christlichen Schriften" geben, die zweite „nach unsern drei ersten Evangelien", die dritte „nach Johannes' Evangelium". Zunächst und in der Hauptsache sind sie freilich etwas anderes. Die erstere, „Vom Erlöser der Menschen" überschrieben, ist eine geschickte Wiedererzählung der Berichte der drei Evangelisten, die in allen Hauptsachen, vor allem in den drei Erweisungen der Göttlichkeit des Messias, der Taufe, der Auferstehung und der Verklärung Christi, apologetisch die Wahrheit der Berichte betont, dabei freilich in steigendem Maße die Lokalfarben abstreift und Christus immer mehr als den Lehrer der edelsten Sittlichkeit, den Stifter „eines moralischen Reiches Gottes", d. i. der Liebe und Eintracht, zeichnet. Auch wo Herder dann versucht, die Übereinstimmungen und Abweichungen aus den verschiedenen Stufen der Abhängigkeit von einer gemeinsamen Grundlage, der „ältesten christlichen Gemein-, der apostolischen Ursage" zu erklären, sind diese Ansätze so unsicher und subjektiv, daß der in dieser Sammlung als der älteste und ursprünglichste angesetzte Matthäus gleich in der nächsten dem Markus das Feld räumen muß. Wies Herder schon dabei Merkwürdiges, Widerspruchsvolles und ihm auf seinem Standpunkte Anstößiges — negativ — als durch die persönlich und national beschränkte Auffassungs- und Ausdrucksweise der Berichterstatter bedingt, einfach zurück, so nahm er sich aus dem Johannesevangelium vollends — positiv — das Recht zu einer ähnlichen Erhebung der ganzen Evangeliendarstellung auf eine idealere Höhe nach seinem Sinn. Denn nicht einfach auch ein Bericht vom Wirken Christi ist ihm diese alles einseitig Jüdischen entkleidete Darstellung „von Gottes Sohn, der Welt Heiland", sondern ein auf der metaphysischen Grundlage der Gnosis gemachter Versuch, diese läuternd zu widerlegen und unter Abstreifung alles Nichtchristlichen mit dem echten Kerne des Christentums zu vereinigen.

Das Wesentliche in diesem Versuche sieht er in dem Nachweise des einen Gedankens, wie Jesus der Heiland der Welt geworden sei, an einer Würdigung von Christi Lehre, Charakter und Werk. Jesu Lehre ist danach sein alle Menschen zu Brüdern verknüpfender Begriff Gottes als des Vaters aller Menschen; sein Charakter liegt darin, daß er als Sohn Gottes, d. i. als der Gottgeliebte den Willen des Vaters als höchste Pflicht befolgte und das Werk Gottes als Menschensohn, d. h. aus reiner Pflicht und zum höchsten Zweck der Menschheit trieb; sein Werk besteht in der Begründung eines Reiches Gottes, „einer in Wahrheit, Glauben und Liebe thätigen Gemeinschaft", mit deren allmählicher siegreicher Ausbreitung erst „die gesamte Bestimmung unsers Geschlechts zur Anerkennung seines Zweckes, seiner ins Ewige fortgehenden Glückseligkeit" erreicht wird. Indem Herder so das „Evangelium des Geistes und des Friedens" von dem Menschensohn, „dem das Göttliche im Menschen immer die reinste, umfassendste Menschlichkeit war", umschrieb und erläuterte, war er überzeugt, in dem zeitlichen ein ewiges Evangelium aufzuweisen, hinter den Worten und den berichteten Begebenheiten der Heilsgeschichte auf das ewige Weben des göttlichen Geistes gedeutet und den Weg aus dem Reiche bloß des Glaubens in das edelster Güte, helfender, sittlicher That gezeigt zu haben.

Wer könnte verkennen, daß Herder auf diese Weise mit der Wegräumung aller zeitlichen Hüllen in gläubiger und doch freiester Auslegung hier den biblischen Schriften selbst den Standpunkt abzugewinnen sucht, auf dem seine „Ideen" stehen? Ihn auch gegenüber der kirchlichen Lehre zu rechtfertigen, dazu dienen die beiden letzten Sammlungen „Christlicher Schriften", zunächst die „Vom Geiste des Christentums" (1797). Dessen Anklägern und Verächtern gegenüber erklärt Herder die allmähliche Ausbildung der Lehre vom Heiligen Geiste und bestimmt diesen für das Christentum als den die christliche Gemeinschaft führenden und tragenden, alle Völker zu einem Reiche Gottes vereinigenden Christusgeist und den Inhalt des Christentums selbst nicht als Schwärmerei, sondern als Begeisterung, deren edelste Art, Begeisterung für Aufklärung und geistige Freiheit, als erster Mensch — Paulus würdig vertrat. Unter den Mißbräuchen und Mißdeutungen bekämpft er namentlich die äußerlichen Auffassungen des Inspirations- und des Offenbarungsbegriffes, das Verlangen nach Fortdauer der Wundergaben und die spitzfindige Ausbildung der Lehre von den Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes. Der bedeutsamste, der Schlußab-

schnitt, kennzeichnet mit einer von starkem Freimut und frischer Kampflust geführten Feder einmal, was das wahre Christentum *nicht* ist, und dann, *was* es ist. Nicht ist es die erste, die apostolische, die Juden- und Römerkirche; den alten Judaismus gilt es vielmehr, da wir weder Juden noch Griechen sind, und da das Christentum, wenn es in unseren Gesinnungen leben soll, sich unsrer Sprache fügen muß, zu germanisieren; nicht auch ist es Buchstabenverehrung, nicht magisches Priester- oder antichristliches Papsttum, aber ebensowenig Sklavensinn und nationale Verfeindung förderndes Staatschristentum. Sondern gegenüber allen diesen Geistlosigkeiten ist es *Geist*, der „innerlich verborgen, zwanglos, durch Macht der Überzeugung und einer unermüdlichen Thätigkeit, aus Liebe und doch nicht um Liebe und so weit herrscht, als das Reich menschlicher Herzen und Seelen geht, und so frei als der Umfang und die Zusammenwirkung menschlicher Gedanken"; *der* Geist, in dem es keine Knechte und Herren, sondern nur lauter Menschen, „eine in Liebe und Wahrheit alle Menschen umfassende neue Zeit gibt".

Die letzte dieser Schriften, „*Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen*" aus demselben Jahre (1798) krönt das ganze Gebäude, indem sie durch freieste Würdigung auch der christlichen Dogmen und Symbole, besonders des Abendmahles, das Wesen der Religion überhaupt zu bestimmen sucht: danach ist sie ein nicht auf Beweise und Dogmen aufgebautes, sondern mit Naturgewalt unser innigstes Gemüt erfüllendes Bewußtsein von dem, was wir als Teile der Welt, als Kinder *eines* Vaters in einem wohlgeordneten Ganzen sind; sie ist unbedingte Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung alles dessen, was wir als Menschen sein sollen und zu thun haben; sie ist endlich die dem Christen durch Christi Leiden und Überwinden unerschütterlich gegründete Gemüts- und Herzenszuversicht, im Geiste Christi auch rein und sittlich werden, innerhalb einer thätigen Geistesgemeinschaft an der endlichen Verklärung des ganzen Menschentums mit Teil gewinnen zu können.

Herder verlegt also das Wesen der Religion nicht in äußere, das Wissen bindende Lehrformen, sondern in eine Herzens- und Gemütsüberzeugung von der Güte des alle tragenden Gottes und von der durch Selbstveredelung erreichbaren Glückseligkeit der Menschennatur. Unverkennbar ist er also nicht mehr weit entfernt von der Begründung der Religion im *Gefühl*, wie sie in den „Reden über die Religion" zwei Jahre später *Schleiermacher* gegeben hat; nur schied dieser

aus den Grundlagen des religiösen Gefühls das Sittliche gänzlich aus und bestimmte das fromme Gefühl lediglich als das Gefühl der absoluten Abhängigkeit von Gott, die Richtung des Gemütes auf das Unendliche und Ewige, während die Religion bei Herder gerade auf dem natürlichen Gefühle für die Güte Gottes und für die auf ähnliche Bethätigung der Liebe und Güte gerichtete natürliche Bestimmung der Menschennatur beruht.

Gewiß ist das die naturgemäße Auffassung für den späteren Kämpfer gegen die Lehre vom radikalen Bösen[1], für den unerschütterlichen Optimisten, der in aller Entwickelung nur ein Fortschreiten zur Verwirklichung des Guten sah. Trotzdem hat diese Richtung der „Christlichen Schriften" ihren Grund nicht nur im inneren Wesen des Mannes, sondern kaum minder in einem äußeren Anstoße, dem innigen persönlichen Verhältnisse zu Lessing seit Weihnachten 1778. Diesem verdankt Herder zum guten Teile die Erhebung über seinen einseitigen theologischen Standpunkt der Bückeburger Zeit; ihm hatte er vor allem als Theologen 1781 jenes „Denkmal"[2] gesetzt, durch das er den Entschluß zu verraten schien, der Erbe des Dahingeschiedenen zu werden. Keinem Kenner Lessings wird es entgehen, in welch wachsendem Umfange Herder anderthalb Jahrzehnte später in den „Christlichen Schriften" diesen Entschluß zur That gemacht hat, auch in der Form; denn nach Lessings Muster hat Herder alle fünf Sammlungen in einzelne kleine Paragraphen zerlegt, ohne freilich die Bestimmtheit und Knappheit des Vorbildes zu erreichen. In der Sache lehrt er unter eingehenderer Berücksichtigung und weitherzigerer Schonung der biblischen Überlieferung, mit Rudolf Haym[3] zu reden, „dasselbe Christentum wie Lessing, ein Christentum des Herzens und der Gesinnung, ein undogmatisches, praktisches, dem einfachsten Laienverstande zugängliches, nicht in theoretischer, wohl aber in sittlicher Fortentwickelung des Menschengeschlechts sich immer reiner und voller realisierendes Christentum".

Gleichwohl sind diese „Christlichen Schriften" weit davon entfernt, nur die Wiederholung schon geleisteter Arbeit gewesen zu sein. Erst indem mit ihnen neben die Dichter Goethe und Schiller und den Kritiker Lessing der Theolog Herder trat, schloß sich vielmehr jener Kreis erhabener Geister, dessen Evangelium der Humanität innerhalb der

[1] Vgl. Bd. 1, S. 62*f. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 42*. — [3] „Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt", Bd. 2, S. 548.

christlichen Welt noch heute ungezählte Tausende zu der stillen geistgläubigen und werkthätigen Gemeinde vereint, die den Frieden zwischen Glauben und Forschen so redlich und vorurteilsfrei gesucht, sich um die Erfassung des Unsichtbaren, des Geistigen hinter dem zeitlichen Gleichnis so eifrig und ehrlich gemüht hat wie einer ihrer besten Meister, Herder. Denn nur dies sei namentlich gegen Hettner[1] und gegen selbstgerechte Buchstabentheologen noch hervorgehoben, daß nichts falscher ist als deren Behauptung von einem bewußten Zwiespalt, der zwischen dem freisinnig denkenden Verfasser dieser Schriften und dem anders redenden Hofprediger und Konsistorialrat geklafft habe und schließlich zur Unseligkeit seines Lebens geworden sei. Für einen Diener Gottes im Worte wie für einen nüchterner schließenden Kritiker mag die skrupellose Vereinigung gläubigen Wirkens in den Formen der Kirche mit deren so freisinniger Deutung unbegreiflich sein: sie war es nicht für den Mann, den sein ahnendes Sehnen und Fühlen oft das Ergebnis mühsamer Forschung vorwegnehmen ließ, der hinter den mannigfachsten Dichtungs- und Darstellungsarten aller Zeiten und Völker den einen gleichen Menschengeist zu fassen und doch eben jene Formen in ihrer Eigenart als das allein Echte zu würdigen lehrte, der Kants unbefriedigendem Dualismus von Stoff und Form, freilich mehr in ahnungsvollem Fühlen als mit wissenschaftlicher Schärfe, den tieferen Gedanken der wesentlichen Einheit und stufenmäßigen Entwickelung in Natur und Geist entgegenstellte. „Nur eine Wahrheit" kannte er „von allen Zungen in allen Seelen!"

[1] „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts", Teil 3, Buch 3, Abt. 1, S. 95 ff.

Eine Schrift, die von Religion handelt, soll mit Religion, d. i. gewissenhaft, geschrieben sein und wünscht auch also gelesen zu werden. Warum sollte sie dies nicht hoffen dörfen?

Religion spricht das menschliche Gemüt an; sie redet zur parteilosen Überzeugung. In allen Ständen und Klassen der Gesellschaft darf[1] der Mensch nur Mensch sein, um Religion zu erkennen und zu üben. In alle Neigungen und Triebe des Menschen greift sie, um solche mit sich zu harmonisieren und sie auf die rechte Bahn zu führen.

Wenn Religion sich von Lehrmeinungen scheidet, so läßt sie jeder ihren Platz; nur sie will nicht Lehrmeinung sein. Lehrmeinungen trennen und erbittern, Religion vereinet; denn in aller Menschen Herzen ist sie nur eine.

Sollte also in dieser Schrift gegen manche Lehrmeinungen zu scharf geredet sein, so geschah dies nur sofern, als diese Lehrmeinungen selbst Religion werden oder Religion verdrängen wollten, indem insonderheit junge Lehrer der Religion, die nicht wissen, was rechts und links ist, sie für Religion ansehen und dem Volk aufdringen zu müssen glauben. Solange Freiheit und Gewissen unter den Menschen stattfinden, wird man zwischen Meinung und Religion schlicht und frei die Grenze ziehen dörfen; diese gehöret fürs Volk, jene disputiere auf dem Katheder.

Daß ich mich einer nicht anders als sprachkundigen Auslegung der Bibel annehme, wird niemand befremden. Von einer unrichtigen Deutung hangen viele falsche Lehrmeinungen ab; des Wähnens ist kein Ende, sobald man einmal wähnen darf. Hätten unsre Vorfahren z. B. die reine, volle Idee einer symbolischen Handlung gehabt, so wären die protestantischen Kirchen

[1] Braucht (zu sein).

ungetrennt geblieben[1] und über mißverstandene Worte der Schrift keine Religionskriege erwachsen.

Wenn ich dabei in Beziehung auf Religion einem toten Wortgesetz entgegenrede, so hielt ich dies für Pflicht der Menschheit. Die Menschheit ist ein lebendiges Organ, voll Sinne, Kräfte, Triebe; sie will bewegt und gelenkt, nicht bloß befehligt sein. Lust und Freude, zu wirken, ist ihr Element; dies ersetzt keine stolze Gesetzgebung. Da man nun diese nicht nur zur Religion gemacht, sondern kühn vorgegeben hat, die Religion Christi sei nichts anders; was dieser weich und popular, d. i. äußerst unvollkommen gesagt habe, das sei jetzt vollkommen worden: so mußte ich den Unterschied beider Prinzipien bemerken. Wie Christus und Moses stehen sie auseinander.

Sonderbar, daß hinter dem Christentum keine Idololatrie[2] mehr Stich hält. Man vergöttere Worte und Silben: eine Zeit dauret der Taumel; er fällt, und das spitze Gerüst steht da. Religion dagegen ist ein lebendiger Quell; auch verdämmt und verschüttet bricht sie hervor aus ihrer Tiefe, reinigt sich selbst und erquickt und belebet.

Übrigens lese Christ und Unchrist mein Buch; in allen menschlichen Seelen ist Wahrheit dieselbe.

Inhalt.

I. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen überhaupt. S. 369—381.

Was Lehrmeinungen sei'n, und was sie geleistet. § 1, 2. Was Religion sei, und was sie wolle. § 3—5. Ob Glauben Religion sei? § 6—8. Was die Schrift Glauben nenne. 9—11. Was Christus von Lehrmeinungen gehalten. 12—15. Glaube und Religion, die die Apostel foderten. 16—18. Wie Lehrmeinungen im Christentum entstanden. 19—22. Ihr Unterschied von Religion. 23—25. Lehrmeinungen im Protestantismus. 26—28. Übergang. § 29.

---

[1] Die Spaltung der Lutheraner und Reformierten geht auf den im Marburger Religionsgespräch 1529 zu Tage getretenen Zwiespalt zwischen Luther und Zwingli zurück, von denen jener das Wort ‚ἐστί' in der Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls (Matthäus, Kap. 26, V. 26 u. 28) mit ‚ist', dieser mit ‚bedeutet' übersetzte. — [2] Götzen-, Bilderanbetung.

II. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen nach dem christlichen Symbolum. S. 381—419.

I. Vom Glauben an Einen Gott, den Schöpfer und Allerhalter (παντοκράτωρ), der Menschen Vater. S. 381—393.

Was dieser Glaube wolle? § 1—3. Worauf er beruhe, und wie er sich bilde? 4—13. Daß er Religion sei. 14—18. Ob Lehrmeinungen etwas zu ihm thun können? 19—21. Ob diese Lehrmeinungen statt Religion gelten dörfen? 22—24.

II. Vom Glauben an einen Retter und Heilbringer der Menschen. S. 393—408.

Was dieser Glaube und wie er Religion sei? § 1—9. Ob Lehrmeinungen etwas zu ihm thun mögen? 10—16. Daß das Christentum nicht als Lehrmeinung in der Welt aufgetreten. 17—19. Was, seitdem es Lehrmeinung war, aus ihm geworden? 20. 21. Die neueste, ihm angedichtete Lehrmeinung. 22—25. Religion dieses Artikels, die Religion der Menschheit. 26—29. Wiefern der Christenglaube historisch sei? und was daraus folge? 30—40. Schluß. 41. 42.

III. Vom Glauben an den himmlischen Beistand in einer heiligen Gemeinschaft. S. 408—419.

Warum diese Überzeugung sich von Lehrmeinungen, am meisten des philosophischen Egoismus, ganz trenne? § 1—10. Wie Gottes Geist, Natur- und Gemeingeist spreche und wirke? 11—18. Wie es Religion sei, an diesen Geist zu glauben? 19—20. Geistesgemeinschaft. 21—24. Vergebung, Auferstehung, Leben. 25—29. Was hiezu Lehrmeinungen sollen? 30.

III. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen in Ansehung der symbolischen Gebräuche des Christentums. S. 419—438.

I. Von der Taufe. Was sie gewesen war? § 1. 2, durchs Christentum ward? 3. und seitdem worden? 4. S. 419—422.

II. Vom Abendmahl. Klare Exposition desselben nach der Erzählung. § 1—4. Eigentliche Veranlassung dieser Symbolisation als der lebende Punkt der ganzen Handlung. 5—10. Folgen. 11—13. Fernere Ansicht des Abendmahls unter Heiden, Abergläubigen und Protestanten. 14—17. Freie Ansicht desselben als einer symbolischen Handlung. 18—19. Kahlste Ansicht derselben. 20. Von der Privatkommunion. 21. S. 422—432.

Probe übelgefaßter Lehrmeinungen am Abendmahl. S. 432.

Grundsätze, Anwendung. S. 432.

Schluß. § 22.

IV. Von Lehrmeinungen, in ein System oder in eine Dichtung zusammengeordnet. S. 438—451.

Erste christliche Religionsphilosophen, die Gnostiker. § 1. Vorarbeiten zum scholastischen System. 2. 3. Meister des Baues. 4. Beschaffen-

heit desselben. 5. Protestantismus. 6—10. Was eine protestantische Dogmatik sei? 11. Methoden. 12—16. Bilderdogmatik. 17. Die neueste philosophische Satansdogmatik. 18—25. Derselben natürliche Folgen. 26. Ihre innere Unwürde. 27. Scherzhafte Religionsphilosophie. 28. Hermeneutische Religionsphilosophie. 29. 30. Ihre ältere Geschichte. 31—37.

V. Vom Unterschiede zwischen Glauben und Meinen. S. 451—466.

Glaube als Formel und Wortschall. § 1—5. Echter Menschenglaube, wie ernst und vielseitig uns die Natur dazu bilde. 6—9. Geschlechtsreligion. 10—13. Staatsreligion. 14. Nomokratie. 18—23. Christogonie. 24—27. Genesis des Christentums als einer Religion der Völker und Menschen. 28—32. Was also Christentum sei und nicht sei? 33—35. Dogmengeschichte. 36—38.

VI. Vom Unterschiede zwischen Religion und Wissenschaft, auch Mysterien und andern mißgebrauchten Worten. S. 466—477.

Wie Religion sich von Wissenschaft unterscheide; Proben in denen sie begrenzenden Wissenschaften. § 1—5. Religion will auch vom Gange der Wissenschaft ungestört sein. § 6. Natürlicher Vortrag und Ausdruck der Religion. 7—8. Ob Religion und Mysterium eins sei? 9. Von rein dogmatischen Predigten. 10. Von rein moralischen Predigten. 11. Von Gottverehrungen. 12. Gottesbewunderungen. 13. Erbauung, Andacht, Entzückung. 14. Devotion. 15. Religionsübungen. 16. Ob ein Rechtschaffener ohne Religion sein könne? 17. Wie thut man eine Handlung mit Religion? 18. Religionslehrer und Religionsphilosophen neuester Art. 19—22. Schluß. 23. 24.

VII. Vom Christentum und Antichristentum. S. 477—491.

Was Antichrist und Antichristentum sei? § 1—3.

Erstes Beispiel, S. 478.
Zweites Beispiel, S. 478.
Drittes Beispiel, S. 479.
Viertes Beispiel, S. 480.
Fünftes Beispiel, S. 481.
Sechstes Beispiel, S. 482.
Siebentes Beispiel, S. 483.
Achtes Beispiel, S. 485.
Erster Einwurf, S. 487.
Zweiter Einwurf, S. 488.
Schluß, S. 490.

I. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen überhaupt.

1.

Lehrmeinungen (dogmata) sind, was ihr Name sagt, Meinungen der Philosophen über das, was sie nicht wußten, aber für wahrscheinlich oder durch Disputieren für ausgemacht hielten. Sie trugen solche ihren Schülern vor; diese bildeten sie oft zu einer neuen Gestalt um und disputierten darüber mit andern Schulen; denn jede Schule hatte ihre eignen Dogmen. Eine Glaubensverbindlichkeit hatten sie nicht, da sie Gerüste zum Wissen, nicht aber durch sich selbst gegebene Wahrheiten, Axiomata, waren. Der Wert der Dogmen bestand darin, daß sie untereinander übereinstimmten, dem Lehrlinge eine bestimmte Vorstellungsart und Sprache gaben, mithin ihm den Weg zu weiterer Erforschung der Wahrheit zeigten.

2.

Die Lehrmeinungen aller philosophischen Schulen, keine ausgenommen, haben der menschlichen Vernunft und Untersuchungsgabe also wesentliche Dienste geleistet: sie waren die Handhaben, mittelst deren man das goldne Gefäß der zu erforschenden philosophischen Wahrheit aus der Tiefe emporhob oder emporzuheben strebte.[1]

3.

Was sollen aber Lehrmeinungen bei der Religion? Religion ist, wie der Name anzeigt, ein Sache des Gemüts, des innersten Bewußtseins. Seinem Ursprunge nach bezeichnete das Wort eine äußerste Genauigkeit, „nicht anzustoßen, nichts zu thun, das gegen die Regel wäre". Es ging mit dieser Bedeutung auf die Achtung, die man den Göttern und göttlichen Dingen erwieſe, auf die Angelobung, die man mit Nennung ihres Namens thäte, auf die genaue Beobachtung jeder Pflicht, die man dem

[1] In einer Anmerkung beweist Herder den subjektiven Charakter der Dogmatik durch Anführung von Definitionen des Begriffes in dem griechischen Wörterbuch des Hesychios (4. Jahrhundert n. Chr.).

von ihnen gestifteten und beschützten Vaterlande in seinen Gesetzen und Einrichtungen schuldig sei, mithin auf Treue und Glauben über. „Diese Pflicht, dies Werk, die Liebe zu dir mit allem, was sie fodert, soll mir Religion sein", bezeichnete die innigste Verbindlichkeit des Willens, solche Pflicht, solches Werk, solche Liebe mit treuestem Gemüt zu üben. Religion war also, wenn die Ausdrücke erlaubt sind, das Mark der Gesinnungen eines Menschen, eines Bürgers, eines Freundes, die sorgsamste Gewissenhaftigkeit seines innern Bewußtseins, der Altar seines Gemütes.*

4.

Was hat diese Gemütsfassung mit Lehrmeinungen zu thun? was kann sie mit ihnen zu thun haben? Da Lehrmeinungen Sätze sind, für und gegen welche disputiert werden kann und soll, so stehen sie sofern der Religion entgegen. Diese will kein Disputieren pro und contra, sondern pünktliche Befolgung einer unverletzbaren Pflicht, einer innigst erkannten Wahrheit. Sie will nicht nach einem zweifelhaften Dinge forschen, sondern ein unzweifelhaftes Ding thun. Denn selbst wenn das Forschen Religion wird, hört es auf, Zweifel zu sein: es wird Angelegenheit, Pflicht, Gesinnung. Gegenteils sobald durch hin und her geschobene Lehrmeinungen etwas, was mir Religion ist, wankend gemacht werden kann, höret es auf, Religion zu sein: es wird Problem, Hypothese und, von einer Schule gesetzt, Lehrsatz, Lehrmeinung.

* S. „Religio" bei Gesner, Js. Voß[1] u. a. Die verschieden angenommene Etymologie des Worts ändert hiebei nichts; in jeder Ableitung behält es seine strenge Bedeutung. Spalding[2] hat ein schönes Buch geschrieben: „Religion, eine Angelegenheit des Menschen" (Berlin 1798). Ein glücklicher Ausdruck; dem Namen und Begriff selbst nach heißt Religion: „was mir innigste Angelegenheit ist".

[1] Johann Matthias Gesner im „Novus linguae et eruditionis romanae thesaurus" (Göttingen 1747 f.) und Gerhard Johann (nicht Isaak) Voß im „Etymologicum linguae latinae" (Amsterd. 1662 und wieder 1762). Religio wurde danach im Altertum abgeleitet teils von religare = anbinden (Lactantius, Buch 4, Kap. 28), teils von relegere = immer wieder lesen (Cicero, „De natura deorum", Buch 2, Kap. 28, § 72). Der Begriff, der „die Anerkennung einer Verpflichtung, durch die man sich gebunden fühlt", bezeichnet, kommt wohl von einer älteren Form von religare, nämlich religēre. — [2] Vgl. S. 48, Anm. 3.

Man kann auch anders meinen, ja wo man nur meint, will man eben an Religion nicht denken. Willkürliche Lehrmeinungen sind das Grab aller Religion gewesen und werden es bleiben.

5.

Religion setzt innigstes Bewußtsein (conscientiam), Überzeugung voraus; sie fodert Glauben, sie bauet auf Glauben, sie wirkt Glauben. Ohne Überzeugung des Gemüts ist das Wort Religion ein Name, eine Verspottung der Dinge, die man zur Religion macht, ohne daß sie uns im Innern Religion sind, mithin ein Gaukelspiel, eine Maskerade. Soll Religion mit Lehrmeinung, Dogma, Behauptung, Problem eins und dasselbe und diese Religion sein, warum sollte nicht jeder gedanken- und gemütloser Kultus Religion heißen dörfen?

6.

Warum nicht? Denn bei einem an sich sinnlosen Kultus kann man doch nimmer wehren, daß der Mensch von Gemüt Sinn hineinlege, mithin den von andern sinnlos gefeierten Gebrauch mit dem Gemüt begehe; ihm wird er also Religion werden. Was soll er aber mit Lehrmeinungen thun, wenn diese ihm als Religion gegebene oder aufgezwungene Sätze gar nicht religiöser Art sind? Glauben kann er doch nicht, wo nichts zu glauben, wo zu erkennen, zu untersuchen, zu zweifeln, zu forschen ist. Und wenn er eben hier nicht untersuchen, nicht forschen soll, oder wenn in der ihm zur Erkenntnis vorgelegten Lehrmeinung gar nichts Erkennbares ist: was ist der ihm als Religionspflicht aufgelegte Glaube anders als ein Spott, den man mit ihm und mit dem Wort Glauben, Religion treibet?

7.

Ein niedriger Spott; denn der Glaubensaufleger muß wissen, daß man nicht glauben kann, wo nichts zu glauben ist; ja er ist davon meistens selbst überzeugt, weil er seine kahle Lehrmeinung selten selbst glaubet, sondern nur herbetet. Er nahm die Wortformel ohne innere Überzeugung an und pflanzt sie als einen

Wortschall weiter. „Neige deine Stirn", spricht er zum andern, „damit mein hohler Schädel an deinen hohlen Schädel stoße. Höreſt du den Schall? Das iſt ein Dogma, das ebenſo in mich überging, wie ich es dir gebe." — Niedriger Spott, der Wortſchälle als Religion gibt, ſtatt Religion ſetzt und damit, was Religion iſt, vernichtet! Ein Heide würde ſagen: „Sophiſt, du ſpotteſt nicht nur meiner, ſondern der Götter ſelbſt, deren Heiligſtes auf der Erde du zu vertilgen trachteſt. Deine Sophismen können doch nicht Religion, du kannſt doch nicht der Abgott ſein, deſſen Meinungen man Religion erweiſe?"

8.

Womit würde ſich der Sophiſt entſchuldigen können, wenn ein gewiſſenhafter Heide ſo zu ihm ſpräche? Etwa damit, daß ihm Gott ſeine Meinung eingegeben, geoffenbaret habe? „Habe er ſie dir eingegeben und geoffenbaret, ſo wird dein Sophisma dadurch nicht Religion für mich; denn es berührt nicht meine Geſinnung; der Gott in mir, meine Überzeugung, kann es ſich als Religion nicht zueignen." — Führe der andre fort und ſagte: „Der mir dieſe Meinung vortrug, that Wunder; darum muß ſie dir Religion ſein", ſo hätte er abermal nichts geſaget. Wunder ſind Wunder, und Meinung bleibt Meinung. Sobald ſie mir herzergreifende Wahrheit wird, höret ſie auf, Meinung eines andern zu ſein; ſie wird durch Überzeugung, mithin durch eigene Kraft mir Religion, Herz und Gewiſſen bindend.

9.

Auf ſolchem und keinem andern Wege gehen die heiligen Schriften, deren Wort Glauben man oft und viel gemißbraucht hat. Der Vater aller Gläubigen glaubte, d. i. trauete ſeinem Bundesfreunde, und dieſer trauete ihm: „Ich weiß, er wird befehlen ſeinen Kindern, daß ſie die Angelobung unſrer Bundesfreundſchaft heilig erfüllen und bewahren." — Was war (ohne Einkleidung zu reden) dieſer Glaube Abrahams anders als Überzeugung, daß der Gott, um deswillen er aus dem Lande der

Abgötter gewandert war, ihn auch in der Fremde nicht verlassen, sondern dafür, daß er bei einer ihn überzeugenden Wahrheit fest geblieben, beglücken und segnen würde? Hierin ward er der Vater aller Gläubigen, d. i. ihrer Überzeugung treuen Menschen; denn jeder Mensch soll der von ihm innig erkannten Wahrheit treu sein; sie wird ihn lohnen.*

10.

Wenn Moses sein Volk sogar theokratisch mit einer Gottesgewalt einrichtete, schrieb er ihm zwar Gesetze, Pflichten, aber durchaus keine Lehrmeinungen vor. Der Gott seiner Väter sollte sein Gott sein, den er mit dem heiligen Namen des Seienden, des Unveränderlichen, „Jehovah“[1], nannte. Ihn lieben sollte jeder von ganzem Herzen, d. i. mit ganzer Seele sollte jeder der Konstitution seines Landes hold und treu sein — der stärkste Ausdruck der Religiosität in einem Staat, der ganz auf Religion gebauet war. Selbst der wunderthätige Prophet sollte ausgerottet werden, wenn er etwas dieser religiösen Landeskonstitution Widriges vorbrächte, geschweige der neue Religionsmeiner, der philosophische Ventilator (5. Mos. 18, 20—22).

11.

So frei also manche und alle Propheten gegen Mißbräuche und verderbte Sitten ihres Volks sprachen: auf Lehrmeinungen ging ihr Vortrag nie hinaus. „Gottes Gebot halten, Liebe üben, treu sein dem Gott seines Landes, seiner Väter“, bürgerlich-moralische Religiosität im eigentlichsten Sinn war ihre Weisung. Wer in ihr nicht fest blieb, der sollte, der konnte nicht bestehen; der gute Bürger aber, der Gerechte, kraft seines Glaubens, d. i.

* Das ebräische Wort Glauben[2] hat von Festigkeit, von einem sichern Gang und Schritt seine Bedeutung; es behält diese in allen seinen Anwendungen auf Treue, Wahrheit, Redlichkeit, Fassung des Gemüts, Vertrag, Einrichtung, Zusage u. s. Die Mißdeutung, Glaube (d. i. die festeste Gemütsfassung) sei ein Formelnsagen (das leerste Ding, das zu erdenken ist), ist dem Wort von seiner Wurzel aus durchs Alte und Neue Testament gerade entgegen

[1] Vgl. S. 283, Anmerkung. — [2] אֱמוּנָה (sprich: ĕmūnāh).

seiner ausharrenden unverbrüchlichen Volks- und Landestreue, sollte er leben.*

12.

Als Christus erschien, fand er nichts strenger zu tadeln als die abergläubig-blinde Anhänglichkeit an Lehrmeinungen der Rabbinen; denn hinter ihr kroch die schädlichste Heuchelei. „Sie haben Gottes Gebot aufgelöset durch die Aufsätze ihrer Ältesten; sie säugen Mücken und verschlucken Kamele.“[1]

13.

Lehrmeinungen, die neben und über der Religion aufgeführt werden, können keinen schärfern Gegner haben, als ihnen Christus war; sie eben, sagt er, verdrängen die Religion, statt der sie gelten wollen und gelten. Der üppige Epheu saugt dem alten Stamm Saft und Kraft aus — hinweg mit ihm! „Niemand ist gut als der einige Gott; willst du zum Leben eingehen, so halt' die Gebote! — Geist ist Gott; seine Verehrer müssen ihn in Geist und Wahrheit, d. i. mit herzenbindender Religion, verehren.“ Heidnische Battologien[2], auswendiggelernte Formulare sind ihm ein fremdes Joch oder ein kindisches Spielwerk.

14.

Wenn Christus für seine Person Glauben, d. i. Zutrauen, fodert, so verlangt er es als Arzt, als Lehrer; der Inhalt seiner Lehre aber sollte nicht seiner, des Lehrers wegen, d. i. aus Autorität, sondern sein selbst wegen geglaubt werden und in dieser Kraft wirken. „Kraft der Wahrheit sollte man erkennen, daß sein Vortrag Wahrheit sei, indem sie beselige, freimache, sich durch sich selbst erprobe. Wer hievon überzeugt würde, den habe, eben

* Daher durch alle ebräische Schriften die Worte Gerechtigkeit, der Gerechte, Furcht Jehovahs, φοβος θεου, δουλεια, λατρεια, θρησκεια, ευσεβεια, δοξαζειν και τιμαν τον Θεον[3], die alle im bürgerlichen oder moralischen Verstande strenge Religiosität bezeichnen.

[1] Matthäus, Kap. 23, V. 23f. — [2] Plappern, Geschwätz. — [3] Die griechischen Wörter bedeuten der Reihe nach: Furcht Gottes, Knechtschaft, Dienstbarkeit, Gottesdienst, Ehrfurcht, Gott preisen und ehren.

durch diese innere Überzeugung, Gott belehrt, den habe Gott ihm als ein unverlierbares Geschenk gegeben." Auf solchen Gründen beruhte die Religiosität, die Christus in seinem Herzen hatte und in andern weckte (Joh. 3, 19—21; Kap. 4, 24; 5, 41—47; 6, 68. 69; 7, 16—28; 8, 26—47). Der Religion eingemischte Lehrmeinungen waren ihm Sauerteig, der den süßen Teig verderbe (Matth. 16, 6. 12; Kap. 5—7, 23). Den Heuchlern, die ihrer Lehrsätze wegen Gottes Gebot, z. B. kindliche Pietät, aufhuben, spricht er das Gefühl für echte Religion ab (Matth. 15, 1—14) und nennet sie blinde Leiter der Blinden, Verführer, die, wenn sie Till und Kümmel verzehnten, das Schwerste dahintenlassen: wirkliche Religiosität, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Treu' und Glauben (Matth. 23, 23).

15.

Er, der heftig gegen Menschensatzungen sprach, konnte und wollte er ein Gebäude von Satzungen den Menschen als Religion geben? Das hieße *seine* ganze Religion zerstören.

16.

Also die Galiläerapostel? Aber auch sie waren zu Lehrern dessen, was ihr Lehrer einzig für Religion hielt, zu Einrichtern einer Gemeine nach seinen Vorschriften, gesetzt, nicht zu Erfindern neuer Lehrmeinungen und Dogmen (Matth. 28, 20; Joh. 20, 23). An ihn sollte sie der Geist erinnern und fortan zu jeder überzeugenden Wahrheit führen — nicht zu Philosophemen und Spekulationen (Joh. 14—16).

17.

Mündlich luden sie also ein, an einen Weltheiland zu glauben, d. i. durch Eintritt in seine Gesinnungen als eine menschenerrettende Religion selbst errettet zu werden; wer hievon überzeugt ward und Treue gelobte, der trat in eine Gemeinschaft, die ihm kein philosophisches Lehrgebäude aufdrang, die aber zu Bildung und Übung dieser Gesinnungen, mithin zu Erlangung des Heiles selbst, praktisch führte.

18.

Schriftlich dringen die Apostel auf nichts anders. Nach Lobpreisungen Christi und der Christengemeinschaft liegt ihnen das Notwendige, Religion, an; ein reines Herz, eine fleckenlose, vorsichtige Lebensweise, dann fließen sie in fröhlichen Hoffnungen über. Mit Lehrmeinungen beladen und verwirren sie nicht. Von Christo selbst schreibt jeder auf seine Weise, und Paulus beschied sich, daß er Jesum Christum den Gekreuzigten nur als Gotteskraft und Wahrheit kenne und verkünde. „Möchten andre auf diesen Grund bauen, was sie wollen, Gold, Silber, Stroh und Stoppeln: die Zeit werde es klar machen; welcherlei eines jeden Werk sei, werde das Feuer bewähren. Ihm sei Christus Religion, d. i. Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung, Erlösung, Angelegenheit des Herzens und Lebens." Der Meinungen können viele sein, echte Menschenreligion ist nur eine.

19.

Als das Christentum unter die Völker trat, ward dieser Unterschied offenbar. Von einer Familienreligion Abrahams, von einer Landes- und Staatsreligion Moses' konnte im Angesicht des Universum nicht mehr die Rede sein: was Christus „Reich Gottes" nannte, trat als eine Menschenreligion unter die Völker. Natürlicherweise wollten alle Völker darüber dann auch meinen. Jedes Volk kleidete den empfangenen Begriff nach seiner Art ein; der Morgenländer in Phantasien, und so wurden gnostische Äonentafeln[1], Systeme von Lehrmeinungen nach jüdisch-syrisch-ägyptisch-persischer Weise. In den Abendländern stritt man gegen die Abgötterei und die Schulen der Philosophen; man kleidete also seinen Vortrag in ihre Sprache, und um mit ihnen

[1] Die Gnostiker, besonders im 2. Jahrhundert zu Alexandria wirkende Gelehrte, verquickten das Christentum, um es zu einem Gegenstande philosophischer Erörterung und Erkenntnis zu machen, mit allerhand orientalischen und neuplatonischen Anschauungen und stellten unter anderem die Lehre von den Äonen auf; das waren göttliche Kräfte, die vor dem Anfang der Zeiten in mannigfachen Stufen von Gott ausgeströmt sein und die verschiedenen Weltalter und -Ordnungen bewegen sollten.

auf ebnem Boden zu fechten, bediente man sich sogar ihrer Streitart. Wenn die Platoniker gern aus eingeräumten Sätzen *(κατ' ανθρωπον)* disputierten, so gebrauchte man gleiche Waffen und stellte seine Gründe ökonomisch *(κατ' οικονομιαν)* dar. Jetzt traten Lehrmeinungen andern Lehrmeinungen entgegen; nach Land und Zeit gekleidet und wohl genähret, wurden sie endlich stehende Heere.

20.

Das Christentum lehrte; unter den rednerischen Griechen lehrte es rhetorisch. Nun aber verflicht nichts so leicht in wohlgefällige Lehrmeinungen als das Feuer der Rede. Im angenehmen Augenblick wird der neue Ausdruck empfangen und geboren; bewillkommend nimmt ihn das Chor der Schüler auf; er wird gepflegt und zum Abgott einer Formel erzogen. Dies mag dann bald ein anderer Rhetor nicht dulden; der unschuldige, vielleicht übertriebene Ausdruck wird mit einem schwarzen Zeichen bemerkt, bestritten, angeklagt, verlästert und von der Gegenseite, vielleicht über die Gebühr, desto wärmer verteidigt. Die Väter kommen zusammen, ratschlagen, ob man den Ausdruck gelten lassen dörfe? sie holen Zeugnisse aus älteren Vätern, oft verstümmelt und verfälscht, für Ja und Nein. Man streitet, schlägt, überwirft sich; die Obrigkeit stellet sich dazwischen und macht Dekrete, politisch-theologische Dogmen (edicta principum, *ενωτικα*[1] ꝛc.). Jetzt bekommen die Lehrmeinungen eine andre Gestalt. Was einst schwüle Ausdünstung warmer Köpfe war, ist am Kirchenhimmel in die Luft gestiegen und blitzt und donnert. Neue kleine Jupiters, Bischöfe, Kaiser, Päpste werfen diese schwefelichten Feuerstrahlen, die wenig erleuchten, desto mehr aber zünden, schrecken, zerschmettern und verwüsten, über die Gefilde der Christenheit. Der unterdrückte Haufe bewahrt seine verfolgten Lehrmeinungen um so strenger, weil er ihrethalb unschuldig litt: sie sind oder werden ihm jetzt Religion, und so wird begreiflich, wie Sätze haben Religion werden können, die es ihrer Natur nach gar nicht

[1] Vereinigungen (concilia).

sind. Leide jemand für den Satz: „Der Hecht ist blau", müsse er ihn mit Gefahr seiner Ehre und seines Lebens verteidigen: der blaue Hecht wird ihm und seiner Familie Religion werden.

21.

So kamen Lehrmeinungen ins Christentum, ja die Christenheit ward überdeckt mit Lehrmeinungen wie mit Gebräuchen; denn beide knüpften sich fest aneinander. Wenn eine Meinung, so ungereimt sie war, sich an ein Fest, an einen Gebrauch, gar an eine Gesellschaft, an ein Institut heften konnte, so war sie geborgen: sie ward dadurch sanktioniert und geheiligt. Die Meinung weihete den Gebrauch, der Gebrauch die Meinung; der christliche Kalender ward jahraus, jahrein eine Didaskalie[1] roter Meinungen und Feiertage.

22.

War dies verwerflich? Wenigstens war's natürlich: ohne ein fortgehendes Wunder konnte nichts anders werden. Das Christentum ist ein Teig, aus dem alles gemacht ward, was sich machen ließ; man hat darüber gedichtet und daraus gemalt; man hat es in Mysterien, Possenspielen, sogar auf Pfefferkuchen vorgestellt und Gesetze darüber gegeben — warum sollte man darüber nicht auch philosophieren, dogmatisieren, rhetorisieren, meinen? Wer kann Meinungen der menschlichen Wißbegierde, Volksmeinungen dem Volk, Lehrmeinungen einer Lehrsekte wehren?

23.

Nur daß diese Lehrmeinungen nicht Religion werden! weder einem Schüler, noch weniger einem Staat, am wenigsten der ganzen Christenheit auf Erden! Denn wie darf dieser Lehrer dem Gewissen eines andern zur Religion machen, was seiner Natur nach nicht Religion, sondern erklärende, auslegende Meinung dieses Lehrers ist? So wenig Raffael oder ein andrer Maler, so wenig Klopstock, Milton oder ein andrer Dichter fodern wird, daß seine dichtende Darstellung für Geschichte erkannt und als

[1] Verzeichnis, Lehrtafel.

solche bevollmächtiget werde: weit weniger muß ein Meiner verlangen, daß, sogar den Gesetzen der Auslegung zuwider, sein Meinen dem andern Religion werde; denn wer kann nicht, und was kann man nicht meinen?

24.

An irgend einer Lehrmeinung, d. i. an einer Einkleidung, Dichtung, Erklärung, Auslegung u. s., sollte meine Religion, meine innerste Gewissenhaftigkeit, mein Glaube, meine sicherste Zuversicht hangen? Welch ein Elender müßte ich, welch eine Elende müßte meine Religion sein! Und wer dies Quid pro quo von mir foderte, wäre, wo nicht ein Heuchler, ein Thor, so doch ein sehr spaßhafter Religionsstifter.

25.

Lehrmeinungen an Ort und Stelle sind sehr zu ehren; die Geschichte derselben ist eine Zeugin des fortstrebenden, wenn auch nicht immer des weitergelangenden Menschenverstandes, seiner rastlosen Phantasie und Spekulation. Auch in der Christengeschichte ist die Fortleitung und Ausspinnung der Dogmen sowie die ganze Ketzergeschichte gewiß nicht ihr unmerkwürdigster Teil; manches gejagte oder losgebundene Roß schlug eben im Straucheln die hellesten Funken. Daß aber die aristotelisch-scholastische oder irgend eine andre Religionsphilosophie Religion werden sollte, daran haben weder Duns Scotus[1], noch Petrus Lombardus[2], noch irgend ein andrer seraphisch-angelischer Doktor[3] gedacht, wenn sie gesunden Verstandes waren. Sie dozierten, doktorierten, disputierten. Die Staatsreligion ging daneben ihren Gang fort, die Mystik den ihrigen; und das Christentum blieb,

[1] Duns Scotus (1274—1318), ein englischer Franziskaner und Gegner des Thomas von Aquino, lehrte besonders zu Paris und Köln. — [2] Petrus Lombardus (gestorben 1164 als Bischof von Paris), ein Schüler Abälards und, gleich diesem, aristotelischer Scholastiker, verfaßte ein Lehrbuch der Theologie: vier Bücher „Sententiarum", die lange die Grundlage auch dialektischer Erörterungen religionsphilosophischer Probleme geblieben sind. — [3] Unter den Scholastikern wurde z. B. Thomas von Aquino (1225—74), der kanonische Philosoph der katholischen Kirche, durch die Bezeichnung doctor angelicus geehrt; ähnlich wurde der Mystiker Bonaventura (gestorben 1274) doctor seraphicus genannt.

was es war, ein heiliger Same, hie und dahin geworfen, in jedem guten Lande aber fruchtbar und seiner Natur nach frei von allen Systemen.

26.

Als der Protestantismus auftrat, zerstörte er eine Menge fremder Lehrmeinungen der frommen Väter; andre hielt er gewaltig und fast gewaltsam von sich ab; andre schonte er und mußte sie schonen. Da er für Leib und Leben, für Herd und Altar zu streiten und sich sogar dafür zu sichern hatte, daß man ihn nicht für eine Rotte Manichäer[1], Atheisten und Schwärmer hielt, mußte er mit seinen Gegnern nicht nur auf gleichem Boden bleiben, sondern sogar einen höhern Standort gewinnen und sie in ihrer eignen Streitmanier mit bessern Waffen bekämpfen. Fast jeder dieser streitenden Helden hat an seinem Ort des Gefechts ein kleines oder großes Verdienst. Die Tenne ward gefegt, und so manche Spreu verflog im Winde. Daß nicht alle verflog, daß man nicht bis auf den letzten Halm zu säubern fortfuhr, wer könnte, wer wollte dies vom damaligen Jahrhundert und von diesen wenigen, mit Geschäften und Sorge beladenen Männern fodern? Sie haben ungeheuer viel, einige fast zu viel gethan, diese kämpfenden Altväter; ihren Nachfolgern ward das Streiten sogar zur zunftmäßigen Kunst; eine eigne Gattung von Schulübungen, die Streittheologie, setzte sich auf das Katheder. Wie anders also, als daß man in dieser Fechtkunst manches Erstrittene und Erkämpfte auch zu hoch anschlug? Diese, jene Lehrmeinung sollte durchaus Religion sein, Religion werden, weil man sie erkämpft hatte; man deutete, man zwang. Sie kam vom Katheder auf Kanzeln und Altäre.

27.

Vieles hat auch hier der Tag klar gemacht; die Zeit hat geläutert, gesondert, und man hat sogar zweifeln wollen, ob nicht

[1] Eine von dem Perser Mani (geb. 214 n. Chr.) gestiftete Sekte, deren Lehre aus etwa 278 zoroastrischen und gnostisch-christlichen Bestandteilen gebildet ist.

bei dem Unhaltbaren auch einiges Haltbare wankend gemacht, manches Schlechtere an die Stelle des Guten gesetzt sei. U. s. — Doch auch dies, wenn es dessen wert ist, wird seinen Restitutor finden; denn das Werk der Zeit ist fortgehende Prüfung.

28.

Nur verwirre man auch bei diesem Geschäft Lehrmeinungen und Religion nicht. Wer Lehrmeinungen läutert oder verdunkelt, hat damit noch nicht die Religion selbst als Freund oder Feind behandelt; selten hat er diese nur berühret. So manches Lob, so mancher Tadel nimmt eine andre Gestalt an, wenn man mit vorsichtig strenger Hand beide sondert.

29.

Sollte dies möglich sein? Nichts ist leichter! Die Religion Jesu, d. i. was ihm selbst Religion war, stehet in wenig Worten da, und man darf darüber nur sein eigenes Herz — was ihm Religion sei — fragen. — Will man indessen das angenommene alte Losungszeichen (Symbolum) der Christenheit, auf welches alle Dogmatiken gebauet sind, mit der Frage durchgehen: „Was ist in dir Religion? und worauf beruhet dieselbe? Was ist in dir Lehrmeinung?" so wird sich auch in ihm beides klar sondern.

II. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen nach dem christlichen Symbolum.

I. Vom Glauben an Einen Gott, den Schöpfer und Allerhalter (παντοκρατωρ), der Menschen Vater.

1.

Jedermann ist bekannt, daß der Glaube an einen Gott aus der Familienreligion Abrahams und der Landesreligion Moses' ins Christentum überging. Jener hatte dem Dienst vieler Götter entsagt, um sich an den Schutz- und Bundesfreund seines Geschlechts zu halten; dieser hatte den Gehorsam gegen den Gott seiner Väter mit einem prägnanten, dem höchsten Namen (Je-

hovah) als den Unwandelbaren, den Wesenden[1], Erschaffer Himmels und der Erde, zum Prinzipium seiner Gesetzgebung gemacht, Urheber desselben, Schutzgott des Volks und Landes. Einen solchen Familien- und Landesgott kennet die Religion der Christen nicht, sondern einen Gott, den Vater aller, Erschaffer des Weltalls, den Pantokrator. Ihm bezeugt sie Anhänglichkeit, Ehrerbietung, Gehorsam, Zutrauen, Glauben.*

2.

Schon das Wort Glauben sagt, daß sie diesen Begriff nicht als diskurierende Spekulation ansehe; sie bekennet ihn als eine vom Eindruck der gesamten Natur (Himmels und der Erde) gewonnene Überzeugung (Röm. 1, 19. 20). Sie bekennet ihn als einen moralischen Menschenglauben, denn sie nennet diesen großen Urheber der Dinge Vater.

3.

Hierin tritt ihr nicht nur die Stimme aller Völker, die ihren wahrnehmenden Verstand mit einiger Regelmäßigkeit zu gebrauchen wußten, in einem lauten Chor bei, sondern mit diesem Glauben erwacht in uns zugleich das edle Bewußtsein, uns in der Schöpfung, als im wohlgeordneten Hause eines Vaters, Teilnehmer seiner väterlichen Huld zu fühlen, eine Überzeugung, durch welche dieser Glaube Religion wird.

4.

Wir erscheinen nämlich auf der Welt, ohne daß wir uns hiehergesetzt haben — eine Folge wirkender Ursachen, die vor uns waren und hinter uns sein werden. Eine unübersehbare Menge von Wesen ist um uns, die sich gleichergestalt als Folgen vorhergehender Ursachen darstellen, über deren Aufkommen, Bleiben

* Die Unterschiede, die man in den Ausdruck „Gott glauben" und „an Gott glauben" gelegt hat, sind nicht im alten Sprachgebrauch. „An einen glauben" bezeichnet das festeste Zutrauen im Hebräischen wie im Deutschen.

[1] Vgl. S. 283, Anmerkung.

und Verschwinden, wie über das unsere, gleiche Gesetze walten. Fast zu einer Zeit wird unser Verstand also Macht (eine ungeheure Menge wirkender Kräfte) und Gesetz, Regel gewahr, nach der diese Kräfte wirken.*

5.

Je weiter er sich auf dies unermeßliche Feld wahrnehmender Beobachtung waget, je mehrere Kräfte er gegeneinanderhält, um sie in ihren wechselseitigen Einflüssen und Verschränkungen zu betrachten, je mehr er insonderheit die kleinen und größern Einrichtungen der Natur, die man Organisation nennet (und was wäre nicht organisiert?), bemerket: nach seinen Begriffen (andre hat er nicht!) werden ihm allenthalben im Reich der Macht und Anordnung, beide, Macht und Anordnung, in der innigsten Verbindung so andringend sichtbar, daß er das Kleinste wie das Größeste nicht anders als ein ihm sichtbar gewordenes Produkt von Macht und Weisheit (wessen auch die Weisheit sei) ansehen muß, eine lebendige Formel unsichtbarer Gedanken und Kräfte, wessen diese auch sein mögen.

6.

Und wessen wären sie, diese Gedanken und Kräfte? Der Natur? Natur ist ein schöner Name, Ausdruck alles dessen, was in seiner eigentlichen Art da ist, zuletzt Inbegriff aller Naturen, mithin aller Ordnung und Kräfte. Der wissenschaftliche Forscher thut wohl, wenn er bei dem Wort bleibet und allenthalben nur Natur, d. i. Kräfte, Ordnung, den Lauf und die Regel der Dinge, aufsucht, ohne ihnen dort und da willkürlich kleinfügige Absichten unterzuschieben. Denn mit diesen zerrisse er ja die Na-

* Allenthalben ging die Religion der Völker von Furcht und Verwunderung aus: von Furcht bei Menschen, die von der ungeheuren Macht der Natur, insonderheit in plötzlichen oder unvermuteten Auftritten, gleichsam übermannet wurden; von Verwunderung bei denen, die mit einem stilleren Gemüt auf die wiederkommende Regel, mithin auf Ordnung und Weisheit in der Natur merkten. Dieser Ursprung der Religion ist natürlich und gereichet ihr nicht zur Schande.

tur, bliebe stehen auf halbem Wege oder geriete auf eigensinnig krumme Pfade.*

7.

Dem Gemüt des Menschen indes genüget das Wort Natur nicht, weil es ihm zu viel und zu wenig saget. Die Natur ist thätig und leidend, Mutter und Kind, die Erschafferin und das Geschaffene. Die Regel also, nach der sie wirkt und leidet, nach der alles Werdende wird, ist und nicht mehr ist, das Gesetz, das alle Mächte in ihr zusammenhält, ineinanderschlingt und jede durch die andre beschränket — woher ist diese Regel? Antwortest du: „Die Natur ist sich selbst Gesetz", so hast du dem Gemüt nichts erkläret. Denn da wir die Natur nur in einzelnen Dingen wahrnehmen und selbst einzelne Dinge sind, woher kommt diesen, woher kommt uns diese angeborne Art und Regel? Personifizierest du die Natur, so steht ein ungeheures, aber verschleiertes Bild vor mir, ohn' Umfang, Anfang und Ende. Dem beschränkten Verstande also, der Umrisse sucht, weil er selbst beschränkt ist, bleibt bei dem Wortbilde Natur die Ordnung der Dinge unerkläret.**

8.

„Vielleicht aber, daß der Zufall Ordnung hervorbrachte? daß nach tausend Umwälzungen, in welchen die Dinge nicht bestehen konnten, ein Beharrungszustand hervortrat, in welchem sie bestanden[1]?" — Eben die Regel, die den Beharrungszustand hervorbrachte, suchen wir. Brachte diese ein Nichts, der Zufall hervor? Gebar Unregelmäßigkeit diese Regel? Ist Ordnung in den Naturen der Dinge, so war sie von jeher; denn auch in dem,

* Es ist sehr anmaßend von der Lehrmeinung gehandelt, wenn sie das Wort Natur, Naturalist u. s. als Ketzerei verschreiet; ohne sie wäre kein Menschengeschlecht, mithin auch keine Menschenreligion auf Erden. — ** Meistens personifizieren wir die Natur als Mutter, die alma mater rerum[2]; diese Personifikation ist keine Sünde. Das höchste Wesen ist weder der, noch die, noch das; am grammatischen Artikel liegt's nicht. Nennen wir nicht Gott auch die höchste Realität, das Wesen der Wesen (ον οντων)?

[1] Bestehen blieben. — [2] Die erhabene Mutter der Dinge.

was unregelmäßig scheint, ist Regel. Die Ordnung also, die dem, was wir Schöpfung nennen, wesentlich einwohnet, wie nennen wir sie? Verstand (νους). Verstand war der Bildner der Dinge (sagen wir), denn er ist in sie gepräget.

9.

So spricht das menschliche Gemüt, das Gemüt anerkennet in der Schöpfung; es geht gerade zum Zweck und druckt sich aus, wie es sich ausdrucken kann: Kraft nennet es Kraft, Weisheit Weisheit, freilich mit einem menschlichen Namen, damit aber nicht behauptend, daß diese Kraft eine Menschenkraft, diese Weisheit eine Menschenweisheit sei. Das die Schöpfung durchdringende, haltende, kraft- und ordnungreiche Wesen nennet es den Urwirker, den allmächtigen Schöpfer. Durch ihn wird, was wird; er, die Wurzel der Dinge, ist zugleich die Ordnung der Welt, ihr lebendig wirkendes Gesetz, ihre Regel.

10.

Und da der Mensch mehr anschauet als abstrahieret, da Spekulation überhaupt der kleinste Teil seines Daseins ist — vielmehr wallet in ihm ein Strom lebendiger Kräfte und Triebe — so ward Leben, Leben, das er in der Schöpfung wahrnahm und in sich fühlte, ihm gleichsam der Schlüssel der Schöpfung. Macht und Weisheit in ihrer tausendfachen Verkettung und Begrenzung sprechen ihm das Wort ihres Daseins nicht ganz; aber im Reich der Schöpfung wallen Triebe, Triebe zur Selbsterhaltung, zum daurenden Wohlsein, zur Fortbreitung des Daseins auf andre, zu Erweckung neuen Lebens. Der Tod selbst ist diesem Triebe zum Leben, Schmerz und Übel sind der Lust und Seligkeit untergeordnet; Liebe zum Leben erhält und ist das ausgesprochene Wort der Schöpfung.

11.

Was also die zusammengeschlungene Macht und Weisheit vollendet, was ihnen Zweck und Seele gibt, ist Wohlsein, Güte. Nur dadurch, daß alle drei einander bestimmen, sind sie, was sie sind; und so nennen wir den allmächtigen Schöpfer, den allhal-

tenden Gebieter der Welt mit Zutrauen Gott, Güte, Vater. Ihm trauen wir Güte zu, denn Liebe erhält die Welt, Güte beseligt alle Geschöpfe. Die Summe von allem muß Leben, Seligkeit sein; Seligkeit aber wird nur durch Güte. Preis ihm, der jene Regel, die auch das Widrige bindet, die auch den Kampf der Elemente besänftigt, nicht etwa nur fand und feststellte, sondern daß er wesentlich selbst diese Regel ist! Wir nennen ihn Vater des Weltalls, unsern Vater (1. Kor. 8, 6).*

12.

Unsern Vater. Denn ist der Mensch nicht bei aller seiner Schwäche wesentlich, d. i. durch die Organisation seines Leibes und Geistes, ein mächtiger Herr der Schöpfung? Und seiner Fehltritte ungeachtet ist die Regel der Weisheit, ihn zu leiten, selbst seine Fehler ihm lehrreich zu machen und ihn vom Guten zum Bessern zu führen, nicht in ihn geschrieben? Und auch ihrer kann er nicht froh werden, als wenn er in Vereinigung mit andern gerecht, billig, lieb- und gütevoll handelt. Dann ist das Menschengeschlecht, was es sein soll, allenthalben nur ein Geschlecht, ihr aller Herzen und Seelen durch Güte, Vernunft und Macht eine Seele. Dann lebt in ihnen eine Gottesähnlichkeit, die Regel der Schöpfung; dann wirkt in ihnen, was nur durch sie zu wirken war, der Vater des Weltalls, der mächtig-gütige, gütig-weise Vater, der eben in den Erlesensten des Menschengeschlechts als in seiner Natur und Art aufs wohlthätigste erscheint und für die gesamte Schöpfung aufs kräftigste wirket.

13.

Was hier schwach gesagt ist, haben sich und andern edle Menschen lebendiger und stärker gesagt, wenn nicht in Worten, so in Thaten.**

* Eigentlich nennet die Schrift den höchsten Urwirker nie Vater des Weltalls, sondern den Vater, durch dessen Befehl alles ward, und des Menschengeschlechts Vater. — ** S. die hierüber gesammleten schönen Stellen der Alten in Huetius, Grotius, Lipsius, Pfanner u. a. [1]

[1] Pierre Daniel Huet (1630—1721), französischer Gelehrter, wohl in seinen

14.

Wer war es nun, dem dieser Gott allein Vater war und niemand gut als der einige Gott? „Er kleidet", sprach er, „die Lilie; ohne seinen Willen fällt kein Sperling zur Erde; unsres Hauptes Haare sind von ihm gezählet. Darum seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist; vergebet, so wird euch auch vergeben; gebet, so wird euch gegeben." Von Christo stammt das Wort Vater im Glauben der Christen her; er ist der Überzeugung desselben, als einer Religion, höchstes Vorbild.

15.

Denn Religion ist diese Überzeugung, d. i. unser innigstes Bewußtsein dessen, was wir als Teile der Welt sind, was wir als Menschen sein sollen und zu thun haben; von keiner mathematischen Demonstration nimmt oder erwartet diese Religion ihr Ansehen, ihre Wirkung. Weiß das Tier, was es zu thun hat — wie? sollte der Mensch in menschlicher Gemeinschaft es nicht wissen und dunkel oder hell die Regel der Natur wahrnehmen, die ihm nicht nur vorliegt, sondern durch die er selbst da ist, durch die er allein sein kann, was er sein soll? Der Natur folgen, ihr gemäß leben, war die älteste Weisheitregel, die, damit sie erkannt und befolgt würde, eine bemerkte Naturordnung, heilsame Gesetze, bindende Pflichten voraussetzte. Jede wiederkommende Jahrszeit, am Himmel die Sterne, auf Erden die Tiere, wurden Lehrer und Lehrerinnen dieser Ordnung, von der sich nie ungestraft weichen läßt; denn die Natur rächet ihre Übertretungen scharf. Sie selbst gewöhnt also zur Religion, d. i. Gesetze unsres Daseins aus innerm Bewußtsein anzuerkennen und genau zu halten, nicht von der Regel zu weichen, die uns die

„Quaestiones de concordia rationis et fidei" (Caen 1690). Hugo Grotius (vgl. S. 55, Anm.) und Justus Lipsius (1547—1606), berühmte holländische Philologen, die vorzüglich über theologische Fragen schrieben, dieser „De una religione" (Löwen 1587), jener „De veritate religionis christianae" (Amsterd. 1662).

Mutter aller vorschreibt, oder (mit andern Worten) gehorsam zu sein dem großen Allbeherrscher (Pantokrator).*

16.

Daß der Mensch dies mit Freude, mit Willigkeit thue, hat er Vernunft; diese lehrte ihn, daß, wenn er nicht folgen wolle, so müsse er folgen. Er genießt der angenehmen Täuschung, sich selbst Gesetze geben zu können, damit er sich solche desto froher und richtiger gebe; denn wich er von der rechten Bahn und wollte die Natur meistern oder betrügen, so rächete sie sich scharf. Die Stimme Gottes in der gesamten Schöpfung trat also, wie in ein Allerheiligstes, in sein Herz; sie sprach durch seine eigensten Gedanken. Er, ein Ausleger der Natur, ward ihr erster, mächtigster Diener, ihrer Religion Priester. Alle Menschen von nüchternem Sinn haben dies Heilige im innersten Bewußtsein unsres Gemüts anerkannt und seinen Spruch als Religion geehret.

17.

Gewissen, ein mißbrauchter, von vielen sogar verachteter Name, und dennoch der einzige wahre Tempel einer Menschenreligion; denn dem Gewissenlosen bleibt nichts übrig als leere Andacht, Meinungen und Gebräuche. Der Leichtsinnige achtet nicht darauf; der Freche verspottet es; beide wollen erst unter der Geißel der Furien, daß es ein Gewissen gebe, erkennen lernen.** Und doch gibt's ein solches, dem Menschen in seiner

* Religion wird dem Leichtsinn, der Unachtsamkeit, dem Losgebundenen und Lüderlichen in Sitten und Gedanken entgegengesetzt. Aufmerksamkeit also, Furcht Gottes war dem Menschen die erste Religion und Weisheit; das Böse meiden, sich vor Fehlern hüten lernen, war ihm Verstand. Im Buch Hiob und andern Büchern wird diese Religion vortrefflich gepriesen; die ganze Natur erscheint darin als Gottes Tempel, alle Geschöpfe Verkündiger der großen Natur- und Heilsordnung. Ohne diesen echten, strikten und heiligen Naturalismus ist das Wort Religion, Menschenreligion ein Luftgewebe. —

** Auf diesem traurigen Wege hat der Sprachgebrauch auch das Wort conscientiam[1] eingeführt, daß es mehr das Flagrum post peccatum als das Frenum ante peccatum[2] den reinen und sichern Führer des Lebens,

[1] Bewußtsein (Gewissen). — [2] „Die Geißel nach der Sünde" als „den Zügel vor der Sünde".

Sphäre so sicher und angemessen als dem Tier in der seinigen sein Zug, sein Instinkt! Es weckt die Vernunft auf; es spornt und warnet. Gesellend sich zu jedem Triebe, zeiget es jeder Pflicht ihren Weg und ruft: „Nicht weiter!" Wer mit ihm zankt und disputieret, wer es verschraubt und verwirret, der hat in kurzem das Richtmaß seiner innersten Angelegenheit wie ein Knabe zerschnitzelt und verderbet. Nur das treue, unbefangene Gemüt genießet sein als eines sanften, aber genauen Führers, indem es sich an seinen leisesten Wink gewöhnet. Nur dies Gemüt hat Religion, weil es an eine Gottesordnung in der Natur, an eine väterlich-moralische Nomokratie[1] im Menschengeschlecht glaubet.

18.

Was sollen nun Lehrmeinungen bei diesem einfachen Gemütsglauben? Er will nicht durch sie gestört sein, denn er will nicht *meinen*. Wollen sie ihm anvertrauen, daß, was man Gott nennt, der spekulierenden Vernunft ein substanzloses[2] Ideal sei? „Du selbst substanzloses Ideal!" antwortet er, „kann dir ein Wesen anders als in deiner Sphäre, mithin[3] als Begriff erscheinen? Gewiß sind wir Menschen aber nicht bloß, nicht ganz reine Vernunft; und das Gemüt (*νους*), die innigste Zusammenfassung aller menschlichen Kräfte, wie? wenn es, jedes Bildwort deiner Spekulation übergehend, sich bloß an die reine Ordnung und Regel der Dinge, an die mächtige Wurzel alles Daseins, den Quell alles Lebens, aller Kräfte und Seligkeit hält und in dieser gegebnen Ordnung Wirksamkeit, Treue, Seligkeit zu erlangen strebet? Es hat an seiner Religion genug, ohne deine abstrahierten

bedeutet; denn leider perfecto demum scelere magnitudo eius intelligitur.[4] Die Stellen der Alten über die Macht und Würde des Gewissens sind, selbst mit Nachdruck und Religion gesagt, überzeugt und herzlich. Conscientiam a Diis immortalibus accepimus, quae divelli a nobis non potest[5] u. s.

[1] Herrschaft des Gesetzes. — [2] Stoffloses, unwirkliches. — [3] Ergänze aus dem Vorhergehenden „anders". — [4] „Erst nach gethanem Verbrechen wird seine Größe empfunden." — [5] „Wir haben von den unsterblichen Göttern das Gewissen empfangen, das nicht von uns getrennt werden kann."

Bildworte und die Anatheme[1], die du auf den Gebrauch dieses und keines andern unter denselben als ein grammatischer Auto- und Pantokrator[2] setzest, auch nur zu bemerken."

19.

Oder soll dir die Lehrmeinung erklären, was Gott in seinem Wesen? wie er im Raum gegenwärtig sei? ob er innerhalb oder außer der Welt residiere? was er vor der Schöpfung gethan und seitdem thue? Vor allem, wie er aus nichts geschaffen, wie er sich den einfachen Dingen der Welt mitteile und die Substanzen erhalte? Ob die Welt endlich oder unendlich sei? u. s. Als Sokrates durch einen Jahrmarkt voll Spielwerks ging, sprach er zu seinem Freunde: „Wie viel, mein Freund, können wir entbehren!"[3] Das religiöse Gemüt spricht bei allen diesen Wortweisheithetzen bescheiden auch also.

20.

Denn, Lieber, wenn wir bis ans Ende unsers Lebens diese Wortschnitzerei (λογοδαιλαλισμον) geübt und uns mit Fragen und Antworten, die immer Worte sind, ermüdet haben, wenn kommen wir zum Bewußtsein, zur Übung und zum Genuß der Wahrheit? „Sofern kenne ich Gott", sprach jener Altvater, „als ich ihn mit meinem Gemüt kennen gelernt; so weit habe ich ihn, als ich ihn in meinem Gemüt habe." Ein anschaulicher Begriff der lebendigen Macht, Weisheit und Güte, die sich in den Werken der Natur darstellt, ein Blick in mein Inneres, was ich sei und aus mir werden sollte, jede Bestärkung der Regel in mir: „nicht bloß dann und wann, sondern immer zu sein, was ich sein soll, dem leitenden Zuge des Allbeherrschers in allem zu folgen", gibt mir mehr als alle Spekulationen. Es bringt ein Richtmaß in meine Gesinnungen, in mein Leben Haltung und Gleichheit (vitae tenorem et aequalitatem), da nichts elender ist als:

Quid sibi quisque velit? nescire et quaerere semper.

[1] Ungültigerklärungen. — [2] Selbst- und Allherrscher. — [3] Vgl. S. 37, Anm. 1.

D. i.: Immer fragen und nimmer wissen, was jeder von sich will.

21.

Oder spricht deine Lehrmeinung ewig und immer von einem aus dir gezogenen, von dir gebildeten, zwar an sich wesenlosen, aber doch unentbehrlichen Ideal der Gottheit? Lieber, wenn du und deine ganze Schöpferzunft praktischer Vernunft- und Gottheitideale zu Grunde ginge, so ist das Chor der Sterne und das stille Gemüt da, das den großen Daseienden nicht auf dein Schöpferansehen, auch nicht als seine selbstgeschaffene Idee, sondern als einen Wesenden aufnimmt, der vor uns da war und nach uns sein wird; ja sich innig freuet, daß es ihn erkennen, d. i. seine Regel in der Schöpfung wahrnehmen konnte und in ihr sein Dasein, seine eigenste Seligkeit und Thätigkeit findet.

22.

Und ihr, Lehrer des Christentums, findet ihr von Gott nichts Notwendigeres, nichts Besseres als dergleichen Lehrmeinungen vorzutragen? Was soll dem praktischen Gemüt der „indemonstrable Gott", da es euch nicht bat, ihm Gott mathematisch zu demonstrieren? Es will keinen demonstrierten Gott, noch durch ihn Abstraktionen regulieren, rektifizieren u. s. Warnet ihr es also gar, „daß es dieser gefundenen Einheit aus vielem, als einem bloß regulativen Prinzip, nicht zu viel traue, ihm ja nicht Wesenheit zuschreibe, sonst habe es die spekulative Vernunft über die Grenzen des Raums und der Zeit erweitert"; ratet ihr ihm vorsichtig, „daß es der Betrachtung der Dinge der Welt, in denen sich etwa Macht, Weisheit, innere Güte, Bestandheit, Seligkeit offenbaret, nicht zu viel Platz einräume; denn man kenne die Schöpfung nicht ganz, niemand habe sie durchreiset, der Dinge Wesen sei für uns unerforschbar, ein völlig Unbekanntes; höchstens könne man das oberste Wesen nur sehr mächtig, nicht aber den Allmächtigen nennen, wisse auch nicht, ob es an die Reihe der Dinge geknüpft sei" u. s. — errötet ihr nicht selbst über die zweckwidrige Anwendung dieser Spekulationen, wenn ein unge-

schickter Lehrlingsenthusiasmus sie der Welt entweder als Glaubenswahrheiten verkündiget oder damit Glaubensüberzeugung wankend macht und untergräbt?

23.

Hinweg mit ihnen vom Gebiet der Religion, d. i. des praktischen Gemütsglaubens! Das Buch der Schöpfung liegt unsrer Anschauung so klar und offen vor, daß wir, auch in dem, was wir nicht übersehen, dem großen Urheber der Dinge Zusammenhang seiner Werke wohl zutrauen mögen. Der Skrupel, als ob das, was mein Maulwurfsauge nicht ersehen hat, wohl schlechter sein möge als das Ersehene, weil ich jenes nicht ersehen habe, ist ein armer Skrupel. Das ganze Reich dieser Fragen überhaupt bringt uns jene alte Hölle des Tantalus, Sisyphus und der mit bodenlosen Eimern schöpfenden Danaiden vor Augen[1]; und am Ende sind alle diese Phantasien (leere Bild- und Wortzweifel) doch nur Kinderfragen und das Meinen und Wähnen darüber nicht philosophische, sondern grammatische Schulweisheit.

24.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Die Sternenhöhe singt sein Lob.
Der Tag dem Tage, die Nacht der Nacht
Sagen's und breiten Erkenntnis fort.
Es ist nicht etwa Sprach' und Wort,
Die irgend unverständlich sei:
Durch alle Welt ertönt dies Saitenspiel;
Sein Klang erschallet über Land und Meer,
Bis wo die Sonn' in ihrem Zelte nachtet.[2]

Der gesunde Menschensinn trauet dem, was er von diesem Klange hört; das Gemüt freuet sich dieses Chors freudiger Wesen, zu denen es mit gehöret, und trauet seinem Schöpfer. Wie sollte es ihm nicht trauen, da in allem die Erfüllung seiner Gesetze

[1] Beispiele völlig nutzloser Anstrengungen aus der griechischen Mythologie. — [2] Psalm 19, V. 1—5.

Seligkeit, da der Natur gemäß leben Gesundheit ist? Statt diese zwei zu trennen und zu teilen, lernt es beide vielmehr verbinden, in allem Güte des Schöpfers sehen und nur in Pflicht Seligkeit finden. Wenn du bis an dein Lebensende über Gott spekulierest, armer Sterblicher, wenn wird die Zeit kommen, daß du, dich seiner freuend, thätig an ihn glaubest?

II. Vom Glauben an einen Retter und Heilbringer der Menschen.

1.

Das Bekenntnis des Glaubens an einen Retter und Heilbringer der Menschen ist mit dem Christentum selbst entstanden. „Glaubest du, daß Jesus der Christ sei?" fragte man die Juden; „glaubest du, daß Christus Retter der Menschen, Heiland der Welt sei?" fragte man die Griechen, und so ward *Ιησους χριστος Θεου υἱος σωτηρ*[1] der Christen uralte Losung.

2.

Ihrer Natur nach forderte diese Formel Glauben; denn indem man es anerkannte, daß unser Geschlecht unter einem Druck von Übeln leide, trat man in die Zuversicht einer nicht nur möglichen, sondern notwendigen bessern Verfassung desselben ein und gestand zu, auf dem neueröffneten Wege sei das Heil der Welt gegeben. Man gelobte an, auf diesem Wege mitzuwirken; mithin war der Glaube praktisch.*

3.

Dies muß er sein, oder der Glaube ist eine Wortformel. Im Christentum muß die Bedingung allgemeiner und einzelner

* Daß die im Symbolum angeführten historischen Umstände (das „Niedergefahren zur Hölle" sogar) aus Veranlassungen nach und nach dahin gekommen, ist bekannt. Kings Geschichte des apostolischen Symbolums[2] oder ähnliche Schriften sollte jeder Lehrling der Theologie lesen.

[1] „Jesus Christus Gottes Sohn, der Retter." — [2] Diese Schrift des englischen Juristen und Lordkanzlers Peter King (1669—1735) vom Jahre 1701 erschien in lateinischer Übersetzung von Gottfried Olearius Leipzig 1703 unter dem Titel: „Historia Symboli apostolici cum observationibus ecclesiasticis et criticis".

Menschenseligkeit so offenbar und gewiß liegen, daß sie von jedem, auch dem Geringsten, nicht nur anerkannt und befolgt werden kann, sondern von ihm auch befolgt werden muß, sobald er daran mit Überzeugung glaubet. Wird das Bekenntnis von einem Weltheilande, dem Retter der Menschheit, eine Lehrmeinung, bei der man so und anders oder auch gar nicht meinen darf, so ist sie beinahe das Gegenteil vom Glauben, d. i. von einer Überzeugung, neben der man gar nicht meinen kann und soll, von einer allgemein anzuerkennenden praktischen Wahrheit. Wer auch der Stifter des Christentums gewesen, Jude oder Sinese, Gottes oder Josephs Sohn: sein Werk muß die Regel zum Heil der Menschheit enthalten, oder er ist ein verschollener Name.

4.

Und was wäre diese Regel? Keine andre, als die uns die ganze Schöpfung zuruft: „Erkenne Gott als Vater, dich als sein lebendiges Organ! Du bist ein Mensch, unter Menschen, für Menschen; wirke dem gleich, der die Regel der Menschheit gegründet und in dich gelegt hat! Sie ist die Regel deines ganzen Geschlechts, seine Seligkeit, Pflicht und Bestimmung, sein Ziel und Zweck."

5.

Das Göttliche also, aber auch das Schwache der Menschennatur zu erkennen, dies Schwache unermüdlich helfend zu tragen, mit desto größerm Eifer aber das Starke, Reine, Edle in sich und andern zu erwecken und hiezu mit allem, was Mensch ist, gemeinschaftlich zu wirken, das wäre die Regel.

6.

„Liebe also (dies war die Religion des Weltheilandes), zuvorkommend, rein, bindend, thätig, sei der einzige Weg zur Rettung von jedem die Menschheit drückenden Übel. Zu Errichtung eines Reichs Gottes unter Menschen, in Menschen, durch Menschen sei sie die einzige jedes Hindernis überwindende Triebfeder." — Solange der Mensch Mensch und unser Geschlecht ein Menschen-

geschlecht ist, wird ihm keine andre Regel des Heils werden; in ihr aber, anerkannt und in wachsender Gemeinschaft befolgt, liegt unwidersprechlich, unzerstörbar das Heil unsres Geschlechtes.

7.

Dies ist's und nichts anders. Hiezu kann selbst der Name des Stifters dieser Regel nichts hinzuthun; er heißt Heilbringer, Seligkeitstifter; er sagt, was die Regel saget.

8.

Leben und Charakter Christi sagen ebendasselbe. In sein Herz war geschrieben: „Gott ist mein Vater und aller Menschen Vater; die Menschen untereinander sind Brüder. Dieser, der Religion des Menschengeschlechts, der einzigen Religion auf Erden, weihete er sein Leben, bereit, es willig hinzugeben, wenn sie Menschenreligion würde. Denn sie betreffe den primitiven Charakter unsres Geschlechts, dessen ursprüngliche und Endbestimmung, sie knüpfe alle Enden desselben und löse seine verwickeltsten Knoten, der Menschheit Schwächen würden in ihr Hebel einer edleren Kraft, jedes drückende Übel auch menschlicher Bosheit ein Reiz zu dessen Überwindung."

9.

Er starb für dies edle Unternehmen, vom Dogmatismus seiner Nation getötet; und als wunderbar er ins Leben zurückkam, machte er diese Religion, in der und für die er gestorben war, zur Religion der Völker: seiner Sache so gewiß, in seinem Werk so groß und stark, daß er damit beim Ausgange aller Dinge vor Gott, vor Engeln und Menschen zu erscheinen gewiß war. „Es ist", sagen seine Boten, „in keinem andern das Heil; unter dem Himmel ist den Menschen keine Rettung und Seligkeit gegeben als in dieser Religion Jesus Christus'. In ihr ist das Leben."

10.

Was sollen nun bei und neben dieser einfachen Menschenreligion Lehrmeinungen? Sie können ihr nicht helfen und müssen ihr schaden.

11.

Wollen sie über den Jesus von Nazareth meinen, wie er wohl Gottes Sohn gewesen? Ob ewig empfangen oder erzeugt, gesprochen oder geboren? wenn und wie?

12.

Oder soll die Lehrmeinung ausmachen, wie die Gottheit im Menschen gewohnet? wie er sich von der Gottheit „geleeret"? und dann aus dem Munde eines Engels dem Schoß der Mutter geschenket worden? Wie im Augenblick der Empfängnis sich die himmlische und irdische Natur zusammengefüget, daß ja kein Symplegma[1] von zwei Verständen und zwei Willen entstünden[2]? Und wo der Geist, der am Jordan auf ihn kam, wo die himmlische Taube in ihm genistet? Ob der Glanz auf Thabor erschaffen oder unerschaffen gewesen? Und womit in Gethsemane ihn der Engel gestärket? Wohin seine Seele im Totenreich gewandert? und welche Heiligen mit ihm auferstanden? Wohin er durch alle Himmel gefahren? wo er jetzt weile? u. s. Sind's Fragen der Art, die Lehrmeinungen gründen, über welche man gezankt und verfolgt hat, so bewahre uns Gott vor allen gelehrt-entbehrlichen Lehrmeinungen und Kinderfragen!

13.

Oder soll die Lehrmeinung einen Roman dichten, „wie etwa eine personifizierte Idee des guten Prinzips in Gott habe wohnen, von seinem Wesen ausgehen, auch sein eingeborner Sohn, das Wort, das Werde! habe heißen, von ihr wohl auch gesagt werden können, daß sie vom Himmel herabgekommen und als herabgekommene Idee nicht füglich anders als unter der Idee eines Menschen gedacht werden möge? wie folglich im praktischen Glauben an diese Idee, als habe sie die menschliche Natur angenommen, der Mensch hoffen könne, Gott wohlgefällig, sogar selig zu werden, sofern er auf sich selbst ein gegründetes Vertrauen setzen kann, er würde unter ähnlichen Versuchungen und

[1] Verschlingung, Wulst; vgl. unten, Abschnitt 7, drittes Beispiel. — [2] Vor „zwei Willen" ist „keine" oder „nicht" zu ergänzen.

Leiden, wie sie zum Probierstein jener Idee gemacht wurden, dieser Idee anhängig sein?" U. s.

14.

„Wie aber dieser personifizierten Idee entgegen eine andere personifizierte Idee, der Teufel, seit viertausend Jahren Rechtsansprüche auf die Herrschaft über den Menschen nicht nur gehabt, sondern auch in verjährtem Besitz ausgeübet; welche personifizierte Idee, den Satan, Gott zwar nicht habe totschlagen wollen, sich aber seines Rechtsanspruchs wegen, in Sache des dominii directi[1] über die Menschen, der Form nach, dem Teufel ganz unschädlich, verwahrt habe?"

15.

„Wie eine personifizierte Idee mit der andern in Kampf geraten; denn als der Teufel gemerkt, daß Christus keinen Kontrakt mit ihm eingehen wolle, auch wohl andre auf seine Seite zu bringen Lust haben könne, und also sein Reich in Gefahr sei, so habe er ihn anfangs zum Lehnsträger desselben machen wollen. Da Christus aber auch dieses ausgeschlagen, habe er ihm alle Bequemlichkeit entzogen und ihn bis auf den Tod verfolget. Alles Böse, was Christo zugefügt worden, habe der Teufel angerichtet, der physisch auch wirklich die Oberhand über ihn behalten; denn besiegt sei von Christo der Teufel eigentlich nicht, indem sein Reich noch fortdaure; aber gebrochen sei seine Gewalt." U. s. — Wer, der die Geschichte des Jesus von Nazareth gelesen und in ihrer zeitmäßigen Sprache verstehen gelernt hat, wird an Dichtungen solcher Art auch nur einen Augenblick Gefallen finden, geschweige daß er sie für die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft erkennte? Sie sind weder Religion noch vernünftig, am wenigsten biblisch.

16.

Christus war ein Mensch wie wir, keine personifizierte Idee. Er repräsentierte nicht, sondern war; den Gottähnlichen wollte er nicht *spielen* (Phil. 2, 5—7). Das ganze Blendwerk

[1] Der unmittelbaren Herrschaft.

dieser gedichteten Figurationen, gegründeter Satansrechte und maskierter Gotteshandlungen ist eine kleinliche Verdrehung der Schrift, Gottes ebenso unwürdig als dem Zweck Christi fremde. Es gehört in die Zeiten, da man den Prozeß Belials schrieb und das Leiden Jesu Christi burlesk aufführte.*

17.

Sollte das Christentum nicht aller Welt als eine Abenteuer- und Mordgeschichte erscheinen, so mußte es in sich etwas enthalten, das wirklich ein Evangelium für die gesamte Menschheit war. Dies mußte jedem ans Herz reden, oder es war und blieb ein Märchen, das man, wie jener Wilde vom Missionar, aus Höflichkeit etwa anhörte, aber auch mit einem gegenseitigen Märchen vergalt. Daß die christliche Religion so schnelle, so große Fortschritte machte, mußte in ihr selbst liegen; denn aus nichts kann nichts werden.

18.

Dies innere Gewicht liegt in den ältesten Schriften desselben offen am Tage. Den Juden erschien die Verkündigung als eine Erfüllung ihrer alten Wünsche; sie traten mit Hoffnungen eines baldigen Messiasreiches zu ihr, und mehrere Apostel waren selbst in diesem frommen Wahn. Das Laubwerk des Wahnes verdorrete, indes die darunter erzogene Frucht reifte. Das Mittel selbst war Zweck gewesen; denn die neue Bildung (μετανοια[1]) zur Gemeinschaft würdiger Gesinnungen war erweckt, befördert. In Übung der Regel des Christentums genossen die Hoffenden seine Frucht (σωτηριαν[2]) und pflanzten sie weiter. Das Heil der Welt ward ihnen nicht etwa in einer verlebten Prozeßfabel zugerechnet, sondern durch Einführung reiner Gesinnungen und einer christ-

* „La Passion de N. S. Jesus Christ mise en vers burlesques." — „Christi und Belials Rechtsstreit in Form des Sächsischen und Reichsprozesses."[3] U. s.

[1] Meinungsänderung, Reue. — [2] Rettung, Erlösung. — [3] Suphan verweist darüber auf Flögel, „Geschichte der komischen Litteratur", Bd. 1, S. 235 ff. (1786), und Stinzing, „Litteratur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland", S. 271 und 275 (Leipzig 1867).

lichen Lebensweise mitgeteilet. Das Christentum war Kraft, Wahrheit.

19.

Niemand sagt dies offener als Paulus. „Die Hülle des Christentums sei den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Thorheit (wie es auch nicht anders sein konnte); denen, die auf den Kern drangen, sei es Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung, Rettung; denn sie würden dadurch wirklich gerettet, weise, selig. Seine Regel hatte die Frucht des Geistes, Menschengüte und Menschenseligkeit in sich: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuschheit" (Gal. 5, 24). Als Kinder Gottes, als Heilige, Geliebte redet er seine Gemeinen an; Aufmunterung sind diese Namen, nicht falsche Lobpreisung. Wer es nicht war, sollte es werden; denn diese Denkart sei des Christentums Regel.

20.

Sobald man sich von dieser Regel entfernte, was konnte das Christentum anders als Lehrmeinung, Formel, d. i. eine taube Nuß werden? Lehrmeinungen gewinnen keine Herzen; Spekulationen geben und sind nie Religion. Mit allen Deduktionen, was der Nazarener vor Anfange der Welt gewesen, und wie er herabgestiegen sei, hätten die Apostel weder Juden noch Griechen vom Sessel gerückt, noch weniger zum Christentum metamorphosieret. Der Heilbringer rettete sie; denn sie sahen die Erweise und Folgen seiner Denkart thätig. Alle Allegorien Paulus' über den Kreuzestod Christi, wie er als ein Opfer für andre die Hände ausgestreckt, alte Satzungen zerrissen, Sünden mit sich begraben, alles unter sich neu verfasset, Menschen und Gott vereinigt habe u. s., stehen nicht als tote Dogmen, sondern als Bezeichnungen des aus diesem Tode wirklich entsprießenden Heiles der Welt da, lebendige Motive einer fortwirkenden Einigung und Befreiung der Völker. Die Lobpreisungen Christi im hebräischen Stil sind nicht Kategorien einer künftigen Dogmatik, als ob jemand, der sie verstandlos nachbetete, dadurch das Heil fände: sie sind Aus-

guß der Dankbarkeit warmer Herzen in den vollesten Ausdrücken, die man, um den Charakter Christi auszudrücken, fand, wobei kein Apostel an ein künftiges Auffädeln dieser Worte und Silben dachte. Sobald es dahin mit dem Christentum kam, daß man Formeln anbetete und die Lehrmeinung als solche heilbringend glaubte, da brachte das Christentum niemanden Heil. Es ward ein Trödelmarkt alter Phrasen, die (so erzählte man) einst große Wunder gewirkt hatten und jetzt leider nicht mehr wirkten!

21.

Zurück also vom elenden Wahn, als ob hergebetete Lehrmeinungen und Formeln Religion seien, zu des Christentums Wahrheit! „Wer an Christum glaubet, wird selig", sagt ihr; das heißt, auch den Worten nach, nichts anders als: „Wer seine Religion anerkennet, seinen Charakter ausdrückt und in seinem Geist sein Werk treibt, der hat Heil und bringt Heil; er hat und gibt Leben." Und wie im Einzelnen, so im Ganzen. Das Wohl des Menschengeschlechts ist auf die Regel des Christentums gegründet; denn (strenges Kriterium!) das Wohl des Ganzen lebt im Einzelnen, des Einzelnen im Ganzen: ein und dasselbe Gesetz ist's, das alle zu Einem vereinigt. Wie die Kreislinie mit allem, was sie in sich hält, auf einmal gedacht werden kann, so das Christentum in allen seinen Tendenzen. Der diese Regel für sein ganzes Geschlecht feststellte, verdienet er nicht den Namen, den er erwies, des Gottgeliebten, des Heilbringers der Menschheit, des Erstgebornen eines gottgeliebten neuen Geschlechtes?

22.

Das größeste Unheil hätte er seinem Geschlecht gebracht, wenn an seinem Kreuz jener göttliche Gerichtshof oder vielmehr jene Wechselbude errichtet worden wäre, die einzig nur von der frechsten Lehrmeinung hat errichtet werden mögen. Sie meinet, „daß, als die personifizierte Gerechtigkeit vor den alten Gott-Vater getreten und Blut eines Unschuldigen gefordert, er zwar wider Willen seinen Sohn habe aufopfern müssen, sogleich aber

Wechselschreiber bestellt, die auf ewig und immer allen Sündern und Sünderinnen (vorzüglich aber den Reichen und Vornehmen) Justifikationsscheine, Erlaßbriefe, Gerechtigkeit, Trost und Heil durch Zurechnung ausfertigen. Zugleich habe er eine fortdaurende Zunft bestellt, diese Wechsel fernerhin anzuweisen. Dadurch dann sei der sauren Gerechtigkeit vom alten Vater ein Streich gespielt, indem sie einesteils kontraktmäßig habe zufrieden sein müssen, anderenteils sich als die grausamste Ungerechtigkeit selbst beschimpft habe. Dem Menschengeschlecht sei hiemit zwar auch kein Vorteil geschehen — denn es bekomme kein wirkliches, sondern lauter zugerechnetes Heil — desto freudiger aber habe der Vater seinen Sohn wiedererhalten. In der Stille habe er ihn aufgeweckt (wogegen die saure Gerechtigkeit und die spröde Heiligkeit nichts einwenden mögen) und lasse ihn jetzt in alle Ewigkeit hin die falschen Assignationen der Sünder und Sünderinnen, vorzüglich der Reichen und Vornehmen, acceptieren." — Freche Lehrmeinung, die unter neuen Beschönigungen wieder Platz zu greifen Lust hat! Finde sie diesen Platz! aber nur, um den stolzen Namen „Philosophie der Religion" als eine falsche Wortwechselbude auf immer zu bezeichnen.[1]

23.

Wie anders spricht die Schrift von der edlen Aufopferung Christi! Aus Liebe, spricht sie, nicht aus Haß oder um einen Gerichtsbetrug zu spielen, sandte Gott der Welt diesen Christus, daß durch ihn dem Verlornen Heil und Leben werde. Der größesten Liebe Erweis sei darin erschienen, daß Gott diese Veranstaltung getroffen und gleichsam den ersten Schritt gethan habe zur Wiedervereinigung mit dem entarteten Geschlecht, zur Rettung des Verlornen (Joh. 3, 16. 17; Röm. 5, 8—11; 2. Kor. 5, 18—20). Von Christo preiset sie es als eine beispiellose Großmut, daß er nicht nur lebenslang für eine undankbare Nation im Wohlthun

[1] Der ganze Paragraph enthält, von Herder formuliert, die Quintessenz der christentumsfeindlichen Geschichts- und Religionsphilosophie Voltaires, auf dessen „Philosophie der Geschichte" (Paris 1765) deutlich angespielt wird.

unermüdet gewesen, sondern auch, da diese ihn auf die schmählichste Weise hingeopfert*, mit desto größerer Güte das gesamte Menschengeschlecht umfasset und eine Religion des Heils für alle Völker angeordnet habe (Röm. 5, 7; Ebr. 12, 2). Die Heiligkeit Gottes trennet sie von andern Eigenschaften nicht, sondern präsidiert die ganze Begebenheit als eine Fülle von geäußerter Liebe, Menschenhuld und Erbarmen.**

24.

Gleichergestalt stellt sie das Werk Christi nicht anders als eine Anstalt zur wirklichen thätigen Rettung der Menschen von Irrtum, Unwissenheit, Lastern, Aberglauben und Zerimonien dar. Wer Christum durch irgend eine Vorstellungsweise zum Sündennährer und -diener mache, freve gegen ihn verleugnend. Nachdem durch ihn der Tag angebrochen, sei die Nacht der Schatten, böser Unordnungen und Gewohnheiten vorüber (Röm. 6, 13. 11—14; 1. Joh. 3 u. f.). Wie? und durch ihn sollte eben die schändlichste Mummerei gestiftet sein, die in Gott alle Wahrheit, im Menschen alles Heil aufhebt? Die ganze Erlösung der Welt ginge auf den Beichtpfennig hinaus, auf eine Beicht- und Absolutionsformel?

25.

Religion ist eine Sache des Gewissens, der Wahrheit. Wer schämt sich nicht vor sich selbst, wenn er mit der Quasisatisfaktion vor Gott tritt und sich als einen Heuchler und Formulanten

* Seitdem das Kreuz ein Symbol der Anbetung worden ist, spielt man gern andächtig mit dem Kreuzestode. Was, der Sache selbst nach, dieser Tod, die schmählichste Sklavenstrafe, war, davon mag man Lips. de cruce[1] lesen. In den Lebensumständen Christi war es kein Spiel, das eine personifizierte Idee spielte. — ** Jeder Sprachkundige weiß, daß das Prädikat von Gott קדש, das wir „Heiligkeit" übersetzen, die Summe seiner Vollkommenheiten bedeute, unter welchen Liebe, Güte, Großmut mitbegriffen ist; sie stehet ihnen feindlich nicht entgegen. Auch die Gerechtigkeit Gottes ist keine gerichtliche Mummerei, sondern Liebe und Wahrheit.

[1] Justus Lipsius (vgl. S. 386, Anm.), „De cruce libri III" (zuerst 1593 und wieder Düsseld. 1730).

fühlet? Die reinste Religion des Herzens hat Jesus gestiftet; die reinste, folglich auch die bestimmteste, ganz und gar Wahrheit.

26.

Jene Religion nämlich, die uns der Natur zu folgen gebot, ließ uns auf halbem Wege stehen; denn was glaubten leidenschaftlich starke oder schwache Menschen nicht, das ihnen die Natur, wo nicht gebiete, so doch erlaube? Sie sahen Beispiele davon in der Schöpfung; oder wenn sie solche nicht sahen, meinten sie, daß, was kein Tier thue, dem Menschen vergönnt sei, und schweiften zur größesten Unnatur gegen sich und ihresgleichen über. Gesetzgeber traten dazwischen und straften; die Stimme der Weisen lehrte, warnte, zeigte dem Menschen das Anständige, das Edle, Schöne und Gute im reizenden Licht; die Sorge der Erziehung machte es einzelnen Menschen, oft ganzen Familien rühmlich eigen. Wer aber von diesen Grundsätzen und Übungen ausgeschlossen blieb, war gerade der größeste, der wirksamste Teil der Menschen. Und auch in den Besten ward die Form des rein Menschlichen, Edlen und Schönen so oft von Leidenschaften erdrückt, von Nationalvorurteilen verengt und gekrümmet.

27.

Da trat der Mann auf, der den Menschen rein über das Tier hob und, was Gesetzgeber, Eltern, was alle Weise und Gute gelehrt, gewünscht, geübt hatten, in eine über allen Nationalismus erhöhete Menschen- und Völkerreligion brachte. Der Grundsatz, für den er gelebt und gestorben war:

Non sibi, sed toti genitum se credere mundo

Dir gehöreſt du nicht: dem Menschengeschlechte gehörst du!,

ward Prinzipium seiner Religion, in die menschlichste Form gekleidet. Dem Christentum gereicht es nicht zum Vorwurf, daß andre Weise auch wie dessen Stifter gedacht haben: was jene dachten, rieten, lehrten, bewiesen, ward durch ihn Institut, Menschen- und Völkerreligion, Herz und Gewissen bindend.

28.

Wie aber? Grundsätze dieser Art, Grundsätze des dem Menschen Anständigen, Edlen, Schönen, wie könnten sie Religion werden? Der Knote ist aufgelöset: Christus hat's erwiesen. Wenn die Menschheit ein Gottes- und gegeneinander ein Brudergeschlecht ist, welche Pflicht des Edlen und Guten spränge aus diesem Bande nicht von selbst hervor? und würde, früh geweckt, recht geleitet, ein williger, fröhlicher Trieb? Das Christentum weckte diese in der Menschheit schlafende Triebe und schuf, mit Beiseitsetzung aller andern Rücksichten, eine Anstalt, sie zu leiten. Was kein Gesetzgeber thun konnte, der diese Großmut, diese milde Gesinnung, eine zuvorkommend überwindende Menschenliebe und Wohlthätigkeit weder zu befehlen noch zu veranlassen vermochte, that die Regel und das Vorbild Christi. „So hatte er gedacht, so sollen und wollen auch wir denken." Aufopferung fürs Wohl des Ganzen, eines gemeinsamen Brudergeschlechts, ward im Christentum freiwillige Regel und Übung; in ihr liegt notwendig das Heil der Völker.

29.

Nicht nur Religion also, sondern dies ist die einzige Religion der Menschheit. Wie es kein doppeltes Naturrecht, kein zwiefaches honestum et rectum, aequum et bonum[1] gibt, so ist für Menschen kein anderer Gottesdienst (cultus Dei), als den Christus vorschrieb und erwies, möglich, „Gott nämlich im Menschengeschlecht auf die thätigste Art zu lieben". Jede andre Bewunderung Gottes, jedes Niedertauchen in seine Vollkommenheiten und in Spekulationen über dieselbe ist dem Begriff der Religion ebenso fremde als ein leerer Zerimoniendienst oder gar die Abgötterei selbst; denn ob ich vor Idolen oder vor Abstraktionen und Silben kniee, ist eins wie das andere. Aber du sollst sein, was du von Gott glaubest; erwarte nicht, daß er gegen dich an-

[1] Kein zweifaches Tugendhaftes und Rechtes, Billiges und Gutes. In einer Anmerkung dazu führt Herder zwei Äußerungen Ciceros („Ad familiares" Buch 4, Brief 2; Buch 5, Brief 19) über die unbedingte Gültigkeit des einen Tugendbegriffes und die Relativität des Nützlichkeitsbegriffes an.

ders sei, als du gegen Menschen bist. Ihre Sache deine Sache; die reinste Menschlichkeit, sie allein kann dir, dem Menschen, Religion sein, und sie ist dir in dieser Religion als das summe humanum, rectum, pium[1], als die höchste Tendenz und Bestimmung deiner und der menschlichen Natur gegeben.

30.

Sofort erhellet, wiefern der Christenglaube historisch sei, und was er für sich aus der Geschichte bedörfe.

31.

Wer die Geschichte Christi wissen will, muß sie lesen, und zwar rein lesen, ohne daß er Asche auf ihre Funken trage. Verdreheſt du sie und sprichst: „Wenn Christus, Petrus, Paulus dies nicht sagten, so sollten sie's gesagt haben", so beliebt dir ein Scherz, der hieher nicht gehöret.

32.

Also mußt du sie auch im Geist ihrer Zeit lesen, d. i. verstehen lernen. Zerreißest du sie und gibst ihren klärsten Aussprüchen die Larve späterfundener Dogmen, so hast du ein Larvenfest gespielt, aber keine Geschichte gelesen.

33.

Mithin darf dich auch nicht jeder Umstand der Geschichte gleich bekümmern. Möge diese und jene Begebenheit so oder anders geschehen sein — was liegt's deiner Religion daran? Es sei dann, daß es dir Religion wäre, darüber Bücher und Blätter zu schreiben.

34.

Also mußt du auch nicht vor allem auf das Mirakulose gespannt sein, als ob von verlebten Wundern voriger Zeiten deine Religion abhinge. Denn, Lieber, was hat Religion deines Herzens mit Wundern zu thun, die du nicht gesehen hast, und über welche du keine Rechenschaft ablegen darfst? Glaube ist Über-

[1] Das im höchsten Grade Menschliche, Rechte, Fromme.

zeugung, ernst-freudige Übung: was thun dazu alte Wunder? Das Wunderthun soll dir doch nicht Religion werden?

35.

Mithin bekümmere es dich auch nicht, wenn hier oder da du dir etwas nicht zurechtlegen kannst. Zurechtleger gibt es gnug; und sie mögen Verantwortung ablegen, warum dies und jenes so und nicht anders gemeldet sei. Dies thun sie als Philologen, als Geschichtkundige oder Litteratoren: du sollst das Gemeldete für deine Religion (denn dazu ist's geschrieben) religiös gebrauchen.

36.

Denn überhaupt was ist Geschichte? und wozu lieset du alle Geschichte? Um bloße Fakta oder gar Mirakel darin zu finden? Ein flacher Kopf sieht und reihet in die Geschichte nur Fakta; ein verdrehter Kopf sucht in ihr Mirakel. Nur wem die Geschichte zu seinem Geist, zu seinem Herzen spricht, nur der lieset eine menschlich geschriebene Geschichte menschlich.

37.

Und spräche diese Geschichte nicht also zu dir? Sagt jedes Wort, sagt das Leben dieses Mannes und der Ausgang desselben dir nichts? Und wenn der Verlassene, der im höchsten Zutrauen auf Gott Entschlafene nun wieder erwacht und mit ihm die Religiosität, in welcher und für welche er von den Lehrmeinungen seines Landes erwürgt war, vom Reich der Toten emporkommt, um eine Menschenreligion zu werden, ist diese Begebenheit dir sinnlos?

38.

Und wenn dieser Erweckte nicht mehr da ist, kannst du, eben im Sinn seiner Religiosität, glauben, daß er jetzt unsichtbar etwas anders sei, als was er sichtbar mit jeder Aufopferung war, Freund der Menschen, Beseliger der Welt? Seine Geschichte also wie seine Regel ist Trost- und Gerichtsspruch in aller Menschen Herzen; es gibt keine moralische Gottesregierung unter Menschen

und über Menschen als in dem, was ihm Religion war. Seine Schicksale, sein Leben ist eine Darstellung dieser Regel nach ihren innern und äußern Folgen.

39.

Laß also die Geschichte Christi mangelhaft sein in Umständen, die du zu wissen wünschest: wir dörfen und sollten ihn, wie Paulus sagt[1], nicht kennen nach dem Fleisch; er sei uns aber Religion, Kraft, Weisheit. Sagte jemand: „Die ganze Geschichte ist erdichtet, die Fischer von Kapernaum haben sie erfunden", so würde ich ihm heiter antworten: „Dank den Fischern, daß sie eine solche Geschichte erdichtet haben! Meinem Geist und Herzen ist sie Wahrheit."

40.

Wie wenig bei den Evangelien pedantisch auf eine vollendete Geschichte gerechnet sei, zeigen sie selbst. Das bloße Wissen einer Geschichte, zumal einer religiosen Geschichte, kann sogar verlockend werden, wenn ihr Inhalt mir nicht Religion wird. Daher reden die Briefe der Apostel so wenig vom irdischen Christus.*

41.

Edel nennet daher das Symbolum seinen Christum auch mit keinem[2] Ehrennamen als unsern Herrn. Denn da, wie Paulus sagt, damals so viele Götter und Herren waren (jeder Kaiserunmensch bekam Tempel, Altäre, Priester, Feste, in denen der Dominus orbis terrarum Deus würde[3]), so geziemte den

* Selbst die im Symbolum erwähnte historische Umstände zeigen, wie unbefangen man hierüber in den ersten Zeiten des Christentums dachte. Sie kamen irriger Meinungen wegen nach und nach zusammen und galten der damaligen Verfassung nach, da Bücher, also auch die Evangelien, selten waren, für ein dem Gedächtnis eingeprägtes Evangelium, eine kurze Laienbibel. Nicht aber dachte man, daß durchs Hersagen dieser historischen Umstände, „gelitten unter Pontius Pilatus" u. s., der Glaube der Christen erwiesen oder erprobt worden. Es war Symbolum, d. i. Losung, eine kurze historische Bekenntnisformel.

[1] 2. Korinther, Kap. 5, V. 16. — [2] Keinem anderen. — [3] In denen „der Herr des Erdkreises zum Gotte' würde.

Christen der bescheidenste Ausdruck. Nicht durch Titel und Lobpreisungen wollten sie ihn ehren, sondern durch Gesinnung und That.

42.

Der Name aber „Gottes eingeborner Sohn" war kein Ehrenname, sondern Bezeichnung seiner Person, seines Zwecks, Ausdruck seiner Religion selbst. Menschen zu Nachbildern der Gottheit, zu lebendigen Organen seiner Macht, Güte und Weisheit, sie zu einem thätigen Gottes- und Brudergeschlecht zu verbinden, dies war sein Geschäft, seine Religion, die Seele seines Lebens. Dies Geschäft brachte er vom Himmel hernieder, ihm ganz geweihet, Gottes eingeborner Sohn, eines neuen Gottesgeschlechts erstgeborner Bruder.

* * *

Aber die Triebfeder hiezu? Jene große Naturreligion bauete auf Triebe der Natur und hat solche vor sich; die Menschenreligion, die Christus setzt, fodert Überwindung, Bezähmung der Triebe. Sie gebietet Aufopferung, Großmut auch gegen die Feinde, ein Streben zum Wohl des Ganzen, auch ohne sichtbare Belohnung — woher hiezu Kräfte? Die Vernunft hat ein Recht der Natur ersonnen: wie oft wird es übertreten! Die Gesellschaft hat ein Recht der Völker allmählich festgestellt: bei dem leisesten Anlaß schreitet man hinüber. Und eine Religion der Völker, eine Religion des höchsten Geziemenden der Menschheit, sich dem Wohl andrer aufzuopfern, nur in ihnen zu leben, worauf sollte sie sich stützen? woher ihre Vollziehungskraft nehmen? Man höre ferner den Glauben der Christen!

III. Vom Glauben an den himmlischen Beistand in einer heiligen Gemeinschaft.

1.

Der Glaube an einen heiligen Geist, d. i. die Überzeugung von einem hülfreichen Beistand und Antriebe (Anhauch) Gottes zu allem Guten, trennet sich von Lehrmeinungen ganz. Haben

wir noch nicht herausgebracht, wie irgend eine Kraft in der Natur wirke, oder was sie sei; erkennen wir's als ein vergebliches Bestreben, durch Worte eine Kraft darstellen oder ausdrücken zu wollen, die sich allenthalben nur durch Wirkung erweiset: wie? die Kraft aller Kräfte, die moralische Gotteskraft, wollten wir durch Spekulation ausklügeln? Sie ist, was sie ist, und kann nur durch sich erkannt, erwiesen, erprobt werden.

2.

Vielmehr hindern ängstliche oder müßige Spekulationen das reine Gemüt, das nicht nach Wissenschaft, sondern einem Sein strebet. Er will den Geist nicht zergliedern und deduzieren, sondern dieses Geistes sein und in ihm wirken; denn er ist Gesinnung, Trieb, inneres Leben.

3.

Der Egoismus, der sich selbst gebietet, und weil er dieses thun kann, eben in der Macht höchsteigner Diktatur, als in der Form der Gesetzgebung, jede Kraft zu Befolgung des Gesetzes findet, er möchte dieser Geist Gottes schwerlich sein; denn in einer leeren Form der Gesetzgebung ist weder Macht noch Seligkeit, weder Geist noch Leben. Nichts ermüdet mehr als das Gebieten; auch des Stolzes, daß man gebieten könne, wird man bald satt; und wie? wenn gar an die Stelle des reinen Willens, zu gebieten, ein reiner Unwille, zu gehorchen, träte? Mächtiger Autonom, so hat deine Monarchie ein Ende! Statt ihrer tritt die Anarchie einer ohnmächtig-wilden Wortfehde ein: „Zwing' dich!" — „Ich kann nicht." — „Du kannst, weil du sollst." — „So will ich nicht sollen, weil ich nicht kann", u. s.

4.

Als du in die Schöpfung tratst, belebete dich Geist, ohne daß du ihn schufest. Göttlicher Atem wehete dich an, als du die erste Luft sogest. Da entzündete sich deine Lampe; dein Herz schlug; es umfing, es durchwallete dich Leben.

5.

Als du ins Reich der Menschheit tratst, belebte dich Geist der Menschen, Belehrung. Durch Nachahmen gewannest du Übung, auch zum kleinsten Gebrauch deiner Glieder. Den Unterricht hattest du dir nicht geschaffen: ein Ozean von Ideen, Gewohnheiten, Handlungsweisen nahm dich auf; und in dir war etwas, dies alles aufzunehmen, dir anzueignen und es als Eigentum zu gebrauchen. Geist empfing vom Geiste.

6.

Triebe erwachten in dir; dein ganzes Leben wird durch Triebe geleitet. Ein elendes Geschöpf, dem, von allem isoliert, Spekulation sein Dasein wäre, so daß es keine Welt kennte, als die, durch seine Spekulation geworden, mit ihr aufhörte! Ein Traumgeschöpf außer Raum und Zeit! Noch elender aber wäre ein andres Scheinwesen, das, unbekannt allen Trieben[1], sich ein Gesetz ausklügeln müßte, durch welches es etwa einen Trieb erlangen möchte. Dies wäre der personifizierte Stolz in der tiefsten Ohnmacht.

7.

Dem Triebe wohnt innere Macht ein; ja er wird nur durch diese. Ungeduldig, sie anzuwenden, strebt er zu einem ihm fast unbekannten Ziel; und im zusammengeordneten Reich der Natur, der Mutter aller Triebe, erreicht er's wirklich. So reizen Hunger und Durst ohne Theorie der Verdauung und des darauf erfolgenden Wohlseins, auch ohne Don Rezios[2] gebietenden Stab: „Du sollst essen, damit du allen vernünftigen Essern ein Vorbild der befolgten Eßpflicht ohne gehabte Eßlust werdest."

8.

Des Triebes, der die ganze Natur zusammenhält, zu geschweigen, siehe die Mutter an in ihrer alle Beschwerden und

[1] D. h. unbekannt mit allen Trieben, unkundig aller Triebe. — [2] In der von Herder benutzten Leipziger Übersetzung des „Don Quixote" von 1767 der Name des Arztes, der bei der ersten Mahlzeit des zum Statthalter von Barataria gewordenen Sancho Pansa diesem eine kaum erst aufgetragene Schüssel sogleich wieder wegzunehmen befiehlt, indem er sie mit seinem Stäbchen berührt.

Gefahr überwindenden Mutterliebe! Sie leidet, thut, handelt, ohne daß ihr jene unaufgezogene Uhr, die ohne Gewichte sich selbst treiben soll, nur einfällt. Siehe den Vater, den Mann, den thätigen Freund, den Retter seines Vaterlandes, den Helden in jedem Geschäft! Sein Werk ruft, seine Pflicht treibt ihn; sie ist ihm Lohn und Erquickung. Er lächelt im Tode.

9.

Leben, Leben treibt dich zu dem, was du thun sollst und sein mußt; selbst deine Spekulation wird dadurch geleitet. Glücklich, wenn du der Menschen Thun und Treiben, verflochten in ihren Kampf, mitführend kennen lernteſt und dabei dein Gewissen retteteſt, deine Vernunft erprobteſt! Nur so umfing dich der Geist der Menschheit: im Grübeln erschien dir kaum sein Idolum.

10.

Über alle Dichtung hinaus gibt es eine schwache und leidende, aber auch eine gesunde und starke Menschheit. Reine Triebe, eine himmlische Einfalt der Seele erscheint oft, wo man sie nicht suchte, oft, wo sie verachtet und verschmäht wird. Schwäche, Unlauterkeit, eine Verkehrtheit aller Triebe zeigt sich am meisten in den vorzüglich beglückten, geschmeichelten, glänzenden Stellen und Funktionen der Gesellschaft sowie denn auch in dem durch sie veranlaſseten andern Extrem, dem Knechtssinn, der gepreßten Dürftigkeit, der rohen Verzweiflung. Wer von diesen folgern wollte, daß nirgendwo anders reiner Trieb im Menschen sei, der verzweifelte im engen Lazarett voll Kerkerfieber, daß auf den Bergen freie Luft, Atem Gottes wehe. Freilich ist auch diese keine künstlich abgezogene, dephlogisierte[1] Luft (denn die könnten wir nicht atmen), doch aber für Menschen ein erquickender Balsam.

11.

Der Glaube sagt also: „Ich traue auf einen göttlichen Anhauch, eine Unterstützung meiner moralischen Kräfte“, wie ich

[1] Durch Erhitzen des Feuchtigkeitsgehaltes beraubte.

der reinen Luft, die mich umwehet, wie ich allem, was die Natur Stärkendes, Nährendes, Erquickendes hat, traue und glaube. „Der Weltkreis ist voll Geistes des Herren; der Herzenläuterer ist allenthalben" (Weish. 1, 3—7). Wo irgend also lautere Weisheit sprach, wo ein reiner Trieb handelte, überwand, litt und ausführte, da webte Geist Gottes, da war (nach dem ebräischen Ausdruck) der Anhauch des Allbelebenden mächtig.

12.

Geist spricht zum Geist; das Kriterium der Wahrheit hat jedermann in sich. Weder die Einbildung gibt es noch die Spekulation: im Gemüt, im innersten Bewußtsein wohnt die Summe aller Wahrheit, aller Treue und Liebe, Geist Gottes (*ἅγιον πνευμα*).

13.

Diesen reinen Trieb erweckt das Christentum, nicht aber dadurch, daß es Tugenden als ein Gesetz fodert (denn dadurch erwacht kein Trieb) oder oberflächliche Gesinnungen vorschreibt, sondern dadurch, daß es die edelste Anlage der Menschheit, den Trieb aller Triebe, Liebe, eine jedes Böse mit Gutem überwindende Liebe weckt und läutert. Liebe erhält die Welt; an Geschlechts-, an Vater-, Mutter-, Kindes-, Freundes-, Vaterlandes-, Schwester- und Bruderliebe sind in der menschlichen Gesellschaft alle Pflichten des Lebens gebunden, von ihnen gehen alle edle Bestrebungen aus. Hiezu hat die Natur vorbereitet, hiezu schlafen in der Menschheit die regsten Triebe. Der Schöpfer hat diese erschaffen; du darfst weder sie noch ihren Zweck erkünsteln. Geist der Schöpfung ist's, der sie im Menschen sein Leben hindurch weckt und läutert.

14.

Schon hiedurch wird Gemeinschaft. Kein Trieb ist in der Natur allein: er wird von einem Reiz geweckt, er strebet nach etwas. Kein Trieb bleibt auch allein: er findet ihm gleichgestimmte oder entgegengesetzte, harmonische oder disharmonische Triebe. Da er immer etwas zu überwinden oder zu erreichen

hat, so kommt er mit andern oder gegen andre in eine Schule der Übung. So bindet, so knüpft sich die geistige wie die körperliche Welt; bei bloß autonomischen Gesetzen regte sich nichts, alles stünde isoliert auseinander.

15.

Jeden Kräfte erweckenden, Triebe belebenden Anhauch nennet die Schrift Geist Gottes; er ist kein wilder Trieb, sondern hat seine Regel in sich. Er heiliget, d. i. er sondert vom Mißbrauch; er züchtiget und läutert.

16.

Wodurch dieses? Jedem Triebe der Natur ist nicht nur seine Art, sondern auch sein Maß bestimmt; verfehlt er beide, so ist die Natur ein scharfer Wächter und Richter. Wesentlich ist ihm also (ein καλον[1]) ein Umriß vorgezeichnet, in Erreichung dessen er Genuß und Seligkeit findet, außerhalb welchem er sich überstrengt und ermattet oder statt Seligkeit mit Überdruß und Reue gelohnt wird. Wenn dies ein allgemeines Gesetz der Natur ist, so muß es seine Wirkung auch im Reich der geistigen Triebe des Menschen, seiner Kräfte und Neigungen äußern. Auch hier wacht ein guter Geist in uns, der die schlafenden Kräfte weckt, ihren Mißbrauch aber zeihet und uns vor dem Übermaß bewahret. Nenne man ihn Vernunft, Gewissen u. s.: alle Weisen haben ihn für eine Stimme Gottes erkannt; er ist eine innere prüfende Richtschnur.

17.

Was von außen ihn anspricht, nennen die Ebräer Befehl, Wort Gottes; die strengste Bemerkung, die achtsamste Aneignung dessen, was es unserm Innern saget, ist Herzensreligion. Sie belehrt, sie bessert.

18.

Mit diesem Geiste sprach das Christentum die Menschheit an; und was Wunder, daß ihm der reine Geist der Menschheit

[1] Ein (sittlich) Schönes.

antwortete? Da es weder Spekulation noch politische Verfassung betrieb, sondern zu jedem sprach: „Das sollst du als Mensch sein, in welchem Stande du auch lebest! Das in dir ist das reine Bild deiner Menschheit", so antwortete allenthalben im Menschen die[1] Echo der Stimme Gottes: „Das bin ich! Das soll ich werden!" Und da es dies nur mit einer lehrenden Bruderstimme, nach dem Vorbilde seines Stifters, mehr durch That als Worte sprach, so schuf sich Gemeinschaft. Jeder eingeschlossene Vertrag ist uns lieb: wie denn nicht ein Vertrag des reinen Geistes mit reinen Geistern?

19.

Religion ist's also, an einen guten Geist zu glauben, der über und in uns wacht, und dessen Stimme zu folgen heilige Pflicht ist. Religion ist's, mit größester Treue alles anzuwenden, womit dieser heiligste Trieb unsre Gaben belebet. Bürgerlich[2] kann ich wie ein Baum auf bösen Boden in einem feindseligen Klima gepflanzt sein, und manche meiner besten mir eigensten Fähigkeiten müssen unerweckt schlafen: reiner Mensch aber muß und kann ich werden, ich stehe, wo es sei. Dazu kann es mir nie an göttlichem Anhauch mangeln.

20.

Ich glaube also, sagt der Christ, an ein heiliges πνευμα[3], das alle gute Menschen belebet, an einen Beistand, der jedem auf seinem Wege forthilft, so wahr ich eine Charakterbestimmung der Menschheit selbst glaube. Fehlt keiner Pflanze der Lebensatem, dessen sie bedarf, wie sollte er der moralischen Pflanze des menschlichen Geschlechts fehlen? Nur ist der Garten groß; die Gewächse sind nach Art, Witterung und Boden sehr verschieden

21.

Ich glaube, sagt der Christ, an den Geist einer thätigen Gemeinschaft. Nicht wie einer denkt, dörfen auch mehrere denken;

[1] Echo wurde von der griechischen Sage als weibliches Wesen gedacht. — [2] D. h. politisch. — [3] Einen heiligen Odem, Geist.

aber wie einer gesinnet ist und mit regsamer Kraft im Größesten und Kleinsten ohne Anmaßung handelt, dieser Geist geht wie ein unsichtbares Medium, Herzen und Seelen verbindend in andre über. Ohne daß sie es wissen, nehmen sie an der Physiognomie unsres Geistes teil. — So bildete sich ein Freundes-, ein Familien-, ein National-, ein Vaterlandsgeist, so muß sich der reine moralische Geist fortbilden.

22.

Es gibt also eine Geistesgemeinschaft. Ihr, die ihr klagt, daß es keine gebe, sehet zu, ob an euch selbst nicht die Schuld sei! Ist kein lebendiger Kreis um dich, dein Haus, deine Familie, dein Kreis von Geschäften? Wohlan! Jede reinwirkende Gemütsart leuchtet, erquickt, sie sucht und schafft Gemeinschaft.

23.

Im großen Geist der Allverbindung glaubt also das Symbolum eine Gemeinschaft aller Heiligen und Guten. Diese ist kein Sittenstaat; denn so wenig es auf äußere Sitten allein hier ankommt, so verscheucht das Wort Staat schon den Geist dieser Verbindung. Was Menschen zu einem geistigen Körper bilden soll und kann, ist allein die wirksame Tendenz aller ihrer, auch der verschiedensten Gaben und Kräfte, in der sie einander unterstützen und ohne einander nicht sein mögen. Ein Staat, worin jeder sich selbst beföhle, dem andern mit keinem Bande verbunden, mißbraucht den Namen des Staates.

24.

Das Christentum glaubt eine Gemeine der Heiligen, die ein Trieb belebet. Sie kennen sich, ohne sich zu kennen, unterstützen einander, ohne daß einer von der Not des andern weiß. Jeder hilft, wo er Gebrechen der Menschheit wahrnimmt und ihr Elend fühlet. Dazu setzte ihn der Himmel auf seine Stelle, gab ihm Empfindung der Übel, die vielleicht kein andrer empfindet, treibende Kräfte zu einem Punkt, den ein andrer vielleicht nicht wahrnahm. Lebendige Organe eines vielfach organisierten Kör-

pers. Wenn auf dieser Erde eine Gesamtglückseligkeit der Menschen auch nicht zu erwarten wäre, so hat diese unsichtbare Versammlung ihren Zweck im Wirken selbst erreichet.

* * *

25.

Die Worte: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden", hat jene frühe Hierarchie veranlasset, die in Zeiten der Verfolgung dem kleinmütig Abgefallenen die Rückkehr zu ihrer Gemeine versagte. Die Christenheit nach Christus' Sinn glaubt eine Vergebung und hat hierin nicht nur das Gebot ihres Herren, sondern das Bedürfnis der Menschheit selbst für sich. Möge es notwendig gewesen sein, daß in jenen harten Zeiten die Gesellschaft der Bekenner sich enge zusammenschloß und mit schärferen Gesetzen verwahrte; da aber eine Christengesellschaft und die geistige Christengemeine zwei sehr verschiedene Dinge sind, so muß schon die Überzeugung: „Ich bin ein Mensch, kein Fehlen der Menschheit ist mir fremde"[1], Vergebung menschlicher Fehler hoffen und gebieten. Denn wer würde ohne diese Hoffnung nicht trostlos? Wer ist nicht gefallen? wer darf sagen, daß er nie fallen werde? Und ward nicht eben durch die Rückkehr von Fehlern die reinere Gemütsart mit größerer Festigkeit oft bewirket? Keine Läuterung ist so scharf als das Fegefeuer begangener Fehler: sie strafen, lehren mehr, als eine Gemeine je strafen und lehren könnte.

26.

Die letzten Worte des Symbolums: „Ich glaube eine Auferstehung und ein ewiges Leben", sind ihrem Ursprunge nach eine Reliquie jener alten Hoffnung, da die Christen bei der Wiederkunft ihres Herren einen Genuß unzerstörbarer Freuden mit ihm hofften. Diese Erwartung (eine jüdische Meinung, die ins Christentum überging und in ihm eine geistige Sache sinnlich vorstellte) war der damaligen Zeit vielleicht unentbehrlich; denn

[1] Übersetzung von Terentius, „Heauton timorumenos", V. 77.

faſt glauben wir's nicht, wie ſinnlich vor Jahrhunderten, geſchweige Jahrtauſenden, ganze Völker dachten. Einen Chriſten, der, ſeinem Chriſtus nach, in den Tod ging, mußte gewiß ein ſtarker Mut beleben, und wenn kleidet ſich Hoffnung, eine Hoffnung, die den Tod überwindet, nicht in Bilder? Hatte gleich ſchon Paulus geſagt: „Du Narr, was du ſäeſt, iſt nicht das, was aufgeht“ [1], ſo konnte doch die menſchliche Befangenheit, die keinen Leib als den jetzigen kennet, nicht anders als in ihm eine Wiederauflebung zu neuem, ewigem Genuß ſinnlich denken. Alle Völker der Erde dachten über den Zuſtand nach dem Tode, den verſchiedenen Perioden der Entwicklung ihrer Begriffe gemäß, nicht anders.

27.

In der Chriſtenheit hat der Glaube an ein Aufſtehen aus dem Grabe, den damaligen Zeiten gemäß, unzweifelhaft viel Gutes bewirket. Auch bei rohen Völkern hat er die Achtung, die dem menſchlichen Leichnam gebührt, den Frieden, den man den Gräbern ſchenkte, als Religion geſichert, mithin dieſe Völker humaniſieret. Auch die Thränen der Hinterbliebenen floſſen ſanfter beim Grabe, wenn man ſich in ihm ohne Skrupel den Toten nur ſchlafend, bald fröhlich erwachend gedachte. Das troſtloſe Trauergeheul der Völker, die keine Hoffnung haben, ward durch dieſen faſt natürlichen Glauben in jenen Flötenton verwandelt:

So ſchweige dann, traurige Klage!
Ihr Mütter, hemmet die Thränen!
Niemand beweine ſein Pfand hier:
Der Tod iſt neue Belebung.

Nimm auf, o Erde, den Samen,
In mütterlich-ſanften Schoß auf!
Ein edles Menſchengebilde
Vertrau' ich dir, jetzo zertrümmert. [2] U. ſ.

[1] 1. Korinther, Kap. 15, V. 36. — [2] Überſetzung der von Herder in einer Anmerkung auch im lateiniſchen Wortlaut angeführten Strophen 30 und 32 des bekannteſten 10. Hymnus aus Aurelius Prudentius' (348—410) „Cathemerinon liber“, einer Sammlung von zwölf wortreichen, in den verſchiedenen Tagesſtunden

28.

Niemand indes sei bekümmert, wenn ihm dieser gutmütige Glaube einer Auferstehung des Körpers, wie sie die alte Christenheit dachte (denn es ist an ihr viel gekünstelt worden), nicht zweifellose Religion ist. Wem schadete es, wenn sein mürbes Fleisch nicht auferstünde? Wen freuete nicht vielmehr der Glaube Paulus': „uns erwartet eine neue Organisation zu einem neuen Leben"?[1]

29.

Im innigsten Gemüt des Menschen lebt Hoffnung, unsterbliche Hoffnung. Das Nichtsein, auch mit aller Macht der Phantasie gedacht, gibt keinen Begriff: jeder Mensch von Gefühl, geschweige von menschlicher Gesinnung, sollte sich also scheuen, einen dergleichen Unbegriff als Phantasma auszuschmücken oder zu prädizieren. Laßt[2] leben, wer leben will; lasset ihn ewig leben! Froh und frei empfehle ich meinen Geist in die Hände des Vaters und entschlafe. „Der Gott unsrer Väter ist nicht der Toten, sondern der Lebendigen Gott; in ihm leben sie alle", sagt Christus.[3] Einer getrennten Liebe und Freundschaft, einer zerrissenen Familie Glaube und Hoffnung geht über das Grab hinüber.

30.

Was sollen nun Lehrmeinungen zu diesem allem? Über die Personifikation, die Operationen, die Ämter des heiligen Geistes? Lehrmeinungen über die Kirche? (Legion ist ihr Name.) Sie sind so oft durchgefochten, daß die Streiter, selbst des Streits müde, jeder seine Göttin dem Geschick überläßt. Vollends der Streit über die Prozeßform der Sündenvergebung, über Auferstehung der Toten und die Visionen des ewigen Lebens, sie sind nicht Religion und können es nie werden.

* * *

Frei von Lehrmeinungen bekennet also das christliche Symbolum unwiderleglich und unzerstörbar:

und Lebenslagen zu betenden Hymnen. — [1] 1. Korinther, Kap. 15, V. 37 ff. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 70 *. — [3] Lukas, Kap. 20, V. 38.

I. die große Regel der Naturreligion: „Folge den Gesetzen der Schöpfung, Erhaltung und Vorsehung treu und willig; sie sind Gesetze eines allmächtigen, weisen, gütigen Vaters."

II. die höchste Regel der Menschen- und Völkerreligion: „Wirke, überwinde mit Liebe bis in den Tod; aufopfernde Liebe bringt dem Menschengeschlecht Heil; denn es ist ein Ganzes, und du gehörst dem Ganzen."

III. die innigste Regel der Religion der Erfahrung: „Sei deinem Gewissen treu, in ihm spricht Geist Gottes. Folge jedem Zuge zum Guten und verzweifle nie an einer dich verstärkenden Gemeinschaft. Glaube ein Emporkommen aus Schwächen, selbst aus dem Tode, einen nie unterbrochenen Gang der Vorsehung, dem Guten ein immer wachsendes Heil, jedem Guten ewig belohnende Folgen."

Ginge der Name des Christentums unter, so müßte dieser Glaube Religion der Menschheit heißen. Wälzet die Kugel, wie ihr wollet, ihr Schwerpunkt ist immer am tiefsten Ort.

III. Vom Unterschiede zwischen Religion und Lehrmeinungen in Ansehung der symbolischen Gebräuche des Christentums.

Zwei symbolische Handlungen sind beim Christentum seit seiner Entstehung im Gebrauch; wir nennen sie Taufe und Abendmahl. Was hat Religion, was haben Lehrmeinungen gemein mit diesen Gebräuchen?

I. Von der Taufe.

1.

In den meisten alten Religionen war Waschen, Reinigen, Baden eine befohlne Handlung, zuerst zur Gesundheit und Anständigkeit des Körpers, sodann auch als Symbol der Reinigung des Gemüts, der Weihung. Im jüdischen Staat war das Untertauchen (Taufe) eine unerläßliche Formularpflicht für den Frem-

den, der in seine Gemeinschaft trat. Nicht nur bekannte er sich damit als einen Unreinen, „der jetzt zu einer geweihten Nation trete", sondern verpflichtete sich auch, ihren reineren Gesetzen gemäß zu leben. Die Gebräuche dabei, insonderheit das völlige Untertauchen, ein Begrabensein unter dem Wasser, waren pünktlich vorgeschrieben und sprachen, auch ohne hinzugefügte Gebete und Gelobungen, sich selbst aus.

2.

Als Johannes auftrat, war seine sogenannte Taufe zur Buße ein Symbol nach alter prophetischer Weise, das eine neue Landes- und Volkslustration[1] bezeichnen sollte. Indem er eine Gemütsänderung *(μετανοιαν)* foderte, so sollte dieser sonst nur bei Proselyten übliche Gebrauch, der aber auch in mehreren Sekten und Sittenschulen angenommen war und jetzt auf die ganze Nation angewandt ward, eine Erneuung und Palingenesie[2] ihrer Denkweise bekennen und angeloben; daher, als Christus zu ihm kam, Johannes dies Symbol unnötig hielt. „Er sei kein Unreiner", sagte der Täufer, „da er nicht wie die andern denke." Wer von dieser Taufe begehrte, erkannte sich, obwohl aus dem heiligen Volk entsprossen, für einen Ungeweiheten, gleich jedem andern Heiden; er versprach eine andre Heiligung, als die vom Geschlecht oder der Geburt abstammte. Mit dieser Bedeutung ging der Gebrauch in das Christentum über* (Joh. 4, 2).

3.

Als daher die Verkündigung desselben anhob, ward dies der Nation bekannte Symbol sogleich mit angesaget: „Lasset euch retten aus der Denkart dieser verkehrten Generation; und zum

* Die Anwendung, daß Johannes' Lustration der Nationalhoffnung selbst einem künftigen Messias den Weg bahne — „denn wenn dieser dem Lande, wie es jetzt sei, erschiene, müsse er's erst ausbrennen, d. i. mit Feuer taufen" — war der Zeit sowohl als der strengen Denkart Johannes' gemäß. Der milder denkende Christus milderte diese Anwendung; so ward aus dem schreckenden Feuerbade ein belebendes Bad des Geistes (Joh. 3, 4), welche Vorstellung dann dem Christentum blieb.

[1] Volksreinigung, Volksentsühnung. — [2] Wiedergeburt.

Bekenntnis dessen lasse sich jeder taufen. Abgethan werde euer voriges Leben mit seinen Vergehungen; und ein neuer Geist wird euch werden nach jener Verheißung." (Apost. 2, 38—40.) Durch die Taufe, als durch eine Magie, erhielt der Getaufte diesen Geist nicht; er trat aber durch sie zu einer Gemeinschaft, in welcher Gaben dieses Geistes in brüderlicher Mitteilung wirkten, welcher Umstand in der Geschichte deutlich bemerkt wird* (Apost. 2, 41—47; 4, 31; 8, 12—17; 10, 44—48; 19, 5. 6). Das Versprechen, ein neues gutes Gewissen zu bewahren, ein Begraben des alten, das Emporkommen eines neuauflebenden Menschen, Bad einer Palingenesie, d. i. des Übertritts zu einer Gemeine, in der seit Christo fröhliche Kräfte wirkten, das war als Initiation[1] zum Christentum die Taufe (1. Petr. 3, 21; Röm. 6, 3; Tit. 3, 5. 6).

4.

Wie verändert nicht nur der Ritus (denn dessen äußere Gebräuche sind gleichgültig), sondern der Sinn und Zweck dieses Symbols worden, ist bekannt. Magische Lehrmeinungen überhäuften dasselbe, als ob durchs Taufwasser Sünden weggeschwemmt, Zauberkräfte mitgeteilt würden. Rohe Missethäter drängten sich abergläubig zum Taufbade[2] oder sparten es frech bis zur letzten Stunde auf. Durch Kreuz und Chrisma[3] sollte der Geist einziehen; durch Kreuz und Verwünschung sollte zuvor der Unhold vertrieben werden. U. s. Eben bei symbolischen Handlungen sieht man, was Lehrmeinungen thun, wie verschieden vom Symbol, wie wandelbar, wie zauberisch sie wirken. Vor unsern Augen verwandeln sie die Handlung, daß sie zuletzt kaum mehr

* Ausdrücklich wird in den angeführten Stellen bemerket, daß nicht durch die Taufe das πνευμα[4] über die Initiierten[5] gekommen, sondern durchs Gebet bei Auflegung der Hände, d. i. bei völligem Eintritt in die sie aufnehmende, bewillkommende, freudige Christenversammlung.

[1] Weihe. — [2] Es ist wohl an Chlodwig gedacht, wie in den folgenden Worten an Konstantin d. Gr. — [3] Salböl. — [4] Der (heilige) Geist. — [5] Eingeweihten.

ist, was sie ist. Die Lehrmeinung spricht, und die Sinne der Wähnenden, von ihr tantalisiert[1], schweigen.

II. Vom Abendmahl.

1.

Noch ersichtlicher ist dies beim Abendmahl, das man auch deshalb das heilige nennen sollte, damit es vom Wahn entfernt bleibe. Wie redend ist dessen Bedeutung, da die symbolische Handlung vom Stifter selbst durch Rede erklärt ward — und wohin ist sie gedeutet!

2.

Alle Evangelisten, die dieser Handlung erwähnen, geben die Umstände, unter welchen sie vorfiel, so einstimmig an, daß über ihren ursprünglichen Sinn durchaus kein Zweifel sein sollte; denn eben diese Umstände sind gleichsam die Seele der Handlung. In keinem andern Moment des Lebens Jesu konnte geschehen, was hier geschah; in keinem andern Moment seines Lebens konnte Christus sprechen, was er hier sprach.

3.

Erstens. Es war die letzte Mahlzeit, die er mit seinen Jüngern hielt: sein Tod schwebte über ihm, an dessen so nahe Nähe keiner seiner Tischgenossen dachte. Der Verräter allein, der die Überlieferung seines Freundes verabredet hatte, wußte dies, wiewohl er (nach seinem spätern Benehmen zu urteilen) eine Todesgefahr sich auch nicht vorstellte. Da, nur da, in der Nacht, da er verraten ward, sprach Jesus die Worte, die alle Evangelisten mit der großmütig-schonenden Enthüllung des Verräters unmittelbar verbinden: „Mich verlangete herzlich, das Osterlamm mit euch zu essen; denn ich sage euch, daß ich davon nicht mehr essen werde; die Hand meines Verräters ist mit mir am Tisch." — Da nahm Jesus das Brot, da nahm er den Kelch u. s. — was sagt, was redet dieser Umstand anders als: „Euch unver-

[1] Gemartert wie Tantalus (durch unstillbaren Hunger und Durst in der Unterwelt).

mutet, ungeglaubt, aber dringend, andringend ist die Nähe meines unvermeidlichen Todes." So gewiß war Christus dessen, daß er sich in den Worten, die er aussprach, schon als einen Gestorbenen ansah und symbolisierte.

4.

Zweitens. Und Christus aß von diesem Brot nicht; er kostete nicht diesen Schlußkelch des Mahles — ein Umstand, den Lukas deutlich anführt. „Mich verlangte herzlich, das Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide (denn ich wußte, es sei die letzte hienieden mit euch genossene Fest- und Freudemahlzeit). Ich kann sie nicht vollenden; nehmet den Kelch und teilet ihn unter euch! Ich trinke auf Erden nicht mehr vom Gewächs des Weinstocks." Auch sein letztes Verlangen also konnte Jesus nicht ausgenießen, den letzten Kelch der Freude mit ihnen nicht trinken.*

5.

Drittens. Am jüdischen Osterfest ward viel symbolisieret Das ganze Fest, in Zeiten angeordnet, da man für die Gemeinheit[1] nicht durch Buchstaben und Reden, sondern durch Gebräuche sprach, war selbst ganz Symbol. Alle kleine und große Verrichtungen daran sollten bedeutend sein, bedeutend auf ewige Zeiten. (2. Mos. 12.)**

6.

Und da in der alten Schrift[2] ausdrücklich die Worte vorkamen: „Wenn deine Kinder dich fragen werden: ‚Was habt ihr

* Bekannt ist's nämlich, daß das Passah das größeste Fest der jüdischen Nation und diese Mahlzeit, das Andenken ihrer Befreiung, ihre Triumphmahlzeit war. Mit Freude mußte der Kelch des Danks genossen und vom Hausvater dankend erhoben werden. Christus, der Hausvater dieser Familie, sprach den Segen des Danks, kostete diesen Kelch aber nicht: „Nehmet", sprach er, „und teilet ihn unter euch: ich kann an dieser Nationalfreude nicht mehr teilnehmen." — So wird der Gedankenübergang zur Stiftung einer andern Gedächtnismahlzeit klar. — ** Z. B. das Lamm, seine Schlachtung und Zubereitung, die mit seinem Blut bestrichene Thürpfosten, alle Gebräuche beim Essen desselben, Brot, Salat, Stand, Kleidung u. s.

[1] Allgemeinheit. — [2] 2. Mosis, Kap. 12, V. 26.

da? warum thut ihr also?' sollet ihr sagen: ‚Das ist'" u. s., so wurden diese Worte nicht nur ein strenges Gebot zur Auslegung aller Gebräuche*, sondern auch, als außer Ägypten dies Fest gefeiert wurde, wurden sie das Signal neuer Symbole. Da es ein Fest der Generationen auf ewige Zeiten hieß, so ward jene alte Errettung als das Vorbild gegenwärtiger und zukünftiger Errettungen gedacht und als solches in Gebräuchen und Gebeten symbolisieret.**

7.

Unter andern solchen bildlichen Handlungen war auch das Brechen eines Brots, das der Hausvater bald nach dem Anfange der Mahlzeit beiseit' that und auf den Schluß derselben bewahrte.*** Der erste offene Teil war mit den andern Speisen genossen; diesen verborgenen zog der Hausvater zuletzt hervor, brach ihn in kleine Stücke und reichte ihn mit der Symbolisation umher: „Das ist das Brot der Trübsal, das unsere Väter in Ägypten aßen", u. s.† Dann aber reichte er den letzten Becher der

* Die Mischnah[1] wiederholt dies Gebot sorgfältig. Pesachim 10, 4. 5. — ** S. Buxtorf, Synagoga Jud., Kap. 18; Joh. Meyer, De temporib. sacr. Judaeor.; Lightfoot, Minister. templi Hierosolymit.[2] u. s. Letzterer hat die Zeit der Einsetzung des Abendmahls beim letzten Becher richtig, die eigentliche und nächste Veranlassung aber, d. i. den lebendigen Punkt der Handlung, auch nicht bemerket. — *** Es war die Hälfte eines der ungesäuerten Kuchen und hieß Aphikomen, d. i. επικωμιον, Nachtisch, weil nach dem Osterlamm kein andrer sonst gewöhnlicher Nachtisch aufgetragen werden dorfte; daher auch nach ihm nichts zu essen erlaubt war. S. Buxtorf, De Synag. Jud., Kap. 18; Lightfoot u. a. — † „Sie essen dies Brot", sagt einer ihrer Bekannten, „mit großer Heiligkeit und Andacht, sagen, daß sie diesen halben Kuchen statt des Osterlamms essen und darum verbergen, daß er ein Zeichen sei auf ihren Moschiach[3], dessen Zukunft vor ihnen auch verborgen und heimlich sei. Sie nennen diese Nacht eine Behütnacht und schreiben, daß alle

[1] Die von Rabbi Jehuda Hannasi um 219 n. Chr. zusammengestellte Gesetzessammlung, die den ersten Teil des Talmuds bildet und in 6 Ordnungen 63 Traktate in 524 Kapiteln umfaßt. Pesachim (= Osterfeste) ist der 3. Traktat in der Ordnung B (Moed = Feste). — [2] Berühmte Hebräisten des 17. Jahrhunderts. Von John Lightfoots (1602—75) hauptsächlich dem Talmud und dem Alten Testament gewidmeten Werken ist die beste Ausgabe die von Johannes Leusden besorgte Utrechter aus dem Jahre 1699. Leusden besorgte auch von Johann Buxtorfs (1564—1629) vielbenutzter „Synagoga Judaica" eine Ausgabe (Leyden 1682). — [3] Messias.

Danksagung zum Schluß der ganzen Feier umher, mit Lob und Preis, mit Gebeten und Aussichten künftiger Errettung begleitet. Wie das ganze Fest an Leid und Freude, an erlittene Schmach und darauf erfolgte Ehre erinnerte und in beiden Rücksichten erklärt werden mußte, so symbolisierte auch dies *επικωμον* Leid und Freude.

8.

Und was symbolisierte in ihm Christus? Was ihm am nächsten lag, seinen Tod, und was daher erfolgen müsse, erfolgen werde, eine neue Verfassung, also auch Leid und Freude.

„Wie dies Brot der Trübsal, diese geringe Speise der Armen, werde sein Leib gebrochen werden, verachtet, schmachvoll verworfen."*

„Aber getrost! Es folgt darauf der Kelch der Danksagung für eine neue Befreiung, eine schönere Bundesreligion, als die durch jenes Blut in alten Zeiten gestiftet ward. Worauf die Nation hoffet, warum wir eben jetzt in Psalmen und Wunschgebeten bitten, was wir in Gebräuchen selbst symbolisieren, ist da.

Wunderzeichen und Erlösung der Patriarchen und Israels sei'n fast auf diese Nacht geschehen." Der Verfasser führt einige Symbolisationen dieser Hoffnung in die Zukunft an und sagt: „Sie haben hiebei viel große Heimlichkeiten, davon viel zu schreiben wäre" (Christiani, Judenglaube, mit Wagenseils Vorrede, S. 46)[1]. Ohne Zweifel sind dies freie Symbolisationen, die sich nach Ländern, Zeiten und Familien ändern und geändert haben. Denn wie das Fest und die Mahlzeit selbst eine Reihe von Symbolen war, die nach dem geschriebenen Gebot erklärt werden mußten, so ward natürlich der Nachtisch (Aphikomen) Anlaß zeitmäßiger Symbolisationen, zu denen die Gebete und Segnungen selbst einluden. Es waren Wünsche, Hoffnungen künftiger Errettung, eines neuen Glanzes der Nation u. s. — * Auch das Brechen des dürren Brots in so kleine Stücke war nach der Auslegung der Ebräer symbolisch. Es sollte den Zustand des tiefsten Elendes anzeigen, in dem sie ehemals in Ägypten gewesen, und sie an die Armen erinnern, die jetzt über ein so kleines Stück Brot Dank sagen mußten. Also (wie auch die Worte sagten) war's ein wirkliches Brot der Trübsal, der darauf folgende Kelch ein Becher der Freude.

---

[1] Friedrich Albert Christianis, eines 1674 getauften Juden, Werk „Der Juden Glaube und Aberglaube" wurde 1705 von Christian Reineccius herausgegeben. Johann Christoph Wagenseil (1633—1705) war ein besonders durch orts- und kulturgeschichtliche, juristische und orientalische Werke bekannter Polyhistor an der nürnbergischen Universität Altdorf.

Ich sterbe; aber mein Tod ist Erlösung. Eine neue Verfassung wird durch mein Blut oestiftet. Denket daran!"

9.

„Und thut solches auch künftig zu meinem Gedächtnis! Ich zwar werde mit euch diese Mahlzeit hienieden nicht mehr genießen (in einer andern Welt sehen wir uns wieder); aber wenn ihr künftig diese neue Verfassung erlebt und sie mit Freude feiert, so denkt *meiner* bei dieser eurer Freude! Und wenn dann die Euren werden fragen: „Was thut ihr da?" so sagt: „Es ist das Denkmal *unsrer* Befreiung, das eben, als Er von uns ging, in den Tod ging, uns unser Retter einsetzte. Denn weissagend sprach er also: ‚Das ist — u. s.' Er starb; sein Blut floß unschuldig wie des Osterlammes, aber auch so heilbringend, so glücklich. Sünden nahm er hinweg wie jenes; selbst die Undankbarkeit seiner Nation, die ihn grausam verwarf, verzieh er und schuf eine neue Zeit, durchstreichend die alte.* Dies Brot der Trübsal, dieser Kelch der Freude sind seiner großen, seiner vorausssehenden Denkart Gedächtnissymbole."

10.

So entstand das Abendmahl, ganz aus Gebräuchen des Festes, ja selbst nach seiner gegebnen Norm, zu symbolisieren; momentan, individuell, natürlich, allen verständlich. Das volle Herz Christi erfaßte in diesem Augenblick einen gegebnen Gebrauch und sprach in ihm seinen Freunden — was aus? Seinen

* Der Ausdruck „Vergebung der Sünde" war den Ebräern Idiotismus, in tausend Fest- und Opfergebräuchen gegeben. Eben an diesem Fest hatte das Blut eines Lammes, schuldlos vergossen, der Nation Verschonung (Pesach, Passah, der Name des Festes), Rettung, Befreiung gewirkt; so sollte dieser Tod rettend, befreiend, verschonend sein, hinwegnehmen alte Greuel und Frevel. An Opfergebräuche gewöhnt, betrachtete man den Tod nicht anders als Sündensold: „Mein Tod sei meine Versöhnung!" betete der sterbende Ebräer. *Dieses* Heiligen Tod war Versöhnung nicht eigner, sondern fremder Vergehungen. Alle, auch seiner Feinde Frevel, wollte er hinwegnehmen, um eine neue Zeit den Menschen zu bringen. — Großmütig-edel! Erhaben über den Verräter wie über seine Mörder, über die ganze Generation, über die Schmach des Todes selbst, die der Scheidende dennoch auch fühlte und symbolisierte!

Tod, jetzt unerwartet schreckhaft, der Folge nach unerwartet trostreich. Nicht länger weilten sie in der Stadt, die nach diesem Aufschluß bald seine Mörderin sein würde. Sie sprachen den letzten Teil des Lobgesanges und eilten hinaus an den Ölberg.

11.

Hier sonderte sich Christus mit seinen drei näheren Freunden von den andern ab; aber auch jene entschliefen. Die Nacht der Errettung, in der man Psalmen der Befreiung sang, legte ihm Angstgebete in den Mund, die er herzbeklommen hervorbrachte. Er empfing Stärkung; aber der Verräter erschien; die Nacht, die Israel ehedem befreite, ward die Nacht seiner Gefangennehmung. — Sein Tod erfolgte; sein Blut floß; der eine Teil des Symbolums ging traurig und schreckhaft in Erfüllung.

12.

Aber auch der andre. Er erstand; sein Tod ward wirklich die Thür zu einer größeren Befreiung als jener in Ägypten, die auch durch Blut, das Blut eines unschuldigen Söhnopfers[1] bezeichnet gewesen war. Und es erfolgte wirklich daraus eine neue Verfassung, die ohne seinen Tod gewiß nicht erfolgt wäre.

13.

Jetzt ward ihnen also die Zeit, die eine scheidende Krisis gewesen war, heilig; denn an ihr war geschehen, wodurch nach ihrer Überzeugung die Befreiung der Welt bewirkt ward: der Heilige war aufgeopfert und ihnen wiedergeschenket. Mithin ward ihnen das zuletzt mit ihm gebrochene Brot sowie der von ihm weissagend umhergereichte Kelch Eucharistie, ein Kelch des Danks und der Freude. Sein Andenken foderte sie auf, die Wahrheit zu bekennen wie er; wie er zu sein großmütig schonend, edel verzeihend, Übel tilgend, das Böse mit Gutem überwindend, hoffnungsreich und getrost auch vorm Angesicht des Todes. Das einst traurige Präsagium[2] war ihnen ein tröstliches Andenken seiner.

[1] Von „söhnen", einer auch von Schiller angewandten oberdeutschen Nebenform von „sühnen". — [2] Weissagung.

14.

Was aus dem Abendmahl ferner worden sei? Hievon möchten wir die Augen gern wenden. Unter Heiden, die ihre Opfermahlzeiten damit verwischten, ward es bald ein Bacchanal, das man durch den Ausdruck eines Liebesmahls (αγαπαι) christianisierte. Mit Schärfe redet Paulus[1] gegen diese Verwirrung der Begriffe, „daß man nicht unterscheide den Leib des Herrn" (von Götzenopfer- oder andern Mahlzeiten) und ihn also zum zweitenmal morde. Er will, daß man das Abendmahl als ein Fest fortwährender Gemeinschaft Christi mit seinen Gliedern, der Glieder untereinander feire und damit den Tod des Herrn lobpreisend verkünde. Er verdiene, daß sein Andenken in einer Gemeine, die eben durch seinen Tod gestiftet worden, als Denkmal seiner lebendigen Gegenwart fortlebe.

15.

Leider blieb es auch diese ehrwürdige Sitte nicht. Sobald das ursprünglich rührende Präsagium (wie es nicht anders sein konnte) einmal aus seinem Kreise gerückt und zur Eucharistie, zu einem Freudedenkmal worden war, konnte es fast nicht fehlen, daß man nicht auch Nebenbegriffe hineinbrachte und sonach insonderheit die äußern Symbole vor Mißbrauch zu wahren suchte. Also sagte die fromme Einfalt: „Wie? wenn dies Heilige nicht von jedem gemeinen Munde und sogar auf eine zwiefache Weise genossen würde? Wäre es nicht genug, wenn der Priester im Namen aller genösse oder das Opfer der Danksagung Gott nur vorzeigte?" Politische, zum Teil sehr niedrige Rücksichten[2] traten dieser abergläubig verehrenden Schonung bei; der Grund indessen war und blieb der veränderte Begriff der Sache selbst, Unwissenheit und Mißverstand. Vom ursprünglichen Sinn der Stiftung war man so weit abgekommen, daß man sich am sichersten end-

[1] 1. Korinther, Kap. 11, V. 29. — [2] Herder meint wohl die Absicht, die Kleriker vor den Laien emporzuheben, die im Mittelalter bis zum Kaiser hinauf für zu unrein galten, um des vollen Genusses des Abendmahls teilhaft werden zu können. Als Grund ward die Gefahr angegeben, daß bei allgemeiner Spendung des Kelches von Christi Blut verschüttet werden könne.

lich an das hoc est corpus meum[1] zu halten glaubte: „denn da stehe es geschrieben".

16.

Pfaffheit auf den, der jeden Religiosen dieser dunkeln Zeiten für einen sacrificulum[2], d. i. für einen Betrüger, Abgötter, Lügner, Pfaffen schilt, weil er das „hoc est corpus meum" im Sinn und Glauben seiner Kirche aussprach! Was konnte er thun, wenn er's nicht anders wußte? Besser, daß er, seine Vernunft gefangen nehmend, in seiner Pflicht blieb, als daß er sich und andre mit unauflösbaren Zweifeln quälte. Oder sollte er das Wunder der Messe zu Bolsena[3] erwarten, daß die Hostie blute, daß ihm ein Zeichen vom Himmel werde?

17.

Die Protestanten, ob sie gleich jene grobe Mißdeutung eines verwandelten Brotes und Weins hell einsahen, verloren sich leider, dem Genius der Zeit nach, auch in Streitigkeiten, die vom ersten Moment der Symbolisation zum Teil weit hinwegführten. Sie legten dem Abscheidenden eine Reihe von Begriffen nach einer Dialektik bei, die weder seine Worte noch die ihn umgreifenden Umstände sagen, der ganze Gedankenkreis seiner Zeit aber strenge verbot. Sie stritten; warum stritten sie? Eben das ist ja das Vorzügliche einer symbolischen Handlung, daß, indem sie durch sich selbst spricht, sie vielseitig gedeutet werden kann und jedem nach seinem Gesichtspunkt etwas Neues saget.

18.

Der erste Moment der Einsetzung war einmal nicht mehr da; Christus sitzet nicht vor uns, der Verräter ihm nicht gegenüber; die Abschiedstunde, die Nacht des Schreckens ist vorüber.

---

[1] „Dieses ist mein Leib." — [2] Opferpriester. — [3] Nach einer Legende vom Jahre 1263 ward ein böhmischer Priester, der an der Gegenwart Christi im Altarsakrament gezweifelt hatte, von der Richtigkeit der Kirchenlehre dadurch überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo er beim Messelesen zu Bolsena die Verwandlungsworte sprach, Blutstropfen aus der Hostie hervorbrachen. Raffaels Darstellung der „Messe von Bolsena" in der Stanza d'Eliodoro des Vatikans s. bei Springer, „Raffael und Michelangelo", Bd. 1, S. 269 ff., und bei Steinmann, „Rom in der Renaissance", S. 160.

Mit demselben Recht also, mit dem die ersten Christen das Abendmahl als dankende Freude (Eucharistie), als ein Fest der Errettung aus einer geistigen Gefangenschaft, oder als Kommunion, Gemeinschaft der Gläubigen unter sich (sogar mit einem Liebesmahl begleitet), oder als Feier der Gegenwart Christi unter ihnen, oder überhaupt als Gedächtnis seines Todes lobpreisend begingen: warum sollen wir's nicht auch, jeder auf seine Weise, feiren? Ihm aufzulegen, daß er's genau nach unserm Sinn nehme und ja keine Ansicht auslasse, die wir den Worten der Stiftung unterzuschieben gutfinden, oder daß er gar ausschließend nur an einem Wort hafte, das, wenn er es nicht begreifen kann, ihm doch nichts hilft und nichts saget, ist (aufs gelindeste zu reden) die unhöflichste Einladung zu einer Gedächtnis-, einer Freuden- und Liebesmahlzeit. Sogar im ersten dringenden Moment wählte ja Christus eine symbolische Handlung eben deshalb, daß sie ohne Interpreten, bloß mit seiner Interpretation durch sich selbst jedem Anwesenden das spräche, was in diesem Moment sein Herz bedorfte.*

19.

Wenn also dem, der sich eben empfangener Wohlthaten bewußt ist, das Abendmahl Dank, dem Reuigen Reue und Angelobung, dem Verlassenen eine Versicherung der Mithülfe und Gegenwart Gottes, dem Schwachen Stärkung, geistige Speise und Trank wird, was hast du dagegen, Mann mit dem eisernen Stabe[1]? Er empfänget es sich, nicht dir; du hast für ihn nichts zu verantworten und auch aus willkürlicher Gewalt oder Vollmacht nichts zu deuten. Die Worte stehen da: deine Pflicht ist, ihm die Umstände der Stiftung treu und vielseitig darzustellen; nun interpretiere sein Herz, seine Empfindung.

* Gewiß dachten, als Jesus die Worte aussprach: „Das bin ich, ein schon Hingeopferter! aber nicht nutzlos werde ich geopfert!" Johannes, Petrus, Thomas das ihrige. Und er ließ es sie denken; dazu eben sprach er symbolisch.

[1] Der todbringend droht, wer unwürdig esse und trinke, der trinke „ihm selber das Verderben".

20.

Die kahlste Anwendung dieses Symbols ist wohl die, daß es eine Christo erzeigte Ehre sei, indem wir uns äußerlich zu seiner Kirche bekennen und sein Andenken honorieren. Sie ist aus England zu uns gekommen und eines Parlamentsgliedes[1] der hohen Kirche vollkommen wert; leider aber ist sie dem Sinn Christus' im Moment seiner Handlung sehr fern und fremde. Statt dieser Honorierung (wenn's nicht mehr ist) gebt lieber etwas euren bettelnden Substituten oder den Stellvertretern Christi, den Armen!

21.

Es geschähe dieses Dünkels hier keine Erwähnung, wenn man nicht darauf auch in Deutschland ein Verdammungsurteil der sogenannten Privatkommunion hätte gründen wollen, daß sie unzulässig sei, weil man nicht öffentlich als Bekenner paradiere. Stolzer Bekenner, dazu trittst du vor den Altar? und richtest deinen Bruder, der vor Gott und seinem Gewissen mit den Seinigen dasteht? Sagte nicht Christus: „Wo zwei oder drei versammlet sind, bin ich unter ihnen?" und gibt es eine schönere christliche Kirche als eine Kommunion von Freunden, von einer Familie? Die lieben sich; in einerlei Not, in einen Beruf des Lebens verflochten, bringen sie Gott Dank, Gebet, Gelübde dar. Sie sind eine Kommunion, was nach unserm Zeitgeist der große Haufe doch nicht ist. Richtet sich nicht auch hier alles nach äußern Umständen, die entweder die Andacht zerstreuen oder das Herz erheben? Bedenke, daß Christus selbst Hausvater war, da er das Abendmahl einsetzte; seine Freunde waren seine Familie.

22.

Wenn nirgend uns das Fremde, Verführende und Drückende ersonnener Lehrmeinungen fühlbar würde, so erscheint es bei

[1] Mit Beziehung darauf, daß durch die Testakte 1673 Beamte und Parlamentsmitglieder sich eidlich über den Genuß des Abendmahls in der Form der Staatskirche ausweisen mußten.

symbolischen Handlungen, eben weil diese durch sich selbst reden. Und weil sie dies thun — wie, wenn wir statt andrer Mißverständnisse hier ausführlich ein Beispiel gäben? Zwanglos und unbefangen kann es geschehen, denn die bittern Streitigkeiten über diese und jene Lehrmeinung sind gottlob vorüber.

Probe übelgefaßter Lehrmeinungen am Abendmahl.

Grundsätze.

1) Eine symbolische Handlung spricht sich selbst aus: sagt sie nicht, was sie sagen soll, so hat ihr Erfinder übel symbolisieret. Ich darf ihm also keine Meinung unterlegen; er muß seinen Sinn ausdrücken, er symbolisieret.

2) Ist seine Handlung mit Rede begleitet, so spricht diese seine authentische Erklärung der Handlung aus. Ich muß sie in ihrem ganzen Umfange, die Worte in ihrer natürlichsten Bedeutung nehmen und darf mich nicht an ein einzelnes Wort heften.

3) Eine lebendige Handlung setzt Veranlassung und einen Zweck voraus. Jene können nur die begleitenden Umstände, und zwar alle zusammengefaßt, diesen nur der Charakter des Handelnden (wie überhaupt, so in diesem Moment) zeigen. Einzig auf diesem Wege entspringt Begriff der Handlung; sonst wird und bleibt es eine unvollständige, fremde und, wenn sie gebieten will, eine drückende Lehrmeinung. Lasset uns diese Grundsätze anwenden!

Anwendung.

1) Eine Lehrmeinung, die sich, mit Ausschluß aller andern Reden und Umstände, über die zwei Worte: „Das ist!" quält, sie ängstet sich umsonst. „Das ist" setzt ein „Was ist?" voraus; bei Auslegung symbolischer Handlungen gibt es ja in der ganzen menschlichen Sprache keine simplere Frag- und Antwortformel als: „Was ist das?" — „Das ist es."

Und an diesem Fest war diese Formel eben der gegebene heilige Ausdruck; denn es war als ein symbolisches Gedenkfest,

zu fragen: „Was ist?", zu antworten: „Das ist!" gestiftet, gesetzt, geordnet* (2. Mos. 12, 26. 27. 43). Die Formel „Das ist" war der natürliche Ausdruck der Erklärung aller symbolischen Handlungen und Feste (2. Mos. 13, 9. 10. 14).

Wenn eine Lehrmeinung also auf dies „Das ist" hier eine Verwandlung bauen will, so widerspricht sie damit der ganzen Handlung. Der Stiftende lebte; er gab ihnen kein Blut zu trinken, am wenigsten sein Blut; es floß in seinen Adern.

2) Aber auch ein aus der Luft gegriffener Tropus[1] kann dies „Das ist" nicht sein, sonst wäre es nicht nur ein harter, sondern auch für diesen Zeitpunkt fremder Tropus. Das Blut des Osterlammes trank man nicht; Blut zu trinken, war den Ebräern nicht nur verboten, sondern schien ihnen mit Recht eine Greuelmahlzeit der Götzendiener. Wie käme also der Stifter zu einem so harten, seiner Nation widrigen Tropus? Und wie zu dem andern, seinen damals lebenden, gesunden Körper einem Stück dürren Brots zu vergleichen? Eine Lehrmeinung, die bloß an diesen Tropen weilet, befriedigt nicht und hat nie befriedigt.

3) Bei einer symbolischen Handlung muß sie selbst, die Handlung, sprechen, und die ganze sie begleitende Rede muß auslegen. Hier brach Christus das dürre Brot (so würde sein Leib verachtet und grausam gebrochen werden); dies signifizierte[2]. Er reichte den Becher umher, und da er ein Vergießen des Bluts weder signifizieren konnte noch wollte, sondern als Hausvater den Becher nur umherreichte, so ändert sich hiernach auch die Formel. „Dieser Becher ist der Dank- und Freudenbecher für eine neue Verfassung, die durch meinen Tod aufblühen wird.

* „Hierauf fragt der Sohn den Vater, und wenn der Sohn nicht Verstand dazu hat, so belehrt ihn der Vater selbst nach seinem Begriff, indem er von der Schande anfängt und mit dem Lobe aufhört. Wer dies nicht thut und nicht davon redet, der hat seine Pflicht nicht recht erfüllet" (Mischnah, Pesachim 10, 4. 5). Wo der Hausvater dem „Was ist?" kein Genug thun kann, da wird ein Ausleger der Gebräuche eigentlich gewählt und erbeten; dies ist die israelitische Ordnung des Festes.

[1] Redebild. — [2] Bezeichnete.

Denket daran; denket meiner!" (Luk. 22, 20; 1. Kor. 11, 25; Matth. 26, 28).

Eine Lehrmeinung also, die beide Teile der Handlung voneinanderreißt und den einen, den bedeutendsten, gar ausläßt, hat das ganze Symbol zerstöret.* Das Brechen des Brots signifizierte den traurigen Teil der nahen Begebenheit; es war in dieser Rücksicht (dem Institut des Festes treu) auch ein Brot der Trübsal, d. i. Symbol des verlassensten Zustandes, der Christo bevorstand. „Aber getrost! Der Freudenbecher einer neuen Erlösung wird folgen." Ohne das zweite Symbol sagt das erste bloß scheinbaren Untergang, Nähe eines schimpflichen Todes, nicht aber dessen fröhliche Früchte; und diese vorzüglich zu signifizieren, war ja eben Christi Absicht. Es sollte den Erschütterten sagen: „Auch wenn sie ihn, wie den Ärmsten im Volk, verachtet, blutend sehen würden, sei darum nicht nur nicht alles verloren, sondern eben hieraus alles zu erwarten."** Es war ein traurig-fröhliches Präsagium; nur Unverstand kann das Fröhliche, den Erfolg, hinweglassen und das Traurige, aus dem jenes entsprießen sollte, beibehalten.

4) Ein künftiges Gedächtnismahl sollte dies dürre, gebrochne Brot und der darauf folgende neue Bundesbecher sein — wessen Gedächtnis? Natürlich ein Gedächtnis Christi in allem, was er damals signifizierte. Also ein Andenken der Begebenheit, daß er sie vorausgesehen und sich ihr hoffnungsreich unterzogen, ein Andenken dessen, was daran hing, seines Werks, seiner Tendenz,

* Keine Lehrmeinung hat den Zusammenhang beider Symbole, auf den doch alles ankommt, bemerken wollen oder seinen Sinn entwickelt. Jede läßt Christum eine Idee tautologisch wiederholen; und doch war eben der Kontrast beider der redende Sinn des Symbols. Keine Lehrmeinung hat Trübsal und Freude, unschuldigen Tod und neue Belebung als die korrespondierenden Hauptteile des Symbols unter dem dürren Brot und dem Becher der Freude angewandt oder als die Hauptpunkte der Vergleichung (tertium comparationis) bezeichnet. — ** Hieraus erklärt sich die Verschiedenheit der Formel bei der Hinreichung des Bechers und Brots in den Evangelisten. Matthäus und Markus sagen sie hebräisch, Lukas und Paulus erklären sie griechisch. Alle aber sagen dasselbe mit bestimmter Unterscheidung.

seines Charakters. Längst und öfters hatte er seinen Tod, aber auch den fröhlichen Ausgang desselben vorbedeutet; er war darauf immer gefaßt gewesen (Joh. 2, 19—22; 3, 14; 6, 51; 7, 33. 34; 8, 21—23; 10, 15. 16; 12, 23—32; 13, 1. 33. 36; 14—17). Wir müßten der ganzen Geschichte Christi nicht glauben, wenn wir diesen gefaßten Charakter ihres Helden, der wohl sah, daß es Leben und Tod galt, in ihr verkennen wollten: sein ganzes Unternehmen gründete sich eben auf dies feste, der Sache gewisse, hoffnungsreiche Gemüt, das sich jetzt im entscheidenden Augenblick erprobte. Dies Gedächtnis sollte begangen, dieser Charakter, der Tod und Leben, Bekenntnis der Wahrheit und ihre unausbleibliche Frucht, Aufopferung und durch sie Erlösung, siegreich aneinanderknüpfte, sollte seinen Nachfolgern Vorbild werden. „Was schade es, wenn er diesen neuen Freudenbecher mit ihnen künftig nicht trinke? Er trinke ihn mit ihnen in einer andern Welt, und hienieden sei sein gestiftetes Werk (abgethane Irrtümer, Greuel und Sünden) sein Gedächtnis; zu thätiger Fortsetzung dieses Werks auch ihnen ein lebendiges, bleibendes Gedächtnis."

Eine Lehrmeinung, die dies alles, das Wesen der Handlung und Gesinnung Christi, seinen in hellen Worten deutlich erklärten Zweck, übersieht und auf ein übernatürliches Essen, Trinken oder gar Blutsaugen kapernaitisch[1] gerät*, hat den Geist der Handlung verachtet.** Schiebe man fremde Erinnerungen und Befehle, soviel man will, an die Stelle: es ist nicht mehr Christus' Symbol in seinem Charakter.

* Man kennt das Skandal des Saugekelches in einigen alten Kirchen.[2] — ** Nicht Essen, Trinken, Brot als Darstellung eines Menschenkörpers, roter Wein als Darstellung eines zu trinkenden Menschenbluts waren die lebendigen Punkte der symbolischen Handlung, sondern das Brechen eines dürren Brots in kleine, arme Stücke, das Umherreichen eines Kelchs neuen

[1] Kapernaiten wurden unter Beziehung auf Johannes, Kap. 6, V. 26 ff., von den Reformierten die Lutheraner genannt, als ob sie grob sinnlich an ein Zerkauen (manducatio oralis) und Verdauen des Leibes und Blutes dächten. — [2] Ehemals schlürfte der Kommunizierende den Wein mittels einer goldenen oder silbernen Saugröhre (fistula eucharistica) aus dem Kelche.

5) Mit Recht ward also das Abendmahl nach erlebtem Erfolg des Todes Christi Eucharistie, der Becher in den Händen seiner Nachfolger ein Bundesbecher der Aufmunterung, des Danks, der Hoffnung. Sobalb die Lehrmeinung ihn zu einem toten Andenken machte, das man zur unwerten Entsündigung Gott vorzeigte, war der Zweck des Instituts dahin, das durch Pönitenzen und Beichtpfennige, die man daran knüpfte, endlich gar in eine Acharistie[1], in eine Fundgrube des Geizes, eine Bude der Sündenvergebung, der Frechheit, Heuchelei und des Seelendespotismus, ja zuletzt protestantisch gegen alle Würde und Anstand in die traurigste Bettelei verwandelt wurde. Schande und Sünde!

6) Mit gleichem Recht behandelt Paulus[2] dies Denkmal als ein Mahl der Gemeinschaft Christus' mit den Seinigen, der Seinigen untereinander; denn in einem freundschaftlichen Kreise war es entstanden, auf ein Familienverhältnis war es gebauet gewesen. Nach ihm wird es also eine symbolische Sitte echter Menschenverbindung mit ihrem unsichtbaren Freunde sowohl als untereinander. Luther, dessen hellsehender Geist das Unzureichende der Tropuserklärung, die einem einzigen Wort nachjagte, einsah und die prägnantere Bedeutung der ganzen Handlung dunkel fühlte, kam (wenn man die harten Ausdrücke aus-

Dankes und Segens in einer neuen Bundesgemeinschaft. Dies sprach die lebendige Handlung. Den Spott, daß die Christen ihren Gott essen und sein Blut trinken, hatte die plumpe Lehrmeinung verdient, mit Recht verdient; denn sie bekannte ihn ja selbst und konnte ihn also nicht widerlegen. Sobald sie, den lebendigen Stifter völlig vergessend, nur an sich selbst, ans Essen und Trinken dachte, Essen und Trinken zum Hauptbegriff und Endzweck der Symbolisation machte und über dies Essen und Trinken eines Leibes, der doch kein Fleisch, eines Blutes, das doch kein Blut war und sein konnte, theorisierte, war sie ganz außer dem Gesichtskreise der Stiftung. Bei dieser hatte jeder den dürren Kuchen wie Kuchen (ein Brot der Trübsal) gegessen, den Wein als Wein getrunken: die Sättigung (das Essen und Trinken) lag hiebei ganz seitwärts. Es war επικωμον[3]; und wenn Christus es ihnen bloß gezeigt hätte, so war seine Idee, sein großer Mut[4] symbolisieret.

[1] Freudlosigkeit, Ungefälligkeit. — [2] 1. Korinther, Kap. 10, V. 16. — [3] Vgl. S. 424, Z. 24. — [4] Großmut.

nimmt, denen er in dem damaligen beengten Streitfelde nicht entgehen konnte) dem Begriff Paulus' am nächsten. Der Gesamtheit einer Menschenverbindung wird diese Vorstellungsart wohl immer auch die angemessenste bleiben. „Viele sind wir ein Leib, weil wir alle eines Brotes teilhaftig werden; hiedurch nehmen wir an Christo teil und wirken Gutes, weil uns sein Geist beseelet." — Freilich kann auch diese Bedeutung wie jede andre abergläubig verstanden und gemißbraucht werden; sie ist und bleibt indes die bescheidenste von allen. Ohne der Kraft, dem Sinn des Instituts etwas zu vergeben, wahrte sie den Nachdruck der Stiftungsworte jeder kommenden Zeit, die Anwendung derselben jedem Empfangenden nach seinem Bedürfnis. Dies will der Charakter des Festes sowie die Natur der symbolischen Handlung. Da jeder sein eignes Brot der Trübsal isset, so hoffe jeder auch, großherzig wie Christus, hinter ihm den Kelch der Errettung, der Freude, des Dankes. In dieser leichten, natürlichen Ansicht der Dinge tritt jedes Wort, auch der verschiedensten Anführung (z. B. Lukas und Paulus)[1], ins Licht. Die Handlung spricht sich selbst aus, allen Anwesenden verständlich, vom Augenblick gegeben, dabei charakteristisch, groß, herzlich. Sie legt niemanden einen Zwang der Gedanken auf, läßt jede individuelle Anwendung frei und erhebt sich über jede Lehrmeinung, die, sofern etwas Wahres und Gutes in ihnen ist, sie alle in sich vereinigt.

23.

Überhaupt werden uns in dieser Rücksicht die beiden einfachen Ritus des Christentums sehr schätzbar; denn wenn man nicht Worten und Büchern trauen wollte, so traue man wenigstens Handlungen, Gebräuchen. Beide drücken aus, was eigentlich und einzig Religion ist: gewissenhafte Verpflichtung. Die Taufe eine Absagung jeder Unlauterkeit, eine Gemütsweihung; das Abendmahl bringt jenen höchsten Punkt der Menschheit, das

[1] Lukas, Kap. 22, V. 19 f.; 1. Korinther, Kap. 11, V. 23—25.

rectissimum, maxime decens et decorum[1], „sich der Sache der Menschheit rein und ganz, mit der gewissesten Zuversicht des frohesten Erfolgs zu weihen", in einem Vorbilde und dessen entscheidendstem Moment vor uns. Das Brot des Traurens in einer Hand, in der andern den Kelch des Muts, der Freude, stiftet es eine thätige Bundesgemeinschaft, deren Symbolum es selbst ist. Gewiß und wahr das religiosissimum einer Menschenreligion; denn in ihm gelobet sich der Mensch ganz und rein und im entscheidendsten Moment, wie Christus, dem Wohl der Menschheit.

IV. Von Lehrmeinungen, in ein System oder in eine Dichtung zusammengeordnet.

„Die Lehrmeinungen", wird man sagen, „sind dir in ungünstigem Licht erschienen, da du ihren Zusammenhang nicht erwogen, sondern sie als Anhänge eines Glaubens betrachtest, von dem sie sich abgesondert haben. Als System geordnet, nimmt eine von der andern ihr Licht; sie bilden ein vortreffliches Ganzes." — Lasset uns sehen!

1.

Die erste Religionsphilosophie in der Christenheit versuchten die Gnostiker[2]. Indem sie Gott in einen dunkeln Lichtabgrund setzten, erklärten sie die Schöpfung der Welt, den Ursprung des Übels, die Erlösung der Menschen, den Ausgang der Dinge u. s. durch personifizierte Äonen[3] sogar bildlich und chronologisch Chronologisch, wie es der Name Äon gibt, ließen sie die Zeit- und Weltkräfte einander heiraten, andre Äonen zeugen und formten damit nach morgenländischer Vorstellungsart eine Religionsphilosophie, ein gar anschauliches System, das man sogar malte. Den Gnostikern folgte Manes[3] und malte ein Bilderbuch auf seine Weise. Seitdem sind fast alle Lehrmeinungen, weil sie meistens an Bildworten haften, gemalt worden, und ich wollte,

[1] „Die eine größte Tugend, das Ziemendste, Ehrendste." — [2] Vgl. S. 376, Anmerkung. — [3] Mani; vgl. S. 380, Anmerkung.

daß sie immer nur gemalt würden. Da zeigte sich jede reine Anschauung charakteristisch.

2.

Die Kirche, verwerfend jene bildlichen Systeme, blieb bei der Regel des Glaubens, die katechetisch ausgelegt und auch in Schriften kommentiert ward. Natürlich hielt man sich an die Artikel am meisten, die angestritten oder sonst der Zeit wichtig waren; so arbeitete man dann unwissend einem künftigen Lehrgebäude vor. Es mußten viele Ketzereien entstanden und eine Reihe von Sätzen durchfochten sein, ehe man auch nur zu einem schein baren System von Lehrmeinungen gelangen konnte, von dessen gelegentlicher, langsamer, oft ärgerlicher Entstehung die Geschichte uns gnügende Auskunft gibt. Wie Massen des Lichts oder der sichtbar gewordenen Finsternis hebt sich dann und dort im Wortnebel ein neues Dogma empor; Dialektik[1], Rhetorik, Eristik[2] waren ihre Schöpferinnen. Auf diesem Konzilium, auf jener Synode wurden dogmatische Seifenkugeln als Äpfel der Eris in die Christenheit geschleudert. U. s.

3.

Und doch gehörte weniger nicht als ein Jahrtausend dazu, daß die sogenannte Theologie ihre erste rohe scholastische Form erhielt — ein Palast von Stückwerken, zu dem tausend Jahre zusammengetragen hatten, den aber der Eunuch Abälard[3] zu erschaffen wagte.

4.

Und weder Christus noch Paulus: der arabisierte und latinisierte Aristoteles[4] war dieses Baues Meister. Den Zusammen-

[1] Philosophische Erörterung. — [2] Streiterörterung. — [3] Petrus Abälardus (1079—1142), Eunuch genannt, weil er sich zur Wahrung des platonischen Charakters seiner Liebe zur Heloise entmannte, wurde weniger durch seine erst viel später veröffentlichten Schriften, darunter eine „Theologia christiana", als vielmehr durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit — Petrus Lombardus (S. 379, Anmerkung 2) war ein Schüler von ihm — ein Hauptbegründer der Scholastik. — [4] Die mittelalterlichen Scholastiker kannten die Werke des griechischen Philosophen Aristoteles (384—322 v. Chr.) nur, insoweit sie ihnen in lateinischer, seit dem 12. Jahrhundert auch in arabischer Übersetzung, z. B. der des Averroës (1126—98), zugänglich waren.

hang, den dieser große Denker fast über jede Klasse von Kenntnissen des menschlichen Verstandes verbreitet hatte, wollte man auch über Glaubenswahrheiten verbreiten — ein an sich untadelhafter Gedanke, wenn er recht gefaßt ward und damals ausgeführt werden konnte. Denn warum sollte der menschliche Verstand, der über alles urteilt, nicht auch über diese Wahrheiten urteilen, sie aus dem Chaos rhetorischer oder mystischer Worte reißen, mithin bestimmen, sondern, ordnen?

5.

Leider aber fehlte den Scholastikern hiezu zwar nicht das Fundbuch (denn sie besaßen die Bibel), wohl aber das Mittel, dies Buch zu verstehen, die Freiheit, es auszulegen und anzuwenden. Ohne Kenntnis der Zeitsprache jener alten Schriften, die man hinter einer dicken Wolke der Aussprüche und Dekrete voriger Zeiten wie durch ein gefärbtes Glas ansah, bewiesen sie selten aus der Schrift, sondern aus Kirchenvätern und Konzilien ihre seinsollenden Lehren, die sie dem herrschenden Formular- und Zerimonieninstitut ihrer Zeiten weder entgegenstellen wollten noch durften. Sie warfen also Fragen auf, disputierten, unterschieden. Ihre Bemühung mußte als ein vom Glauben der Kirche unterschiednes, ihm unschädliches Werk erscheinen, daher sie es auch am liebsten ein Fachwerk, ein freies Quodlibet (locos, ordinem quaestionum, quodlibetarium, theologiam quodlibetam, epitomen sententiarum etc.) nannten. Ausmachen wollten sie mit ihren Fragen und Unterscheidungen nichts: das sagte schon der Name Quodlibet. „Meine, was dir gefällt: senti, quod libet!“ Wäre man immer doch bei diesem höflichen Namen und bei der clausula: „Senti, quod libet!“ geblieben!

6.

Als Luther das Prinzipium der Kirchenautorität umwarf, fielen die drei Stützen des Gerüsts, auf welchem die Scholastiker disputiert hatten: Aristoteles, Konzilien und Kirchenväter; ihm war die Bibel allein Grund des Glaubens. Und das mit Recht, da

auch die durch Schriften und Tradition herabgekommene[1] Norm (das Symbolum) den Schriften des Neuen Teſtaments teils ſelbſt zum Grunde liegt und in ihnen weſentlich erkenntlich iſt, teils aus ihnen ſein echtes Verſtändnis nimmt und ſie dagegen hiſtoriſch beglaubigt. Bibel und Symbolum alſo wurden die Gewährsmänner des Proteſtantismus; hätte man neben ihnen die Vor- und Nebenzeit in Lehrmeinungen auf einmal wegthun können, wie rein hätten ſich dieſe Quellen ergießen mögen!

7.

Nun aber mußten die Proteſtanten ſtreiten; ſelbſt ihren Standort, ihr Recht, dieſe Quelle zu brauchen, mußten ſie ſich erkämpfen. Erweiſen ſollten ſie, daß, wenn ſie gleich die Tradition nebſt den nur auf ſie gegründeten Dogmen und in Glaubensſachen die Hierarchie verwürfen, ſie dennoch weder Juden noch Türken ſei'n; dokumentieren mußten ſie, was ſie glaubten, ſich darüber rechtfertigen, ſtreiten, zanken.

8.

Daraus entſtanden die Bekenntniſſe und Apologien des Proteſtantismus, die ſo wenig eine ſyſtematiſche Dogmatik als ſyſtematiſches Kirchenrecht ſein *wollten*. Selbſt ſeine locos hat der beſcheidne Melanchthon ſeiner Glaubenspartei weder als Norm noch als Kunſtwerk aufgedrungen: ſie waren *ſeine* loci, d. i. eine Gerätkammer der Lehren, die er für ſich, ſeinem Gedächtnis zur Hülfe, in Fächer alſo geordnet hatte.* Im Fachwerk folgte er dem Meiſter der Lehrmeinungen, Lombardus[2], in Sätzen und

* Non ambitione, non φιλονεικια, non aemulatione, non ut serem rixas, haec institui et collegi, sed primum ut me ipsum erudirem, deinde ut aliquorum, qui haec legebant, honesta et pia studia adiuvarem. Melanchth. praef. in loc. theol.[3]

[1] D. h. auf uns herabgekommene. — [2] Vgl. S. 439, Anm. 3. — [3] „Nicht aus Ehrgeiz, Ehr- und Ruhmſucht, auch nicht um Streit zu ſäen, habe ich dieſe Zuſammenſtellung und Sammlung veranſtaltet, ſondern zuerſt, um mich ſelbſt zu bilden, dann, um mancher Leſer ſittliche und fromme Studien zu fördern.“ Melanchthons „Loci praecipui theologiae“, aus deren Vorrede die Worte ſind, wurden z. B. Leipzig 1560 gedruckt.

Beweisen folgte er ihm nicht. Auf ein philosophisches Kunstsystem ist es bei ihm nicht angesehen; dem widerspricht er standhaft*, und von einem Vernunftprinzipium, aus dem alles hergeleitet werden müsse, wußten Melanchthon und Luther gar nicht. Ihr Prinzipium war Gottes Wort, die recht verstandene Bibel.

9.

Da nun der Gebrauch dieser Quelle nach den Grundsätzen der Protestanten jedwedem Christen nicht nur freisteht, sondern Pflicht ist, so, sieht man, duldet der Protestantismus durchaus kein als Glaubensvorschrift anbefohlnes Fachwerk von Meinungen und Lehren. Wer soll dies anbefehlen, da Christus und die Apostel es nicht geschrieben haben, da über ein Jahrtausend hin die Kirche von ihm nicht gewußt hat? Habe irgend ein Fachwerk von Meinungen, Auslegungen, Fragen, Disputationen so viel Wert, als man wolle: jeder Leser der Schrift, Christ oder Unchrist, hat das Recht, sich ein gleiches oder besseres, ein Repositorium zu seinem Zweck zu machen und darin die Bibelsätze nach seiner Art zu ordnen. Kein Zimmermann auf Erden, wenn er auch von Joseph aus Nazareth selbst stammte, hat zu ihrer Verfertigung ausschließende Freiheitbriefe.

10.

Der panische Schrecken also, den man im vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vor dem Wort Dogmatik hatte, das Ansehen, das sie sich als Gesetzbuch, als Institutionen und Pandekten der Religion anmaßte, waren Töchter der Unwissenheit, der Barbarei oder eines hierarchischen Stolzes. Jeder Leguleius[1] mag sich Meinungen der Rechtslehrer nach seiner Art

* S. die Vorrede zu seinen locis[2].

[1] Gesetzeskrämer. — [2] Dort sagt Melanchthon im oben beregten Sinne: „Ich bilde keine neuen Lehrmeinungen und halte dafür, daß es in der Kirche Gottes kein größeres Verbrechen gibt, als mit Ausdenkung neuer Lehren sein Spiel zu treiben und von der Schrift der Propheten und Apostel und der wahren Übereinstimmung der Kirche abzuweichen."

sammlen, deshalb werden diese kein Gesetzbuch, nicht Justinians[1] Institutionen, Novellen oder Pandekten.*

11.

In mancherlei Rücksicht kann der Wert einer Zusammenstellung von Lehrmeinungen geschätzt werden: in Rücksicht ihres Reichtums an Materien und Gelehrsamkeit, oder ihrer Genauigkeit und Ordnung, oder der Schönheit ihres Ausdrucks wegen u. s.; immer aber bleibt eine Zusammenstellung nur das, was sie ist, Fachwerk, Tabelle, Register, in welcher Form sie auch erscheine.

12.

Die schlichteste Form war die, nach der diese Lehrmeinungen entstanden waren, das Symbolum. Über die Taufformel war nämlich die Glaubensregel allmählich von der Zeit erbauet, und auf dies bauete man weiter: die kunstreichste Dogmatik kann diesen Ursprung nicht verleugnen. Auch deswegen blieb diese Ordnung schätzbar, weil sie sich immer doch an das Prinzipium der Religion, Überzeugung, Gewissen, Glauben, halten mußte und willkürlich nicht umherschweifen dorfte. Wider Willen gleichsam mußte sie eine idea fidei[2] bleiben.

13.

Bald aber ward man dieser Einfalt satt; man irrte in Bildwörtern umher, an deren eins, wohl oder übel gewählt, jeder jetzt seinen Rosenkranz reihte. So sind die Worte Bund, Haushaltung, Stände der Menschheit, Licht, Leben, Natur und Gnade, Mensch und Gott, der alte und neue Adam u. s. zu dünnen

* Was einige Protestanten zu dieser Ungebühr verleitete, waren die Jesuiten und das Tridentinische Konzilium[3]. Jene hatten in ihren Zankgesprächen mit den Protestanten die Scholastik wieder ins Feld geführt: ihre Gegner wollten und mußten mit gleichem Geschütz donnern. Das Konzilium hatte jedes festgesetzte Dogma mit einem Anathema versiegelt: die Protestanten antworteten in Anathemen gleichfalls. Glücklicherweise ist diese Donnerzeit vorüber.

[1] Justinianus, oströmischer Kaiser von 527 bis 565, dessen Gesetzbücher, Institutionen, Pandekten, Konstitutionen und Novellen, später unter dem Titel Corpus juris zusammengefaßt wurden. — [2] Grundgedanke, Ideal des Glaubens. — [3] Bekanntlich in den Jahren 1545—63.

Papierriemen gemacht worden, womit jeder sein alt-neues Karthago[1] umzog und eine bisher ungesehene Gottesstadt zu gründen vermeinte.

14.

In manchen dieser Systeme liegt ungemein viel Poesie; manche wünscht man sogar lieber als Poeme zu lesen. Wo indessen der genommene Gesichtspunkt zu künstlich war, welch ein Talent des Dogmatikers konnte verhindern, daß nicht andre Bildworte, ebenso helle Tropen, die in den Schatten gedrängt, und eine Reihe angeführter Stellen, die wie Opfertiere herbeigezwungen waren, dagegen ihre Stimmen erhoben? Diese Stimmen waren unvermeidlich, weil die Schrift, ein Inbegriff von Schriften mehrerer Jahrhunderte, keinem einzelnen Tropus durchaus dienet.

15.

Endlich kam man darauf, die ganze Schrift (wie man niedrig sagt) unter sich zu bekommen, durch ein Zauberwort, das man Prinzipium nannte. „Willst du nicht", hieß es, „so sollst du wollen." Auf diese Weise entstanden seit Descartes' Zeit die philosophischen Theologien[2], die leider sich alle überlebt haben und jetzt auf Auktionen als Appendixe feil sind. Wer ist nicht, der die viele, mit seinem Scharfsinn in ihnen verwendete Mühe bedaure?

16.

Hassen aber muß man die Mühe, wenn sie die Bibel verunstaltet. Jedem Sprechenden, und spräche er unsrer Meinung nach im Irrenhause, lassen wir seinen Sinn: warum denn einzig nicht der Bibel?

17.

Und nirgend war diese Philosophie ärmer daran, als wenn sie Bilder der alten Sprache nach ihrem Sinn als Begriffe konstruierte. Da dichtet sie z. B. Eigenschaften Gottes zu Personi-

[1] Anspielung auf die Bedeutung des Namens Karthago (= Neustadt) und die Sage über seine Gründung, wonach Dido so viel Land erbat, als sie mit einer — von ihr dann in Riemen zerschnittenen — Rindshaut umspannen könne. — [2] Schon einer der ersten Weiterbilder der dogmatischen Philosophie René Descartes' (1596—1650), Nicole Malebranche (1638—1715) erstrebte z. B. in seinen „Méditations métaphysiennes et chrétiennes" (Par. 1684) die Vereinigung von Philosophie und

fikationen und verwickelt diese als Sultaninnen des himmlischen Sultans im Zwist. Da wird der alte Gott-Vater bald ein blutdürstiger Leu, bald ein sauersehender Judex[1], endlich aber doch ein milder Pfalzgraf, der für gewonnenes Geld unwürdige Bastarde um eines Echtgebornen willen alle summarisch an Kindes Statt aufnahm.[2]

18.

Am meisten kommt in ihr der Teufel zu Ehren; denn der hat den ganzen Prozeß zwischen Gott, Menschen und den himmlischen Sultaninnen nicht nur angezettelt, sondern auch geleitet. Ihm zu Ehren sollte diese ganze Dichtung, die man etwas uneigentlich Religionsphilosophie genannt hat, die philosophische Diaboliade heißen, da der diabolus und das böse Prinzipium in ihr eigentlich die Hauptrolle spielen. Ohne Zweifel freuete sich das böse Prinzipium, daß es seit den Zeiten der Gnostiker und des Manes am Ende des 18. Jahrhunderts wieder zu so hohen Ehren kam, wahrscheinlich auf kurze Zeit.

19.

Wo stehet es z. B. geschrieben, „daß Satan als ein Wesen höherer Art, dem irdische und körperliche Gegenstände keinen Genuß gewähren konnten, sich zum Obereigentümer aller Güter der Erde aufgeworfen, dem guten Prinzip zum Trotz sich ein Reich des Bösen errichtet, welchem alle von Adam abstammende Menschen unterworfen wurden"?

20.

Wo stehet es geschrieben, „daß sich das gute Prinzip wegen seines Rechtsanspruchs an der Herrschaft über den Menschen durch die Errichtung einer statutarischen Regierung verwahrt und deshalb den jüdischen Staat angeordnet"?

21.

Wo geschrieben, „daß er, Satan, dem ihm gefährlich scheinenden Jesus angeboten, ihn zum Lehnsträger seines ganzen

Christentum. In den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" empfiehlt Herder Kenntnis, aber bescheidene Benutzung z. B. von Leibniz' „Theodicee" (SWS Bd. 10, S. 346). — [1] Richter. — [2] Vgl. S. 400, Z. 26 ff.

Reichs zu machen? und da dieser den Antrag ausgeschlagen, ihm, als einem Fremdlinge auf seinem Boden, nicht nur alles, was ihm sein Leben angenehm machen konnte, bis zur größesten Armut entzogen, sondern auch alle Leiden gegen ihn erregt und ihn bis zum schmählichsten Tode verfolgt habe"? — Armer Satan, wie viel wird dir zugeschrieben, damit du zur Ehre gelangst, die Befreiung der Menschen veranlaßt zu haben! Oder vielmehr durch die neueste Philosophie[1] der Religion glorreicher Satan!

22.

Und noch glorreicher, weil du nach ihrer Lehrmeinung als dominus directus[2] in der menschlichen Natur wesentlich wohnest. Es ist also nicht wahr, daß alles, was Gott erschuf, wesentlich gut und der Mensch, dem Ausdruck der Schrift zufolge, nach dem Bilde Gottes gemacht war (1. Mos. 1, 27. 29 bis 31).

23.

Es ist nicht wahr, daß er dies Bild nicht verloren (1. Mos. 9, 6; Jak. 3, 9), und dieses zu seiner ersten Lauterkeit zu bringen, eben der Zweck der Religion sei? (Eph. 4, 23. 24).

24.

Nicht wahr, daß dies geschehe, wenn wir die Gemütsart, die nur durch irrige Lüste verdorben ward, ablegen? Nein! Der Teufel selbst existiert in uns: ein radikales Böse, das zwar die Schrift nicht kennet, das aber die Philosophie der Religion „innerhalb der Grenzen der Vernunft" ausgeforscht hat und postulieret. Nach ihr ist das Böse im Menschen nicht Abweichung vom Gesetz, Unart; des Menschen an sich gute Triebe kommen nicht in Unordnung; sie werden nicht unzeitig erweckt oder falsch geleitet; keine böse Gewohnheit, kein durch Beispiele, Reize und

[1] Die Philosophie Kants, dessen Abhandlung „Vom radikalen Bösen" (1792) und Aufsatz „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) Herder bei der Grundvoraussetzung seiner Humanitätsreligion, seinem Glauben an die Güte der Menschennatur, durchaus zuwider war. Vgl. die nächsten Paragraphen. — [2] Unmittelbarer Herr.

Verführungen, endlich durch allgemeinherrschende falsche Maximen wachsendes Verderben unsres Geschlechts wird, wie es die Bibel anzeigt und schon (1. Mos. 6, 3. 5) in der Geschichte der ersten Verführung einer triebereichen, leicht beweglichen Menschennatur sinnlich darstellt; nein — sondern der Teufel ist in uns gekrochen, der uns unter dem Namen des radikalen Bösen, „von dem niemand weiß, wie es in die menschliche Natur gekommen, noch wie es heraus kann", bewohnet.

25.

Was hilft mir nun das hohe moralische Gesetz, das ich mir selbst gebe, wenn nicht etwa nur ein anderes Gesetz, sondern eine radikale Macht in mir ist, die es vernichtet? Der reine Wille, der Unvermögende, durch den „vielleicht nie in der Welt eine rein gute Handlung ausgerichtet worden", ist eine bloße Gesetzformel, indes jener reine Unwille, der Satan in unsrer Natur, ein Mächtiger ist, dem alle Begierden dienen. — Selbst der jüdische Pöbel, der seinem Jetzer hara[1] (der bösen Art im Menschen) viel Macht beilegt, hat die Macht desselben, die dem leichtsinnig frechen Pöbel sehr willkommen und brauchbar ist, nicht bis zu dieser Höhe erhoben.

26.

Fürchterlich ist die Macht, die dergleichen Scheingebilde über die Phantasie und über das unbewahrte Herz leichtsinniger, kranker, frecher Menschen haben. Der Philosoph, der außer dem Tumult der Leidenschaften, vom Anblick roher oder schwacher Naturen entfernt, einsam denket, stellet sich kaum die Wirkungen vor, die ein zum Scherz personifizierter Wortschall, „radikales Böse, Satan, der dominus directus und Besitzer der Welt, Inhaber des menschlichen Gemüts u. s." auf den Teil der Menschen habe, der nur in Bildern der Phantasie lebet. Dieser schafft, er realisiert sich dergleichen Phantome. Leset die jüdische Geschichte, leset die Geschichte mancher Wilden oder unsrer alten und

[1] D. h. das Schwangergehn mit bösem Dichten und Trachten, z. B. Hiob Kap. 15, V. 35; 1. Mosis, Kap. 6, V. 5; Kap. 8, V. 21.

mittleren Zeiten! Erschreckte euch nicht oft die Macht der Personifikation über lebhafte Gemüter? noch mehr aber der Hang und die Sucht, das Personifizierte sich darzustellen, zu realisieren? Daher jener abscheuliche, kaum auszurottende Zauber- und Hexenglaube, der, weil er glaubte, auch sah und die Neigung, Unholde zu sehen, auf Geschlechter hinaberbte. Daher jene Sucht, dem Teufel zuzuschreiben, wovon wir wohl wissen, wie es in uns entstanden. Daher jene Nachlässigkeit, das Böse wegzuschaffen, das wir bei guter Muße radikal in uns säen und pflegen. — Nichts pflanzet sich auch leichter fort als Gebilde der Einbildungskraft. Durch die Erzählung des Gläubigen teilen sie sich der Menge mit; durch Erziehung und eine geerbte Gedankenweise werden sie Familien-, Zeit-, Volkswahn, zuletzt bekannte Sache (sensus communis), d. i. geltender Wahnsinn. Dank dem Manne von Nazareth, daß er, obgleich selbst im Volk erzogen, dergleichen Phantome zu zerstören gekommen war; wir, meine Brüder, wollen seinem Werk nicht entgegenarbeiten noch durch Lustphantasieen ein Phantom in seine Religion bringen, das den Zweck aller Religion zerstöret!

27.

Dies um so mehr, da wir sehen, zu welcher kleinen Idee diese Dichtung hier führet: zu keiner kleinern nämlich, als daß wir recht radikal erbärmlich vor Gott erscheinen, damit er seine radikale Heiligkeit zeige und uns ja nicht anders als zurechnungsweise, d. i. unradikal, quittiere. Much ado about nothing![1] So viel Zurüstungen zu einem gerichtlich höchst ungerechten Quid pro quo, damit die edelste väterliche Veranstaltung Gottes nichts sei als Gleisnerei und Maskerade! Wie? wann wir sodann den ungebührlich harten Gott bei unserm angeblich angebornen Lehnsherren, „dem Satan, in Sache des uns eingepflanzten Radikal-Bösen" verklagten? und den ungerecht verzeihenden Gott des Falsi[2] schuldig machten? So endete denn diese Reli-

[1] „Viel Lärm um nichts." — [2] Des Betruges.

gionsphilosophie in einen ewigen Prozeß des Menschengeschlechts gegen Gott vor dem Tribunal des Satans.

28.

Jedermann kann und darf über die Religion philosophieren, sich also auch aus zusammengelesenen Worten der Schrift eine Dichtung bilden; da indes der Religionsphilosophie alle Glauben gleich sind, warum dichtete sie nicht lieber aus den brahmanischen Vedams[1] oder den lustigen Märchen der Kamtschadalen, die für sie eigentlich gemacht scheinen? In diesen ist der böse Geist sehr mächtig und sehr scherzhaft.

29.

Wenn aber diese scherzhafte Religionsphilosophie den Worten der Schrift, über die sie philosophiert, gar einen bessern Sinn unterlegen zu müssen meint, so wird sie gar zu scherzhaft. Auch der schlechteste Schriftsteller will sagen, was er gesagt hat, und verbittet jede Deutung ins Bessere. Wenn also den Worten der Schrift eine dergleichen Transmoralisation unter dem Vorwande unterlegt werden soll, weil ihre Verfasser göttliche Skribenten gewesen, so wird es wahrscheinlich, daß man sich für noch göttlicher als diese göttliche Schriftsteller halte, die man ehrenhalben transmoralisieret.

30.

Als Regel der Auslegung brächte uns ein Prinzipium dieser Art um alle Auslegung, d. i. um jedes Schriftstellers eigentümlichen, gesunden oder ungesunden Sinn. Die Welt würde mit dieser Regel so enge als der Gesichtskreis des Philosophen: die Sinnesart aller Zeiten und Länder transferieren sich in seine Ideenwelt, d. i. zuweilen in seine Laune.

31.

Die Folgen davon haben ältere und neuere Erfahrungen

[1] Der Rigveda ist eine Sammlung von 1028 sanskritischen poesievollen Hymnen zur Anrufung der Götter; die anderen sogenannten Vedas, Samaveda (das Wissen der Gesänge), Yagurveda (das Wissen der Gebete) und Athaveda (das Wissen der Zaubersprüche), sind jüngere Gebetbücher zum Gebrauche der Brahmanen.

längst gezeiget. Als die Rabbinen nach ihrer Art den heiligen Schriften einen Sinn unterlegten und durch die Kabbala ihren künftigen Messias, wie sie ihn wähnten, in allem fanden, verloren sie nicht nur den ursprünglichen Sinn und die gesunde Ansicht ihrer Nationalschriftsteller, sondern sie entblödeten sich auch nicht, in jener Namen das Albernste zu sagen, wie die rabbinische Religionsphilosophie, die Kabbala, zeiget. Man erstaunt über die Regeln ihrer Auslegungskunst und kommt nicht zurück vom Erstaunen.

32.

Als in den Zeiten der Hierarchie die Kirche sich anmaßte, den Stellen der Schrift einen Sinn unterzuschieben, der ihrer Konvenienz geziemte, wohin geriet die Auslegung? Welch ungeheure Barbarei, unwissend, geschmacklos, frech, verfolgend, führte sie ein!

33.

Als die Mystik sich erkühnte, alles mystisch zu deuten, was fand sie nicht in den heiligen Schriften? Man lese und erstaune!

34.

Der Cartesianismus, Wolffianismus[1] u. s. haben in Stellen, die für sie gehörten, dasselbe Spiel getrieben; die Zeiten sind vorüber, die Deutungen sind vergessen, und wo man sie als ein memento mori noch antrifft, lieset man verwundernd. Das Spiel ist so oft gespielt — sollten wir's wiederholen?

35.

Oder sollte es gar zu einem aufgestellten Gesetz werden, daß man über jede Schrift des Altertums die mehr als hierarchische Gewalt üben dörfe, ihr aus unsrer Philosophie eine bessere Deutung zu geben? In Gerichten nennt man dies Kunstwerk mit dem unhöflichen Namen „verfälschen".

[1] Die von René Descartes (1596—1650) begründete neuere dogmatische Philosophie und das von Christian Wolff (1679—1734) auf den Schriften von Leibniz aufgebaute System des deutschen philosophischen Rationalismus.

36.

Schriebe jemand eine Geschichte dessen, was durch Zusammenstellung mehrerer Lehrmeinungen gewonnen und durch gewaltsame Durchtreibung irgend einer einzigen Lehrmeinung eingebüßt worden, so würde der aus jeder Alleinherrschaft einer einzigen Idee als Formel entsprungene ungeheure Nachteil klar werden. Mehrere Lehrmeinungen zusammengestellt geben doch immer ein artiges quod libet: jeder hat und behält sein Urteil frei. Eine Lehrmeinung hingegen, zumal von wütenden Jüngern umhergetragen[1], um aufgehalset zu werden, ist der seidene Strick des Sultans in Janitscharenhänden, niemanden erfreulich.

37.

Überhaupt dünkt mich, habe jede Philosophie[1], die es unternimmt, eine durch schriftliche Urkunden bewährte Geschichte innerhalb der Grenzen ihrer Vernunft a priori festzustellen und zu deduzieren, ihre eigne Grenze verloren. Wie kennt sie, die den Gott in der Natur substanzlos ließ, einen vom Himmel gekommenen Sohn Gottes und seinen possessionierten[2] Erbfeind, den Satan? Wie kennet sie, dazu ohne Sprachkunde, seine Geschichte? Sie hat sich also außer ihren Grenzen erlustigt oder, wie einer der ersten Religionsphilosophen, Rabelais[3], es zu nennen beliebte, metagrabolisieret.

V. Vom Unterschiede zwischen Glauben und Meinen.

Gewiß, wir haben der Religion keinen Vorteil gebracht, daß wir Glauben mit Meinen oder gar mit Dichten so leichtsinnig verwirret haben. Zwischen beiden ist notwendig ein Umriß zu ziehen — ein Unterschied, auf den in der Religion alles ankommt.

[1] Herder meint die Kantische Philosophie; vgl. Bd. 1, S. 62*f. — [2] In den Besitz (von uns) gesetzten; vgl. S. 447, Z. 28f. — [3] François de Rabelais (1483—1553) sagt im „Gargantua", Buch 1, Kap. 19, matagraboliser.

1.

Ist's Glauben, wenn ich eine Formel hersage, deren Sinn ich nie gefaßt, um den ich mich nie bekümmert habe? Eher sollte man dies Unglauben nennen; denn meine Lippe spricht diese Formel wie der Rabe ein gelerntes Wort. „Ich glaube" heißt sodann: „Ich lasse geschehen, daß andre mit Überzeugung glauben; ich sage nach, was die Kirche sagt, bis auf Ungereimtheiten und Mirakel. Meine Überzeugung, mein inneres Bewußtsein habe ich an sie abgetreten und entsage mich dessen förmlich; das heißt, ich glaube nicht, ich darf auch nicht selbst glauben." Ist's Wunder, daß ein solcher Glaube, wenn er die Larve abwirft oder wider Willen verliert, mit dem frechsten Unglauben sich paaret? So glauben viele an die Bibel, ohne zu wissen, was in ihr steht, denken dabei aufs frechste und verfolgen. Sobald das Evangelium gelesen wird, haben sie die Hand am Schwert und wissen nichts von dem Gelesenen; auf ihren Schwertglauben aber bauen sie freche Anmaßungen; diese sind ihr Glaube. Formulargewohnheit.

2.

Ehre man dies Glauben nicht der sogenannten Sinnesfestigkeit wegen; eben diese starre Festigkeit ist furchtbar. Mit solchem Glauben will der eine Fieber, der andre den Teufel vertreiben, der dritte das ewige Leben erben; der vierte bis hundertste hasset, neidet, verfolgt. „Glaubest du?" ruft man dem Sterbenden ins Ohr. „Herr, ja, ich glaube!" Ob Hexen oder Geister? Gott oder Satan? ist gleich viel: er stirbt, wie man sagt, mit fester Seele, gläubig. Ein schrecklich Gespenst ist dieser Formularglaube auch schon dadurch, daß er an Wortschälle gewöhnt, die, wiederkommend in Zeiten des Dranges und der Gefahr, auf die erschütterte Phantasie heftig wirken. Das „Jesus Maria" und „Kyrie eleison" haben so manchen Satan vertrieben, so manchen Sieg erfochten, aber auch Satane erschaffen, Siege verloren. In jeder dunkeln Zeit waren Wortschälle, die man mit Zutrauen aussprach, von mächtiger, aber auch benebelnder, grausamer

Wirkung; gesammlet gäben sie eine merkwürdige Geschichte. An der heiligen Jungfrau z. B. hat kein Schall so viel geleistet als der Name „Gottesgebärerin", „die Unbefleckte".

3.

Und bei weitem sind diese Zeiten der Wortschälle noch nicht vorüber. Das Ohr des Pöbels, der abergläubigste Sinn, hangt immer noch an ihnen; die bloßen Laute „Blut, Tod, Leiden, Sterben, Gnugthuung, Sünde vergeben, Versöhnung" u. s., ohn' allen Verstand ausgesprochen, gebieten dem Ohr des christlichen Pöbels, wie einem andern Pöbel[1] der kategorische Imperativ gebietet, ohne daß auch er etwas dabei denket. Niemand, der überzeugen will, wird auf solche Lieblingsschälle bauen, vielmehr, wo er merkt, daß man sie sinnlos hört, wird er solche vermeiden. Ja über sich selbst wird er am strengsten wachen, daß kein dergleichen Lieblingsschall sein Tyrann, der gewohnte Busenfreund seines dunkeln Sinnes, ein Füllwort seiner Sprache werde. — Gut ist's, daß alles in der Natur wechselt, sonst stürbe man vielleicht an manchen wiederkommenden mißbrauchten Wortschällen für Überdruß und Ekel.

4.

Und doch trauet man es dem Heilande der Welt zu, daß einzig, um auf ewige Zeit die tote Formel zu hören: „Ich glaube an Jesum", er gethan habe, was er that. Man trauet es dem ewigen Vater zu, daß einer Formel wegen, weil er seinen Sohn nennen höre, er alles verzeihe und vergebe, ja einen Schatz von Verdiensten dem Formulanten zurechne. — Scham und Schande!

5.

Unglaublich weit und tief reicht dieser Wortglaube; oft erhält er ein wachsendes Ansehn von Geschlecht zu Geschlechte. Seit Jahrhunderten kann der Geist mancher Worte verflogen sein, aber ihre unsterblichen Schälle bleiben. Im Grabe noch richtet sich der Tote auf, wenn er sie höret.

[1] Den Anhängern Kants, gegen den auch die Paragraphen 6 ff. gerichtet sind

6.

Die Natur bildet zu dem, was uns echter Menschenglaube sein soll, ernster. Hülfbedürftig kommen wir auf die Welt, aber vielfach zusammenhangend mit allen Elementen, im kleinen eine große Synthese von Kräften, Sinnen, Trieben. Jede dieser Kräfte will sich äußern, dazu treiben uns Bedürfnisse, Not und mitgeborne Neigung. Jeder Sinn entwickelt sich, aber in Gesellschaft mehrerer Sinne, die ihn berichtigen, begrenzen. Triebe kommen ins Spiel; ja die früheste Übung der Sinne und Kräfte beruhet selbst auf einem endlosen, unentwickelten Triebe. Da wird die Natur eine scharfe Lehrerin; jeden Irrtum eines Sinnes, einer Kraft, eines Triebes zeihet sie unerbittlich, ihn früher oder später mit der Strafe *seiner* Art über sein Vergehen zurechtweisend, strafend. Ein lebendes, allumfassendes, physisches Gesetz ist in ihr wirksam: es heißt Realität und für den Menschen menschliche Wahrheit. Für diese fodert und bildet sie Glauben; was dahinter liegt, unerforschbar dem Menschen, überläßet sie der Spekulation. Aber in dem, was vor uns ist, im Kreise unsres Daseins, will sie Sicherheit und erschafft solche. Deshalb hat sie dem Menschen eine Sphäre gesetzt, außer welcher er ein Thor ist, innerhalb welcher er nur durch Übung, durch Erfahrung wird, was er werden soll. Mittelst dieser bekommt er Glauben an die Natur, d. i. an die Konsistenz und Konsequenz der Dinge, die er in und mittelst seiner Natur, nicht außerhalb derselben, erfasset und behandelt. Denn *wir* sind's und kein andrer, die der Natur glauben lernen; wir können und sollen ihr nur für uns selbst glauben.

7.

Als lebende Wesen kommen wir auf die Welt, nicht spekulierende Scheinwesen. So viel Kategorieen in uns verzeichnet sein mögen, bedörfen wir Sinne, Kräfte, Triebe. Raum und Zeit selbst (was sie an sich auch sei'n) sind uns nichts als gegebne Dimensionen für unsre Sinne, insonderheit für Auge und Ohr, denen die dritte, mächtigere Überzeugung, das Gefühl des

Daseins, vorangeht.[1] Alle Sinne in uns üben sich gemeinschaftlich auf diesem Kampfplatz, und die nach und nach erwachenden Triebe sind, wie ihr Name sagt, ihre Treiber und Helfer.

8.

Menschen kommen wir auf die Welt, nicht reine Ideen, vom Himmel gesenket. Väterlich-mütterliche Liebe hat uns empfangen, väterlich-mütterliche Liebe erzog uns. In keinem Fach des Denkens steht dieser Trieb, der allgemeinste der Natur, die ewig sprossende Wurzel alles Daseins. Kein früheres Bild bekam also der Mensch von einer ihm zuvorkommenden, auf sein Verdienst nicht gebauten Bemühung für ihn als dies. Väterlich-mütterliche Liebe ward also in der ganzen Natur das höchste Bild, weil sie, der allgemeine höchste Trieb der Naturwesen, alles zusammenhält und ordnet. Was sich in seinesgleichen nicht anzuerkennen, sich für andere nicht zu bemühen und in ihnen zu leben vermag, träumt oder tändelt. Leben ist die Natur in Ausbildung der Seele und des Körpers aller Geschlechter; in Ausbildung neuer Geschlechter ist sie fortwirkendes Leben.

9.

Dem Erstgebornen folgten Geschwister. Geschwisterneigung und -Rivalität begegneten sich mit der väterlich-mütterlichen Neigung, eine von der Natur gegebne neue Synthese von mächtiger Wirkung. Was Liebe und Miteifer, gemeinschaftliche und spornende Thätigkeit vermögen, kam in diesem kleinen Kreise von Vater, Mutter, Kindern und Geschwistern schon zum Vorschein; beide einander entgegengesetzte Neigungen aber, von väterlich-mütterlichen Einsichten regiert, hielten und beförderten ein Ganzes. Alle Früchte der Erfahrung, Erfindungen, Mühe, Genuß, pflanzten sich in diesem Naturgarten fort — nicht durch Spekulation, aus der sie nicht entsprossen waren, sondern durch Bedürfnis, Erziehung, Gewohnheit, Glauben und Übung; denn ein Kind, das erzogen wird, kann anfangs nur glauben. Es glaubet

[1] Vgl. S. 65 und die „Plastik" (S. 73 ff.) selbst.

gern, weil es die Lüge nicht kennet, hat aber auch den Trieb in sich, nachahmend zu erforschen, zu prüfen; und wehe dem, der ein Kind täuschet!

10.

Hiemit ist schon eine Religion gegeben, die älteste, tiefste, dauerndste Religion der Vater-, Mutter-, Geschwister-, Kindestreue, deren Band aus dem Bande der Geschlechter entsponnen, von Bedürfnissen der Umstände gefestet und bewährt, Ordnung der Natur ist. Liebe und Not haben es gewebet. Wenn Religion der Menschen Gewissen, d. i. ihr inneres thätiges Bewußtsein ist von dem, was sie sind und sein sollen, so entspringt die Gültigkeit derselben nicht daher, daß der Mensch sie sich selbst setzt: er ist durch sie gesetzt; sie gehöret nicht ihm, er gehöret ihr an. Sie erweiset sich auch, diese Religion, wie eine Religion sich erweisen kann und soll, durch Seligkeit von innen, durch Glückseligkeit von außen; denn jede Religion, als Regel gedacht, muß sich erweisen.

11.

In einem größern Inbegriff von Familien ward dies Band umfassender, d. i. dieselbe Regel kam in einer höheren Potenz zum Vorschein. Stämme sonderten sich, Liebe und Abneigung wirkten aufeinander. Aus der Verwirrung entsprang eine Ordnung, die sie beherrschte, Gastfreundschaft, Vertrag, Bundesliebe. Der Schwächere, vom Starken unterdrückt, regte das Herz eines Stärkeren, daß er ihm beistand. Mitgefühl, die Regel der Billigkeit, sprach für den Unterdrückten: er half ihm und erwarb ihn dadurch sich zum Bundesgenossen, zum Freunde. So und durch andre Vorfälle erwachte in der Menschheit die Religion der Freundschaft, des Gastrechts, der Bundestreue, der gegenseitigen Hülfe. Alle Völker kennen sie, in aller Menschen Herzen ist sie geschrieben. Auch sie erweiset sich durch sich selbst, denn sie ist auf Triebe der Natur, auf gegenseitiges Bedürfnis, auf die Regel des Rechts und der Billigkeit gebauet. Und lohnt sich selbst, von innen durch Seligkeit, d. i. durch das Gefühl der

Freundestreue, der Billigkeit und Großmut, von außen durch Glückseligkeit und gutes Vernehmen. Jenes ist ihr Erweis, dies ihre Probe.

12.

Als die menschliche Gesellschaft mit allen ihren Bedürfnissen und Neigungen verflochtner wurde, war auch die Regel des Gewissens, Religion, schwerer zu finden. Ja sie verdämmerte beinahe ganz unter den vielen neuerwachten falschen Trieben. Gesetzgeber suchten Ordnung zu schaffen, d. i. die verworrene Figur zu berechnen und womöglich in eine regelmäßige zu verwandeln. Nach Ort und Zeit sind hierüber viele Versuche gemacht worden, die deswegen untereinander schwer zu vergleichen sind, weil jeder Versuch seinem Platz zugehöret. Alle aber haben eine Tendenz: gegenseitige Gewissenhaftigkeit in einer gemischten Volksgesellschaft als heilig zu begründen.

13.

Je weniger gemischt diese Gesellschaft, je näher sie den Ständen der Natur war, desto leichter fand sich die Regel, desto gültiger und daurender war sie, da sie auf Triebe der Natur, auf Geschlechts-, Eltern-, Freundes-, Stammes-, Bundesliebe und Treue gebauet war und darauf baute. Sie schwamm noch im vollen Strom.

14.

Als aber jene Triebe wild durcheinanderbrauseten und dann versiegten, oder wenn das tyrannische Gesetz sie selbst austrocknete und mit Gewalt seitwärts zwang, da konnte das Gesetz auf sie nicht nur nicht rechnen, sondern brachte sie oft gegen sich auf. So ward, getrennt von der Naturreligion, dann endlich eine Religion des Staates.

15.

Und je mehr Aufopferungen diese foderte, Aufopferungen, die außer der Evidenz[1], dem zutrauenden Gemeinglauben lagen

[1] Klarheit, Selbstverständlichkeit.

und der Naturreligion, d. i. der reinen Geschlechts-, Vater-, Mutter-, Kindes-, Familien-, Freundes-, Bundesliebe Eintrag thaten, desto mehr konnte sie auf Übertreter, Betrüger, Heuchler rechnen. Sie band die Gewissen nicht mehr: sie hatte den Glauben verloren und hörte also auf, Religion zu sein. Selbst die Eidesformel ward in ihr unkräftig; nur Galgen und Rad hielten zurück und straften.

16.

Bessere Gesetzgeber suchten also jene Triebe der Menschheit nicht nur nie zu unterdrücken, nie zu verwirren, sondern traten vielmehr mit ihnen in Bund, ehreten sie und suchten durch sie zu wirken, überzeugt, daß es ohne Menschenreligion keine Staatsreligion gebe.

17.

Zwar ward die falsche Religion der Staatsehre auch zwischengeschoben, allein diese, an ihr selbst nichtig, verwandelte sich überall bald in Staatspracht, Staatsgeiz, Staatswohllust, mithin war und blieb sie eine Religionslüge. Der Gott genoß immer nur den Rauch der Opfer, die Opferstücke selbst aßen dessen Priester. So mußte aus geheuchelter Staatsreligion endlich die höchste Irr-Religion werden: jeder verlor den Glauben an entweihete Formeln und Gebräuche, deren List und Trug er erkannte, an andern sah und an seinem Teil selbst übte.

18.

Schon in alten Zeiten fand sich ein Gesetzgeber, der den großen Gedanken hatte, dem Gesetz selbst die Würde des Gesetzgebers, und zwar des höchsten Gesetzgebers, des Schöpfers der Welt, einzuverleiben, es seiner Nation an Brust und Arm zu thun, ja den kleinsten Artikulationen des Lebens anzuheften: Moses[1]. In seiner Gesetzgebung war jede bürgerliche Pflicht als Religion verzäunet; jede Übertretung mußte als ein Religionsverbrechen oder -Gebrechen sich selbst anklagen und strafen.

[1] Über ihn und das Folgende s. S. 239 ff.

Fest waren diese Bande; alles, was zur Menschenreligion gehört, Eltern-, Freundes-, Stammes-, Landesliebe, war in ihnen nicht nur geschonet, sondern es war vorzüglich auf diese gerechnet. Jeder Stamm, jedes Geschlecht bildete seinen Staat mit Stammesehre; das Ganze war eine Verbindung brüderlicher Stämme und Familien, unter dem Schutz des Bundes- und Gastfreundes ihrer Väter, ihres Befreiers, ihres Nationalstifters.

19.

Ein solches Volk schloß sich ab von allen Völkern; es glaubte sich das erwählte Volk, weil es den höchsten Gott seinen Schutz- und Bundesfreund nannte.

20.

Aber der große Gedanke war, wie der Erfolg zeigte, für die Zeit und für diese Wüstenhorde, die aus einem langen Zustande der Verachtung und Knechtschaft kam, zu groß, zu erhaben. Wer sollte die Kraft dieses Gesetzes aufrechthalten? sie aufrechthalten für ewige Zeiten? Gebräuche verleben; mit den Zeiten ändert sich ihre Bedeutung. Das Band der Stämme hing lose zusammen und erschlaffte. In roheren Zeiten ward also das Volk ein üppiges, träges, abgöttisches Volk, in gebildetern Zeiten ein stolzes Buchstaben- und Ritualvolk. Seine Landesverfassung lief den ganzen Zirkel der Konstitutionen durch, ohne Beständheit.

21.

Eine Beständheit gewann es indes, deren sich in solchem Grad vielleicht kein anderes Volk rühmen kann: Beständheit des Charakters. Unter allen Nationen und Klimaten ist der Jude Jude, kennbar und ein wirksames Mobil unter den Völkern nach seines Stammes Art.

22.

Wodurch bildete sich ihm ein so ausgezeichneter Stammescharakter? Durch die Religion seiner Väter. Von Abrahams Zeiten an ein werbendes Geschlecht zwischen den klügsten, reichsten, gebildetsten Völkern, nachher in einem Lande, das wie am

Busen des großen Welthandels lag, wäre ohne Moses' Einrichtung diese umherziehende Horde das schlaue, kluge, vielseitig geschliffene Volk nicht geworden, das bald darauf dem ganzen Erdstrich vom Partherlande und dem Kaspischen Thor an bis zu Herkules' Säulen gerecht war, jetzt allen Weltteilen gerecht ist und allenthalben doch als ein abgesondertes Volk unter den Völkern lebet. Ihr Stammescharakter, der Glaube an ihre Abkunft ist ihnen Religion, ein altes Gepräge ihrer Väter.

23.

Und da nach Moses' Einrichtung ein Schriftgesetz über sie gebot, da der zwölfte Teil der Nation[1] zum Bewahrer und Ausleger dieses Schriftgesetzes konstituiert war, neben welchem aus allen Stämmen Weise auftreten und Erinnerer ans Gesetz, Stimme der Nation werden konnten; da das Volk in sehr frühen Zeiten Lehrsprüche und Lieder bekam, deren Scharfsinn, deren moralische Reinheit und Kindlichkeit man noch jetzt anstaunet; da überhaupt alle Gebräuche und Verrichtungen des Lebens sie an Stammesideen erinnerten und an der Religion ihrer Väter festhielten: was Wunder, daß mosaische Religion, d. i. strenge Pünktlichkeit und genaue Bemerkung, in ihren Charakter überging und sie allenthalben zum wechsel- und buchhaltenden Volk machte? Durch die Scheingrundsätze andrer Völker von politischer Ehre und Unehre wurden sie selten verlocket oder beschämt: das Judentum selbst, ihr angeblicher Stammesvorzug, ward mit der Zeitfolge ihr Stammescharakter.

24.

Begreiflich wird es, wie gerade in diesem Volk ein Mann aufstand, der, über die Vorurteile seines Volks erhoben, die Religion zu seinem Hauptgedanken machte. Auf seinem Standort sah und fühlte er die drückenden Folgen einer jüdischen Stamm- und Landesreligion mehr, als ein Fremder sie fühlen konnte, der sie bloß verachtete und verwarf. Den Grund derselben aber, die

[1] Der Stamm der Leviten.

alte Familienreligion, die Religion der Väter, konnte und wollte er, ihr Eingeborner, nicht verachten; denn vom Landesgesetz gesondert, war sie die Religion des Menschengeschlechts, die Religion der Völker.

25.

Nur — wer sollte beide thätig sondern? Prophetenstimmen sind unwirksame Stimmen: sie strafen, belehren, warnen, über den Erfolg aber vertrösten sie auf die Zukunft. Selbst bei Christus war es Natur der Sache gewesen, daß er zuerst seine Nation ausschließend in den Gesichtskreis nahm und nur als ein Verfolgter die Gegend Tyrus und Sidon besuchte. Da aber, wie wenig unter diesem Volk auszurichten sei, ihn sein eigner Tod belehrte, so wurden Religion und Nationalismus unerwartet und auf immer — wodurch? geschieden.

26.

Durch seinen schmachvollen Tod selbst. Der Auferstandene, der seiner Schuld gegen das ihm angeborne Volk jetzt frei und los war, gab seinen Gesandten offene Botschaft an alle Völker. Wodurch ihn seine Nation verworfen hatte, sein Kreuzestod machte ihn zum Christus aller Nationen.

27.

Offner Gang der Vorsehung! Nicht aus dem tiefsten Dunkel (wie man zu wähnen pflegt) entsprang hier das Licht, sondern, wie Johannes sagt[1], aus einem mit hartem Dunkel umschlossenen Lichte. Ein so sonderbarer Schritt mußte geschehen, damit das Licht hervorbräche: eben aus dem harten Judentum entsprang der reinste Anti-Judaismus, Religion der Völker.

28.

Und diese Menschenreligion konnte keine andre sein als die reine Religion der Väter. Sobald das Vorurteil zernichtet war, daß Religion am Boden eines Landes, am Blut eines Stammes, am Ritual einer Nationalweise hafte, was konnte zurückkehren

[1] Johannes, Kap. 1, V. 5.

als jener alte Menschenglaube: „Gott ist unser aller Vater; wir alle sind Brüder"? Dieser Glaube faßt unser Geschlecht nicht als ein erdichtetes, sondern als ein in der Natur gegebenes Gottesgeschlecht, das zwar tief versunken, aber rettbar ist und nur durch sich selbst rettbar. Die Anlage zu seiner bessern Verfassung sei in ihm; Kraft Gottes um ihn; Bedürfnisse fodern: „Sei, was du sein sollst! Willst du, daß Gott dein Vater und Freund sei: er ist's dir nur in dem Maß, als du der Menschen Freund und Vater bist. Das kannst du; denn du bist sein Organ, das wirkende Mobil der Schöpfung."

29.

Einzig kam dieser Menschenreligion die Sprache der Väter jene alte heilige Sprache, zu statten, die bei den Ebräern jahrtausendelang fast nur in diesem einen Gedanken bearbeitet war. Von Anbeginn der Dinge erschien in ihr der Mensch als Abbild Jehovahs, ein Haushalter der Erde, der Schöpfung Herr, durch den alles, was ihm unterworfen ist, genießt, wirkt oder leidet. Israel, das unwürdige Kind Gottes, erschien in ihr als sein Pflegling, sein ungezogener Sohn. „Heißen nicht eure Obrigkeiten", sagt Christus, „Söhne Gottes? Lasset uns also zurückkehren vom Schein zum Sein, von Formeln zur Wahrheit! Seid vollkommen[1], d. i. gerecht, heilig, verzeihend, milde, wie euer Vater im Himmel es ist! Liebe überwindet alles. Gott ist Liebe."

30.

Auch menschlicherweise konnte daher Christus sagen, was kein Weiser andrer Nationen in solchem Zusammenhange sagte. Jene lebten hinter Mythologieen, in politischen Staaten: Christus lebte in einem Volk, das, alle Mythologie, fast alle fremde politische Kultur verschmähend, sich einer Regierung Gottes rühmte. Dieser Begriff, im Bilde eines Vaters und Kindes, eines Freundes und Bundesgenossen, in Hirtenzeiten empfangen, in einer Familie vieler Stämme reich ausgebildet und durch tausend Miß-

[1] Matthäus, Kap. 5, V. 48.

fälle geprüft, geläutert, war so rein, so umfassend! Hier also war alles zubereitet, hier schlug der Funke.

31.

Daher auch, daß das Christentum als wirkliche Menschenreligion sich jedem Bewußtsein, jeder Neigung des Herzens nicht nur empfahl, sondern anschloß. Vater, Mutter, Kinder, Geschwister, Freunde, Liebende sind wir alle; wir wollen und müssen es sein, da uns die Natur dazu bestimmte und wir außer diesem rein menschlichen Beruf wenig oder nichts sind. Menschen sollen wir sein und in echter Menschengesinnung so Pflicht als Seligkeit finden: ein Reich des Himmels, d. i. ein seliges Reich, kann uns nur in diesem Naturberuf werden. Totes Gesetz, ein selbsterfundenes Prinzipium ohne Situation der Anwendung, ohne Gesinnung dazu und Kräfte kann unsre Menschenreligion nicht sein; denn Religion ist, was unser Herz zwingend anspricht, unsrer Triebe sich bemächtigt, Gesinnung erweckt und unser innigstes Bewußtsein bindet. Vater, Mutter, Freund, Kind müssen sich in ihr, als in der eigensten Sphäre ihrer Thätigkeit, nicht glücklich, sondern seligmachend und selig, mithin das Rätsel ihrer Bestimmung aufgelöset, den Knoten ihrer Neigungen entwirret finden. Dann frohlockt Vater, Mutter, Kind, Freund und Bruder: „Meine Religion ist es; sie läutert, lenkt, ordnet und beseliget meine Triebe, ja sie entsprang aus ihnen." Nicht nach dem Christentum allein, nach des Menschen eigenster Natur ist seine Religion keine andre als Menschlichkeit, wirksame Treue und Liebe.

32.

Alle Weisen haben erkannt, daß der einzeln schwache Mensch nur in Verbindung mit andern stark sei; sie haben erkannt, daß alle seine Triebe auf Gemeinschaft wirken, und eben dieser Triebe wegen haben ihn manche seiner Beherrscher so sehr gemißbraucht. Alle Weisen sahen aber auch, daß die Gemeinschaft, nach der der Mensch strebt, ihn ebensowohl verderbe als bilde, und fanden dagegen kein Rettungsmittel als Religion, jene echte Menschen-

religion nämlich, die Triebe im Menschen nicht nur voraussetzt und ihm Triebe läßt, sondern sie sogar wecket, aber auch läutert. Sie macht den Menschen nicht scheu durch das Schreckgespenst einer Doppelnatur, eines radikalen ihm wesentlichen Bösen; aber Mißbrauch seiner Natur, Verwirrung der Begriffe und Neigungen, Schwäche aus Trägheit, üble Grundsätze und Gewohnheiten rüget sie desto schärfer. Nicht durch ein Gesetz, fühlet sie, sondern durch ein entgegenstehendes mächtigeres Gute könne sie diese Feinde allein überwinden. Sie überwindet den Haß mit Liebe, stärket die Schwäche, schafft das Unlautere weg, macht aus der Unart Art, aus der Unordnung Ordnung. Eben nur Unaufmerksamkeit auf sich selbst, Losgebundenheit in Grundsätzen, in Sitten und Meinungen, irrige Lüste sind's, was der Religion entgegensteht, was jede innerste Gewissenhaftigkeit aufhebt.

33.

Demnach ist das Christentum keine philosophische Disputierschule: eine lebendige Einrichtung war es zu Bildung fester Gesinnungen jedes Standes, jedes Verhältnisses und Charakters. Allerdings befahl Christus, zu lehren, aber was? „Seine Anordnungen halten!" Nichts ist leichter als lehren, nichts schwerer als halten; gewiß auch nicht leicht, einzurichten, daß gehalten werde, daß jedes Menschengemüt Religion belebe. Formeln und Gebräuche thun dies nicht, auch nicht das Hererzählen der alten oder neuen Lehre in Formeln und Dogmen.

34.

Alles also wird und muß vom Christentum wie ein dürrer Herbst abfallen, was nicht Überzeugung, Gewissen, reine Menschenreligion ist oder mit sich führet. Einen Kultus Vergebung und Seligkeit bringender Formeln kennet es nicht; dem jüdischen und heidnischen Priestertum ist sein Geist nicht nur völlig zuwider, sondern dazu eben ward's gestiftet, daß in Ewigkeit hin keine Opferer und Priester, keine Zauberer und Götzendiener weder in Gebräuchen noch Wortlarven sein sollten.

35.

Auch Lehrmeinungen sind also nicht Glaube; sie sind Wolken am Firmament, die vielgestaltig sich auf mancherlei Weise färben und in kurzem nicht mehr sind. Es erweckt keinen großen Begriff von einem Lehrer des Christentums, wenn er es, um es lieb zu gewinnen, in eine dem Volk fremde Sprache, den Zierat seines Dezenniums hüllen muß und es wie ein Marienbild zum neuen Marktfest neu kleidet.[1] Es erweckt keinen größern Begriff von einem Lehrer, wenn er gegenteils alten Lehrmeinungen als solchen ohne Inhalt und Wesenheit nachläuft und wie ein Gespenst des 16. Jahrhunderts in verlebten Trachten umherzieht.[2] Wer ist Paulus? wer ist Apollo[3]? Diener sind sie; einer ist Christus. Die Religion des Herzens (jeder drucke sie aus, wie er wolle) ist nur eine.

36.

Eine gute Dogmengeschichte, wie viel kann sie lehren! Wie hinter der magischen Laterne ziehen in ihr Schattenbilder vorüber. Ein gutes Zeichen ist's, daß auf sie jetzt so mancher unparteiische Fleiß gewandt wird. Auch ihr werdet einst in diesem Stammbuch stehen, ihr neuen Lehrmeiner, und ein Kreuz bei eurem Namen.

37.

Dogmatik, selbst dem Begriff ihres Namens nach, ist nichts als eine Dogmengeschichte. Jedes Dogma rein philologisch, historisch, philosophisch durchführen, sodann für unsre Zeit dessen Gebrauch zeigen, wie unterrichtend und heilsam! Nenne jemand ein solches Buch; und wenn es nicht da ist, schreibe er's, unbefangen, sorgsam, herzhaft: tausend Jünglinge, die Welt wird ihm danken.

38.

Eben aus ihr aber gehet sodann klar hervor, daß nicht in Buchstaben, sondern in gewissenhaften Gesinnungen und Insti-

[1] Gegen Lavater. — [2] Gegen Buchstaben-Lutheraner. — [3] Mit Beziehung auf den verderblich beredten, schriftkundigen Juden Apollo 1. Korinther, Kap. 3, V. 5. 6. 22, Kap. 1, V. 12.

tuten Religion einzig lebt. „Was ihr gethan habt dieser Geringsten einem, das habt ihr mir gethan! Wer ein Kind aufnimmt, nimmt mich auf.“ U. s. Das war's, was Christus Religion nannte. Solange die Menschheit Menschheit ist, werden diese Adern des Christentums, Glaube, Liebe, Hoffnung, und ihre Wurzel, echte Gewissenhaftigkeit, die einzige und innige Menschenreligion bleiben.

VI.

Vom Unterschiede zwischen Religion und Wissenschaft, auch Mysterien und andern mißgebrauchten Worten.

„Du hast die Religion so sehr beschränket“, wird man sagen, „indem du Religionswahrheit mit Religionspflicht nicht nur verbindest, sondern beide zu einem vereinest.“ Das mußte ich thun. Nicht nur der Begriff der Sache, sondern die Schrift selbst fodert es, und in einem Zeitalter, in welchem das Wort Religion so ausgeartet ist, daß man beinah nur das, was nicht Religion ist, darunter verstehet, ist diese strenge Zurückführung notwendig. Denn eben jene schlaffe Homonymie[1] hat das ehrwürdigste Wort verächtlich gemacht, so daß mancher Rechtschaffene das, wodurch er rechtschaffen ist, zu haben sich schämet.

1.

Keine Wahrheit ist Religion, die nicht das innigste Bewußtsein bindet, in der nicht Überzeugung und Pflicht liegt. Daher dringet die Schrift so oft und immer auf Gemüt, den Geist des Gemüts (φρονημα, καρδια, πνευμα), auf offene Augen des Verständnisses und innerstes Erkenntnis. Herz und Geist sind in ihr nicht geschieden, sondern eins. Mit dieser strengen Bestimmung wird alles der Religion Fremde, Gleichgültige, Widrige von ihr geschieden: sie wird, was sie sein soll, und eben damit kräftiger, stärker.

[1] Gleichsetzung.

2.

Sie sondert sich demnach nicht etwa nur von unnützen Lehrmeinungen (Spekulationen) ab, sondern selbst von Wissenschaft und von Positionen des Rechts, sofern diese eine Wissenschaft gründen. Alle Verwirrungen hiemit sind ihr schädlich.

3.

Man wird z. B. bemerkt haben, daß die Grundsätze der drei Artikel des christlichen Symbolums in andrer Rücksicht Wissenschaften gründen. Der erste z. B. veranlasset eine Naturwissenschaft und ein sogenanntes Naturrecht; der zweite eine Geschichtwissenschaft des menschlichen Geschlechts und ein sogenanntes Recht der Völker; dem dritten von der Gemeinschaft vieler in einem Geist stehet in andrer Rücksicht eine Wissenschaft und ein Recht bürgerlicher Gesellschaft zur Seite. Alle diese Wissenschaften müssen zuletzt freilich auf Religion, d. i. auf ein innigstes menschliches Bewußtsein, zurückkommen: verwirret aber würden die Grenzen, wenn Religion sich in diese Wissenschaften drängte und den Gang des Forschenden oder des Setzenden störte.

4.

Drängte sie sich z. B. in die Naturwissenschaft, um bei jedem Mückenflügel zu theologisieren; in die Geschichte des Menschengeschlechts, um bei jedem Faktum Moral zu predigen; in die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, um derselben Schritt vor Schritt ihren höchsten Grundsatz entgegenzuhalten, so verkennte sie ihre Würde und machte sich nutzlos gemein. Drängte sie sich zum Recht der Natur, der Völker, der bürgerlichen Gesellschaft und wollte bei jedem Mißbrauch derselben jammern, wie lästig und überlästig wäre ihr Eifer!

5.

Ist jede dieser Wissenschaften, was sie sein soll, so geht aus ihnen allen, ihren reinsten Grundsätzen nach, Religion hervor, d. i. innige moralische Überzeugung. Im Mückenflügel z. B. wie im Lauf der Welten wird dieselbe Formel der Macht, Weisheit,

Güte sichtbar, die sich dem menschlichen Verstande und Herzen als ihr edelstes Geschenk aneignet. In der Geschichte des Menschengeschlechts wird die Regel klar, daß es ein Geschlecht sei und jeder Mensch dem Ganzen gehöre. Die Geschichte der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft spricht das Gesetz aus, daß durch Vereinigung vieler zu einem alles Gute bewirkt werden müsse, was der Zweck unsres Geschlechts ist. Aus dem Natur-, Völker- und Privatrecht geht die Regel hervor: „Sei Mensch! Mensch für alle, Mensch mit allen, mit denen du es sein kannst!" Mithin hebt sich aus allen das Prinzipium des Christentums, d. i. der reinen Natur-, Völker- und Menschenreligion, das mit andern Worten uns sagt: „Deine Macht werde von Weisheit, deine Weisheit von Güte geleitet! Sei Mensch mit Menschen für die gesamte Menschheit nach dem Urbilde des Vaters dieses Geschlechtes und seines in der Menschheit erschienenen Bildes, der diese Aufopferung im höchsten Maß erwiesen! Sei dies mit innigster Anhänglichkeit und Rechtschaffenheit, so wirst du, was du sein sollst!" Ohne daß du die Wissenschaften zur Religion zwingest, kommt jede wahre Wissenschaft auf echte Religion zurück. Nur sie dränge sich nicht an die Stelle dieser Wissenschaften, sonst störet sie solche und verlieret sich selbst.

6.

Gegenteils will die Religion auch nicht von den Wissenschaften bedrängt und verwirret werden. Möge z. B. die Naturkenntnis manches aufforschen, was sie nicht sogleich unter die höchste Regel zu bringen vermag: was soll das der Religion? Einst wußte man auch Tag und Nacht, Licht und Finsternis noch nicht unter die Regel zu bringen, der beide dienen, und ersann sich daher ein Prinzipium des Guten und Bösen; wie kindisch wäre in der Naturwissenschaft dies doppelte Prinzipium jetzt! und wie abgeschmackt wäre eine Philosophie[1], die auf dergleichen Phänomene sogenannt unauflösliche Naturzwiste (Antinomieen)

[1] Gegen Kant, wie auch § 7.

gründen wollte! Die Naturwissenschaft ist bestimmt, ihren Weg zu gehen, Gesetze zu bemerken, höhere Gesetze zu finden: sie hat einen unendlichen Weg vor sich. Der Religion dagegen liegt der Mittelpunkt ihres Kreises, die durchschlungene Formel von Macht, Weisheit, Güte allenthalben im Kleinsten und Größesten vor; sie freuet sich jedes neuen Aufschlusses, von keiner neuen Schein-Disparate gestöret. — So auch die Menschengeschichte. Möge sie zwischen Völkern und Staaten sowohl als in jedem engeren Verhältnisse die schrecklichsten Mißbräuche der Menschenvernunft, des Menschenrechts, der Menschennatur schildern — die Religion kümmert dies nicht. Ihrem innern Bewußtsein treu, spricht sie: „Sie sind nicht, was sie sein sollen, aber sie können es werden."

7.

Hieraus ergibt sich der Religion natürlicher Vortrag und Ausdruck. Scientifisch ist er nicht; denn sie ist keine Scienz; sie klettert nicht erforschend auf und nieder. Noch weniger gebührt ihr ein diskurrierender Vortrag: sie läuft nicht hin und her; sie will weder Zeit kürzen noch amüsieren. Disputieren mag sie; aber nur mit sich selbst, indem sie das reine Gold von Schlacken sondert; mit andern thut sie es nicht ohne Not. Durch Disputieren, weiß sie, ward innere Überzeugung selten gefördert, und mit dem großen Gegenstande des Disputs, Lehrmeinungen, lässet sie sich nicht ein. Sind sie dem Gegner Religion — warum sie ihm rauben?

8.

Was zum innersten Bewußtsein spricht, hat für jede Art seiner Gegenstände den der Überzeugung eigensten Ausdruck. Die Naturreligion z. B. kann sich fast nur in Hymnen ergießen; der Anfang der Bibel von den Worten „Gott schuf Himmel und Erde" bis zum „Menschen nach dem Bilde Gottes gemacht" wird selbst ein Hymnus. So alle Psalmen, alle auch neuere Gesänge, die die Schöpfung feiern. Selbst Klagen, wie im Buch Hiob, die Salomonischen Zweifel selbst werden zuletzt Lobgesang oder Regel. Die schlichteste und klärste Exposition der Naturgesetze

kommt auf Macht, Weisheit, Güte zurück und ruft uns zu: „Du lebst in einer großen Ordnung; ordne dich zu ihr!“ — Der echten Menschenreligion liegt immer ein Ideal der Aufopferung zum Grunde, einer Aufopferung zum Wohl des Ganzen. In dunkeln Zeiten suchte man diese auf irrigen Wegen; aber auch auf diesen war die Regel selbst nicht unrecht, und recht verstanden wird sie wirklich ein Evangelium der Völker. Solange es Menschen gibt, die sich aus reinen Grundsätzen fürs Wohl ihrer Brüder hingeben, lehrend, duldend, wirksam, thätig, so lange darf die Menschheit nicht verzweifeln. Die Religion näherer Gemeinschaft endlich kann kaum eigentlicher sprechen, als sie im Neuen Testament spricht, in brüderlichen Anreden, am meisten aber durch stille That, Vorbild, Übung. So spricht Religion und lässet der spekulativen Wissenschaft ihre Wege.

9.

Man hat viel über Mysterien, als der Religion unentbehrliche Dinge, gesprochen und durch einen groben Mißverstand den biblischen Ausdruck hierüber untreu halbieret. Allerdings nennet die Schrift teils die Religion selbst, teils dies und jenes in ihr Mysterium; aber ein enthülletes Mysterium: alle ihre Anstalten sind Enthüllungen des einen großen Geheimnisses, darum nennen sie sich Offenbarung. Wie die Schöpfung ein Göttliches (θειον) enthüllet, so, rühmen alle Apostel, habe das Christentum das von Anfange der Welt her dunkle Rätsel des Menschenheils aufgelöset; hinfort sei das Verhältnis zwischen Gott und uns kein Rätsel. Dem richtigen Sinn des Christentums eignen sie alle Einsicht und Beurteilung dessen zu, was zum wahren Leben gehöret. Weiterhin zu forschen, sei das Werk der Religion nicht, das thue Wissenschaft und in praktischen Fällen Klugheit. Wie weise! wie verständig!

10.

Unlängst foderte man als Hauptvollkommenheit einer Predigt, daß sie rein dogmatisch sei; ist sie nichts als dogmatisch, so

ist sie keine christliche Predigt. Nicht bloß, weil Christus und die Apostel dergleichen nicht gehalten, sondern weil Predigt dem Dogma, echt abgehandelt, gerade widerspricht. Eine Predigt soll Religion predigen mit alle der eindringenden Stärke, daß sie den Hörenden Religion werde, d. i. die vorgetragene Pflicht oder Wahrheit die innerste Überzeugung bewirke, das Gemüt belebe, das praktische Bewußtsein binde. Dogma als Dogma kann und will solches nicht thun; nach seiner Art kann es die Kanzel entweder gar nicht oder schlecht behandeln: es gehört, und zwar philologisch, historisch, philosophisch, mit aller seiner Genauigkeit aufs Katheder.

11.

Dagegen hatte man große Scheu vor einer bloß moralischen Predigt. Mit Recht, wenn man seine Diskussionen moralischer Gegenstände, kasuistische Klugheitslehren u. s. darunter verstand: auch diese gehören aufs Katheder oder in den Saal der Versammlung. Predigt, wie sie einer Menschenversammlung aus allen Klassen und Ständen allein angemessen ist, will Wahrheit und Pflicht ins engste Verhältnis des menschlichen Bewußtseins gesetzt, diesem innigst nahegebracht; sonst ist sie ein moralischer Diskurs, bei dem der größere Teil gähnend fragt: „Warum bemüheten wir uns hieher? in diese Kälte, in diese dumpfe Versammlung?“

12.

Man hat Religionsvorträge oder -Versammlungen Gottverehrungen genannt — ein schlecht erfundener Name! Hier ist kein Götze zu verehren; und wie kann Gott von Menschen verehrt werden? wie wird er hier verehrt? Angebetet, sagt Christus, werde er weder auf diesem, noch auf jenem Berge, sondern im Geist und in der Wahrheit, d. i. durch die innigste Gemütsfassung, Religion. Zu dieser sich zu ermuntern, kommen Christen zusammen; nicht Gott durch ihr Zusammensein zu verehren. Auf ihn als Gegenstand wirkt ihr Werk nicht, sondern von ihm als der Quelle aller guten Gaben holen sie Lehre, Trost, Kräfte zur Religion,

d. i. zur gewissenhaftesten Anwendung aller Gaben. Die gewöhnliche Verehrung Gottes ist die offenbarste Gottesentehrung.*

13.

„Gottesbewunderung" hat man Religion genannt — auch ein leeres Geschäft! Wer sich hinsetzt, um Gott zu bewundern, der kann wie ein Mönch auf dem Berge Athos äonenlang sitzen und bewundern: Religion ist ihm ferne geblieben. Bewunderung des Unermeßlichen ohne bestimmten Gegenstand saget nichts und lähmt oft zu dem, was wahrhaft Religion ist. Bewundernd schauen wir in die unermeßliche Himmelsleere oder in den unergründlichen Abgrund, wundernd, daß jene so hoch, dieser so tief ist, und sehen nichts.

14.

Man hat diesen Zustand Erbauung, Andacht, Entzückung genannt — wie oft mißbraucht man auch diese Namen! Andacht heißt, wenn ich mit Anwendung meiner Seelenkräfte, sie innigst zusammengenommen, an etwas denke; dieser Zustand ist oder wird Religion, wenn er mich vor dem Allsehenden zur Beherzigung rein menschlicher Wahrheit und zu genauer Erfüllung meiner Pflicht führet.** Erbauen kann mich nichts, als was

* Das lateinische Wort Cultus hat zu diesem mißbrauchten Wort Anlaß gegeben. Der heidnische Christ weiß, was er unter cultus verstehe; er verrichtet sein opus operandum[1]. Aber der geistige, evangelische Christ? Wie ich meinen Acker, meinen Freund, meine Seelenkräfte koliere und exkoliere, das ist begreiflich; wie aber Gott kolieren, wenn ich ihn nicht als den leidigen Gönner betrachte, dem nach römischer Weise seine Partei von Klienten oder bösen Schuldnern Besuche macht, damit er schenke, damit er befördere oder vergebe? Der unwürdigste Begriff, der in eines Menschen Seele kommen kann, ist der gewöhnliche sogenannte Gottesdienst oder Gottescultus, von dem mancher gewissenhaft sagt: „Da dort nichts weder zu kolieren noch zu dienen ist und mein inneres religioses Bewußtsein nicht nur leergelassen, sondern oft geärgert und beleidigt wird, so ist mir es Religion, die Versammlung zu vermeiden." — ** Man sagt: „Ich will das Buch recht andächtig lesen", d. i. mit stiller Aufmerksamkeit, in der reinsten Gemütsfassung, gleichsam mit konzentriertem Andenken. Dies ist der wahre Gebrauch des Worts; die gewöhnliche Kirchen-

[1] Sein zu leistendes (gutes) Werk. Opus operatum bezeichnet in der mittelalterlichen Kirchensprache die Verdienstlichkeit der guten Werke an und für sich.

mich mit andern in guten Grundsätzen befestigt, denen gemäß ich wirklich Religion zu erweisen habe; sie führt und gewöhnt zu dieser, ohne daß sie solche selbst sei. Entzückung endlich, ein außerordentlicher Zustand, kann und soll durch Bestrebung nicht errungen werden. Kein Lehrer soll predigen, damit er entzücke, kein Hörer soll hören oder beten, damit er entzückt werde. Entzückung, da sie von der Menschheit entfernt und dem Wahn nach über sie erhebet, trennet den Entzückten oft von allen Gegenständen, bei denen er Religion wirklich erweisen soll; denn dem Unendlichen kann er solche nicht erweisen.

15.

Statt Andacht beliebt man oft Devotion zu sagen — ein edles und wie sehr mißbrauchtes Wort! Devotion, der heiligste Zustand des Gemüts, eine völlige Gottergebung nicht nur in Gesinnungen überhaupt, sondern besonders in Umständen, die diese Gottergebung nicht ohne Kampf thätig und wirklich fodern, ist hohe und vielleicht die höchste Religion; ohne diese innige Wahrheit aber, als eine süße Schwärmerei und Seelenerschlaffung, ist's eben ja sogenannte Devotion, die den Menschen ihm selbst, allen seinen Beziehungen und Pflichten, ja der Wahrheit entnimmt, alle Rückkehr in sich ihm unnötig, ja gefährlich macht und leider alles das aussöhnen soll, wessen ihn diese Rückkehr in sich selbst bitter zeihen würde. Ein schädliches Opium dem Kranken! In weniger Zeit kann es ihm unentbehrlich werden; desto mehr aber schwächet und lähmet es auch den gesunden Gebrauch seiner Kräfte.

---

andacht dagegen sagt: „Ich will jetzt andächtig sein, d. i. an nichts denken, damit ein fremder Geist in mir wirke." — Ein Geschäft andächtig thun, kann nichts anders heißen, als: es mit ganzer Aufmerksamkeit thun. In der Kirchensprache dagegen heißt „einer Handlung andächtig beiwohnen": „ihr mit leerem Gesicht und Gemüt beiwohnen". So sehr ist, aus bekannten Ursachen[1], in dieser Sprache alles erschlafft und verderbet.

---

[1] Vgl. Band 1, S. 14* f. und S. 25*.

16.

Man spricht von Religionsübungen. Natürlich sollte man darunter Handlungen verstehen, da man Religion wirklich übet, solche aber verstehet man nicht. Man meint müßige Vorübungen, die uns gewöhnen sollen, Religion einmal zu üben, indes wir jetzt lesen, hören u. s. Heilsame Vorübungen, wenn sie diesen Zweck erreichen! Erreichen sie ihn nicht, sind es gar Übungen, die von wahrer Gewissenhaftigkeit gerade abführen — ach, so gelangt man gewiß nicht zum Ziel, wenn man das Mittel selbst zum Zweck machte oder auf halbem Wege ausruhte. Kein Heide z. B. würde exercitia pietatis[1] genannt haben, was wir gewöhnlich so nennen; seitdem aber, dem Begriff der Schrift zuwider, die Religion ein müßiger Aktus auf Gott geworden ist, so übet man gern die müßigsten, als wären sie die frömmsten Aktus, in dem bösen Wahn, daß unsre Religion Gott etwas gebe, Gott etwas leiste. Ein Wahn, der alle Religion aufhebt! Von Gott kommt Religion, d. i. Gewissenhaftigkeit, in den Menschen, die er sodann gegen andre übet (1. Joh. 3, 3—24).

17.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob ein Rechtschaffener ohne Religion sein könne. „Ohne Lehrmeinungen", wollte man sagen; sonst beantwortete sich die Frage selbst. Echte Religion kann ohne Rechtschaffenheit nicht sein, und innigste Rechtschaffenheit ist Religion, worin man sie auch erweise. Der Richter, der Handwerker (die Magd, die die Gasse kehrt, sagt Luther[2]), wenn sie ihr Werk gewissenhaft thun, üben Religion, wahrer als die Nonne, die den nicht verstandnen Psalter betet. Mögen jene dabei ausführlich an Gott denken oder nicht: gnug, wenn sie in einer Gemütsfassung sind, als ob sie an ihn gedächten. — Daß aber ein Rechtschaffener ohne solche und andre Lehrmeinungen sein könne und sein dörfe, ist keine Frage. Er läßt jeder ihren

[1] Übungen der Frömmigkeit. — [2] Im Großen Katechismus in der Erklärung der vierten Bitte.

Wert, nimmt von allen das Beste; keine aber soll ihm die Stelle der Religion vertreten.

18.

„Wie thut man eine Handlung mit Religion?" Wenn man sie gewissenhaft thut; die heiligste Religionshandlung kann irreligios, d. i. gewissenlos, verrichtet werden. Ein Sakrament z. B., das ohne Angelobung und Verpflichtung des Gemüts begangen wird, ist ein bloßer Ritus. Du, der beim Sakrament, in wie wenig Worten es auch sei, die sich Verpflichtenden nicht gewissenhaft zu dem ermahnt hast, wozu sie sich verpflichten, du andrer, der du zu ihm weder Gewissen noch Ernst mitbringst: ihr habt eine Religionshandlung ohne Religion verrichtet. Der Samariter dagegen, der den Verwundeten auflud und treu verpflegte, übte Religion, ohne daß er darüber mit sich selbst diskurierte.

19.

Theologen (neuerlich Religionsphilosophen[1]) werden auf Universitäten gebildet; wo bilden sich Religionslehrer und -Führer? Auch auf ihnen, wenn theologische Fakultäten Pflanzschulen für Lehrer der Religion werden. Es sei mir erlaubt, hierüber Worte eines Ungenannten[2] anzuführen.

20.

„Ausrotten werden sie zu diesem Zweck den Wahn junger Spekulanten, als ob es vor ihnen weder Philosophie noch Religion gegeben habe und sie sich solche erst ausklügeln müßten. Denn wie eine ausgeklügelte Meinung nie Religion ist, so wird auf diesem Wege der Klügelei und der unwissenden Verachtung aller, die vor uns gelebt haben oder mit uns leben, der beste Kopf voll Spinneweben und leeren Wahnes. Ein Thor verachtet, was er nicht von Grund aus kennt, und keine edle Seele verunziert andre, damit sie allein prunke. Der Sehwinkel, in den man seit einigen Jahren die größten Geister aller Zeiten mit höchster Ignoranz ihres Sinnes und Wertes zu stellen gewohnt

[1] Vgl. Bd. 1, S. 62*f. — [2] Sicher Herder selbst.

ist, verödet die ganze Heerstraße der Wahrheit, die mit vielen Pfaden dennoch zu einem Ziel führet."

21.

„Ausrotten wird man den Wahn junger Dünkler, als ob, nachdem sie zu einem Moralgesetz, das von ihnen seine Gültigkeit nehmen soll, sie sich einen Gott ausphantasieren müßten, der nur dadurch, daß er ihrem Kunstwerk Beifall zuwinkt, ein moralischer Gott werde.[1] Postulieren nennen sie diese Dichtung, mit einer Gebärde, als ob sie Schöpfer Gottes wären, dessen Dasein, in der ganzen Natur nicht zu finden, aus ihrer übersinnlichen Freiheit emporsteigen soll, als ob diese nicht zur Natur gehöre."

22.

„Verbannen wird man jene neukappadocische[2] Sprache, die allen unsern Vorfahren unverständlich, in keine fremde Sprache übersetzbar ist. In ewigen Tautologien und ellenlangen Zwitterworten laufen grobe Spulräder schnurrend umher, an die im rohesten Knotenfaden jeder hölzerne Kopf hinanspinnet, was nach seiner Meinung von Anbeginn der Dinge Gott und Menschen gedacht haben müssen, wenn sie echte Religionsphilosophen waren. Kaum fanden wir uns auch in Vorträgen der Religion einer aus dem Latein übersetzten scholastischen Schulsprache halb und halb entkommen, so stürzt, Wolke auf Wolke, ein Stein- und Gewürmregen neuer Wortformeln hinan und überschüttet Lehrstühle, Kanzeln und Altäre. Etwas anders als diese kappadocische Sprache haben die Frechen nicht gelernet."

23.

So der Ungenannte. Wollten wir, meine Brüder, der gesamten Sprache unsrer Vorfahren, Luthers und so viel andrer würdigen Schriftsteller unsrer Nation entsagen? sie in den Schatten drängen, weil sie, dieses neuen Dialekts unkundig, frei

[1] Ein entgleister Satz. — [2] Die Unbildung der Kappodocier war im Altertum sprichwörtlich (vgl. Diodorus, Buch 37, Kap. 28; Lucian, Epigramm 43).

und natürlich schrieben? Der Religion gebührt die Sprache des Volks, eine reine, herzliche Verstandessprache.

24.

Und da von Erasmus' und Luthers Zeiten an sich auch in unsrer Nation so viele würdige und große Männer bemühet haben*, um Lehrmeinungen von Religion zu scheiden, die Schrift kenntnisreich und gewissenhaft zu erklären, sollten wir die gesamte Mühe dieser Männer in den Abgrund werfen und unsre Bibel einer Deutung übergeben, die uns ihre Figmente über eine alte Geschichte als Religion konstituiere? Seht ihren wurzellosen Baum sogenannter übersinnlicher Freiheit, an dessen kahlem Gipfel ein selbstgemachter Herrgott webet!

VII. Vom Christentum und Antichristentum.

1.

Widersacher nennen wir den, der unsrer Sache zuwider handelt; der gefährlichste und listigste Widersacher ist, wer meine Worte gegen meinen Sinn und Zweck, d. i. gegen mich selbst, brauchet.

2.

Es ist uns sehr gleichgültig, zu wissen, wen Paulus oder Johannes unter dem Antichrist verstanden. Natürlich nannten sie, Umständen der Zeit nach, jeden also, dessen Sinn und Handlungsweise sie dem Sinn Christus' entgegensetzten, und gebrauchten den Ausdruck nach der Weise eines alten Weissagers** als ein Bildwort (collectivum). So wenig nun Daniels Anti-Judaist, Antiochus[1], zu ihren Zeiten lebt, so wenig darf uns kümmern,

* Mit Hochachtung nenne ich nach Luther und Melanchthon die Namen Pellican, Grotius, Francke, Spener, Werenfels, Sack, Semler, Ernesti, Morus, Tittmann, Teller, Nößelt, Grießbach, Niemeyer, Reinhard, Rosenmüller, Hufnagel, Löfler, Eckermann, Henke u. s. — ** Dan. 11, 36. 37.

[1] Ohne den Namen zu nennen, meint das — erst 165 v. Chr. verfaßte — Buch Daniel mit der Prophezeiung, die es Kap. 11, V. 10—19, über die Kämpfe und schließliche Niederlage eines großen „Königs gegen Mitternacht" enthält, thatsächlich Antiochus d. Gr. von Syrien (227—184 v. Chr.).

wen Paulus unter seinem Antichrist zeitmäßig voraussehe und in der Sprache des alten Sehers schildere. Der Hauptbegriff des Worts konnte kein andrer sein als: „Antichrist ist, wer dem Sinn Christi zuwider denkt und lehrt und handelt." Die Form desselben hat sich mit jedem Zeitalter verändert. Also lasset uns Beispiele geben!

Erstes Beispiel.

Wenn Christus sagt: „Es gibt keinen Gott anständigen äußern Kultus. Gott will, daß man ihn im Geist und in der Wahrheit anbete und ihn dadurch liebe, daß man als sein Kind, d. i. ein freier, edler Mensch, statt Gottes auf Erden handelt";

Und dagegen ein andrer sagt: „Allerdings gibt es einen äußern Kultus. Durch solche und keine andre Worte, Formeln, Litaneien und Gebräuche will Gott verehrt sein. An ihnen hangt Gottgefälligkeit, Heil der Welt; sie sind die ausschließende Bedingung aller Seligkeit in diesem und einem ewigen Dasein":

Wie wollen wir diese Behauptung nennen, mit der man jahrhundertelang entschied und schied, richtete, haßte, verfolgte? Wie anders als Antichristentum? Über welche Formeln, Gebräuche und Satzungen es sich auch erstreckt habe, die Regel selbst war antichristisch.

Zweites Beispiel.

Wenn Christus wahre Religion einzig darin setzt, daß jeder aus eignem Erkenntnis mit innerer Lust und Freude seine Pflicht thue, dazu keine äußern Treiber bedörfe, weil er nicht etwa nur die scharfe Regel des Rechts und Unrechts, sondern den innern Treiber zur aufopferndsten Liebe und Großmut, den Geist Gottes in sich habe, mithin moralische Bildung zum Wesen des Christentums machte;

Und dagegen ein andrer sagt: „Der Direktoren eures Gewissens könnet ihr nie entbehren; ihr müsset ihnen sogar in dem folgen, wie euch der Geist treibe, damit ihr nach Vorschrift derselben erleuchtet, wiedergeboren, gerechtfertigt, geheiliget werdet.

Ewig wiederholt und zergliedert müssen diese jüdische Tropen werden; das Rezept dient euch statt Arznei und Gesundheit“:

Falls auch jede Formel des Rezepts aufs beste verstanden und ausgelegt würde, wie könnte man diese Behandlungsart menschlicher Seelen nennen als Antichristentum? Dem Sinn und Zweck Christi zuwider hat sie die Menschheit in ein Rotes, Totes, Liegendes[1] verwandelt, mithin gerade das Gegenteil bewirkt von dem, was er wollte. Das menschliche Gemüt, das Jesus zu einer eignen moralischen Bildung, zur Freiheit einer willigen Religion erhob, bog sie mit moralitätslosen Unbegreiflichkeiten in die elendeste Geistessklaverei zurück, in eine nie aufhörende Formelnknechtschaft. Und doch *kann* niemand geholfen werden, als wer zur eignen Erkenntnis der Wahrheit gelangt und ihr gemäß seinem Gewissen folget.

Drittes Beispiel.

Wenn Christus sagt: „Aufs Herr-Herr-sagen kommt's nicht an, sondern auf Übung im Willen Gottes. Einzig daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr euch untereinander liebet. Ein gottwürdiges Geschlecht könnet ihr auf keine Art werden, als durch Güte ohne Ausnahme, durch eine verzeihend überwindende Großmut“;

Und dagegen ein andrer sagt: „Allerdings kommt alles darauf an, nicht bloß daß, sondern auch wie du ‚Herr! Herr!‘ sagest. Denkest du dir z. B. bei dem Wort ‚Sohn Gottes‘ nicht gerade das Rechte, wobei gar kein Gedanke stattfindet (weshalb es auch ein unerforschliches Geheimnis heißet); stellest du dir den Aktus seiner ewigen Erzeugung im mindesten anders vor, als ihn die Konzilien bestimmten, die bei der ewigen Erzeugung zugegen waren; ehrest du den Saum und die Naht, die jene Väter zwischen Christus' beiden Naturen überzwerch[2], zwar nicht sinnreich,

[1] Nach abwärts in das Steinkohlengebirge übergehende Ablagerung von Sandsteinen und schieferigem Thone, angeblich von Mansfeldschen Bergleuten so und nach der Farbe auch Grau- und Weißliegendes, wegen der Gehaltlosigkeit an Erz auch Totliegendes genannt. — [2] Südwestdeutsche Form zu mitteldeutsch *quer*.

sondern etwas grob, aber desto haltbarer zogen, ehrest du diesen Schneiderscherz nicht, so sind Vater, Sohn und Geist dir in Ewigkeit zuwider. Sie vergessen dir die kleinste Abweichung von ihrer genealogisch-herausgesetzten Titulatur nie!"

Ist ein erbärmlicher Antichristentum denkbar?

Viertes Beispiel.

„Niemand ist gut", sagte Christus[1], „als der einige Gott; willst du zum Leben eingehen, so halt' die Gebote!" Und warum wies er, selbst der Auferstandene, jede Anbetung seiner körperlichen Gestalt von sich? Warum wählt Johannes, wenn er vom Erhöheten spricht, den bildlosesten Ausdruck: „Wort Gottes, Machtwort und Entwurf der Schöpfung, die ewige Regel zum Leben, zum Licht, zur Seligkeit aller"? Warum stellet er lieber die eherne Schlange als ein Mittel der Genesung, lieber das erwürgte Lamm als das Symbol des unschuldig Getöteten dar und läßt den bei Gott Lebenden in einer unanschaubaren Gestalt erscheinen? Warum wollen die Apostel den Erhöheten nicht mehr nach dem Fleisch, d. i. nach den Umständen seines sterblichen Lebens, sondern als den in seiner Lehre, in seinem großmütigen Vorbilde, in seinem Werk Verklärten, nur als Weisheit, als höchste Tugend und Bestrebung zur Freiheit des Geistes erkennen und verkündigen?

Wenn dem allem zuwider eine gemeine Vorstellungsart am körperlichen, am jüdischen Christus haftet und über ihm Lehre, Vorbild, Werk, seinen Zweck und Geist vergisset und aufgibt, indem sie entweder an sogenannt unerforschlichen Geheimnissen oder an verlebten Wundern schnitzt und deutet: ist sie Christentum oder Antichristentum zu nennen? so viel sie auch von Christo rede? Daß ganz und gar nicht mehr kenntlich sei, wer er war, was er wollte, überdeckt sie ihn mit dem Mantel der Ehre voll orientalischer Buchstaben und Figuren. Um diese an sich fortwährend entziffern zu lassen, stehet der arm- und reichbekleidete

[1] Matthäus, Kap. 19, V 17.

da. War das sein Zweck? Erfüllet ihr mit diesem ewigen Entziffern, d. i. toller und toller Deuten, seine Absicht?

Fünftes Beispiel.

Wenn alle Apostel darauf hinausgehen, eine alte Zeichensprache mit ihren sogenannten Mysterien als ein Abcbuch, als eine verlebte Schattensprache wegzubringen, daß ihrer künftig nicht mehr gedacht werde; und ein andres Christentum zu judaisieren nicht nur fortfährt, sondern den Erleuchter der Welt selbst zu einem viel dunkleren Typus macht, als Hoheprieſter, Osterlamm, Stiftshütte, die rote Kuh[1] und der schwarze Bock[2] je waren: wie wollet ihr dies nennen? Christentum oder Judaismus?

Abgethan eben sollte jene alte Zeichensprache werden, denn ihre Zeiten waren vorüber. Vergessen sollte sie sein und mit reinen Worten den Menschen gesagt werden, worauf ihr Heil ankomme, und was Gott von ihnen begehre. Ausgetilgt sollte eine alte Bilderschrift sein und jedem Menschen seine Vorschrift lebendig in Herz und Seele leben. Dazu eben ward das Christentum gestiftet.

Eine Lehrverfassung, die diese Absicht, den Rat und das Vorbild der Apostel, die deutliche Vorschrift Christi selbst so wenig befolgt, daß sie ihm sogar alle Typen und Symbole sämtlicher in seiner Natur geschriebenen Bücher aufgeladen hat und ihn jahrjährlich nach Gelegenheiten und Festen als den großen Typus vorzeigt, durch dessen gläubiges Anschauen und Ergreifen der frechste Sünder ein Gerechter, der boshafteste Formulant das liebste Kind Gottes, der frömmelnde Böſewicht im Tode ein Reichbegnadigter wird, an dem die Fülle des fremden Verdienstes eben in ihrer ganzen Macht erscheine: getrauet ihr euch, diese gott- und sittenlose Vorstellungsart Christentum zu nennen? Zu ihr zu gelangen, mußte ja die ganze Schrift ver-

[1] Vgl. 4. Mosis, Kap. 19, V. 2, mit Ebräer, Kap. 9, V. 13. — [2] 1. Mosis, Kap. 38, V. 23.

drehet und allenthalben es zum Kapitalverbrechen gemacht werden, wenn jemand sie natürlich anzusehen und auszulegen wagte.

Sechstes Beispiel.

Christus ist ein Versöhner, d. i. ein Vereiniger, Zusammenbringer, Friede- und Harmoniestifter nicht nur zwischen Menschen und Gott, sondern auch zwischen Menschen mit ihnen selbst und ihrem innersten Bewußtsein, zwischen Menschen und Menschen, Völkern und Völkern. Kein schöneres und eigentlicheres Wort kann von ihm genannt werden als Friedestifter, Versöhner (καταλλασσων, conciliator). Denn Religion ist Harmonie mit sich und allem; sie vereinigt und versöhnt die Welt miteinander; sie wirkt Friede dem Universum.

Nun aber, wenn das edle Wort so mißverstanden wird, daß ein blutgieriger Leu durchs Blut eines Unschuldigen befriedigt, daß durch ihn die göttliche Gerechtigkeit und Heiligkeit betrogen, die ewige Regel des Rechts und der Wahrheit nicht etwa lieber gar zerbrochen, sondern fein gekrümmt habe werden müssen, damit diese ausstudierte Krümmung künftighin für alle Zeiten Regel der Religion werde?

Wie stimmet Christus mit Belial? welche Gemeinschaft hat der reine Tempel Gottes im menschlichen Gemüt mit dem Gerichtshofe des frechsten Betruges? Der Vater des Menschengeschlechts, auch des verirreten Menschengeschlechts Vater, war selbst in Christo; er, von dem alles Gute kommen muß, that den ersten Schritt zur Versöhnung, d. i. der Zurückbringung des verlornen Kindes (2. Kor. 5, 18—20). Botschafter wurden ausgesandt, um zu dieser Wiederkehr einzuladen, um eine allgemeine Harmonie der Menschen und Völker unter eine Regel des Heils zu verkündigen. Ohne Ansehen der Person und der Geschlechtsabkunft; die Hintansetzung des sogenannten Volks Gottes ward eben als ein offenbarer Erweis dieser unparteiischen Völkervereinigung (καταλλαγης κοσμω) betrachtet. Zu einem nicht mehr jüdischen Gott, zum allgemeinen Vater der Menschen sollte jeder

treten dörfen, wer ein reines Gewiſſen habe; ohne dies reine Gewiſſen aber trete man den Sohn Gottes mit Füßen, mache ſein Werk, durch welches man geheiligt werden ſoll, zu einem Mittel der Unreinigkeit und ſchmähe den Geiſt der angebotnen väterlichen Ausſöhnung. So ſpricht die Schrift. Eine Lehrmeinung, die den Anfang und das Ende, d. i. Urſache und Zweck dieſer Botſchaft verſtümmelt, um ſich am blutbeſprengten Gnaden- und Sündendeckel feſtzuhalten, hat ſie die Schrift ausgelegt oder verfälſchet? Wer andre Schriftſteller ſo interpretierte, würde er nicht der ganzen Welt zu Spott und Hohn?

Siebentes Beiſpiel.

Chriſtus hat gnuggethan, d. i. er hat ſein Werk vollendet. Und wenn ihr dreißig Eigenſchaften Gottes perſonifiziert herführtet: ſie ſind befriedigt; denn die einzige und allgemeine Regel des Menſchenheils iſt durch ihn nicht nur feſtgeſtellt, ſondern bis zur ſchwerſten Höhe erprobt worden. Eben dazu that er dem Willen Gottes ſtrenge gnug, daß fortan keine entſchuldigende Täuſcherei des Nichtwiſſens, Nichtübenkönnens, der Dispenſationen durch Opfer, Gebräuche, fremder Zurechnungen u. ſ. ſtattfände. Der Unſchuldige ſtarb als Sünder, d. i. als ein Betrüger, Aufrührer, Verführer, die Schmach ſeines Volks und Vaterlandes; großmütig ertrug er dieſe Schmach, treu ſeiner Überzeugung, der guten Sache und ſeiner Pflicht getreu bis in den Tod; einer für alle, damit fortan keiner ihm ſelbſt, ſondern dem Menſchengeſchlecht lebe, für deſſen Wohl ſich der Edle gewiſſenhaft hingab. Lebet jemand fortan ihm ſelbſt (ſpricht die Schrift[1]), d. i. glaubt er ſich für ſich allein geboren (geſchweige, daß er in Unterdrückungen zu leben fortführe), ſo kommt bei ſeiner Strafwürdigkeit im Chriſtentum eine fremde Gnugthuung ihm um ſo weniger zu ſtatten, da eben ja die Gnugthuung Chriſti, d. i. ſein vollkommener Gehorſam unter dem Geſetz der Pflicht bis zum Punkt der ſchwerſten Aufopferung, ihn als den frecheren

[1] Römer, Kap. 14, V. 7.

Missethäter zeihet, verdammet, verachtet. Wer ein fremdes Verdienst, und zwar dies Verdienst sich zugerechnet wissen will, das eben darin bestand, daß fortan alle fremde Zurechnungen und Dispensationen als unwürdige, schädliche Täuschereien abgethan werden sollten, der ist schamlos oder der Sinne beraubet. So spricht die Schrift, so stellet sie uns die durch Christum geschehene Erlösung, d. i. wirkliche Befreiung aus dem Zustande der heidnisch-jüdischen Unmoralität, dar.

Wie? und Christus soll, indem er für die Regel der Wahrheit und einzigen Tugend, der Menschengüte und Gewissenhaftigkeit starb, den Grund zu einer ewigen Betrügerei zwischen Gott und den Menschen, der Menschen gegen sich und gegen einander gelegt haben? Er, der sein Leben daran wandte, daß diese Täuschungen, diese unmoralischen quid pro quo aufhören möchten, der ein Opfer ward, damit keine Opfer mehr wären, dessen Tod eben dadurch der Welt verdienstlich ward, daß jene Blendwerke fremder Zurechnungen und Verdienstlichkeiten endlich verschwänden — er soll euer Sündenbock werden? Die Schmach eines wahren Betrügers bürdet ihr ihm auf, der gestorben sei, damit wir nicht los vom Betruge, sondern dem feinsten Betruge aufs neue und auf ewig verhaftet würden? So wäre er ja der größeste Übelthäter, der auf ewige Zeiten hin gewissenlose Frevler vor Gott zu Gerechten machte!

O warum mißbrauchen wir eine alte Sprache, deren Sinn und Genius uns so ganz und gar fremd ist? denn nur dieser Fremdheit mag ich es zuschreiben, daß man sie so widersinnig mißdeutet. Wenn z. B. das Blut des Osterlammes den Juden ein Zeichen der Verschonung ihres Geschlechts, mithin Erinnerung einer Übersehung ihrer Fehler, nicht minder das Symbol ihrer Errettung, ihrer Konstitution zu einem eignen freien Volk, das Denkzeichen künftiger Befreiungen war u. s.: so war Christus selbst dieser Sprache des alten Symbols schon so müde, daß er seinen Freunden empfahl, künftig lieber nicht an die alte, sondern an eine neue Befreiung zu denken und statt des blutigen

Opferfestes ein Freundes-, ein Bundesfest zu feiern. Mehrere Apostel, um jene alte Blutsprache wegzubringen, nennen die Hingabe Christi ein süßes Weihrauchopfer, eine Vollendung des Heiligen, der durch diesen Gehorsam bewährt werden müssen, damit er in das Allerheiligste, in die Adyta[1] des Himmels gelangte u. s. Sie veredeln die gewohnten Bildausdrücke, um das Unwürdige wegzubringen; und wir, denen jene Ausdrücke ganz fremde sind, die wir keine dergleichen aus der Vorstellungsart der Völker wegzuschaffen haben, wir wollten sie, dem Zweck der Apostel entgegen, ins Ohr der Menschen pflanzen und darin mit dem schädlichsten Mißverständnis festhalten? Unnatürlich wollten wir alte morgenländische Gewächse perennieren machen, die vor zweitausend Jahren schon vertrocknete Blätter, abgestorbene Schattengewächse waren? Für uns sind diese Ausdrücke nicht mehr ausdrückend, vielmehr unterdrücken sie, wie der Erweis ganzer Jahrhunderte zeiget, den Sinn des ganzen Werks Christi und heben alle wahre Moralität auf. Denn wie grobe Mißbräuche haben sich z. B. an die Worte Genugthuung, Blut, Sündenvergebung u. s. geknüpfet![2]

Achtes Beispiel.

Ursprünglich deutete das Wort Sündevergebung die väterliche Großmut Gottes an, da er seiner schwachen Kinder Fehle zwar kennet, aber übersieht, und dennoch Wohlthaten erweiset. So in den Psalmen und Propheten; im Geist Christi, der jeden Begriff von Gott menschenveredelnd dachte, ward diese väterliche Großmut Gottes unser aller Vorbild. (Matth. 5, 44. 45.)

Bei der Befreiung des Volks aus Ägypten ward Verschonung (Passah) der Name des Festes. Vielleicht, daß der Gesetz-

[1] „Adyton" hieß bei den Griechen der nur den Priestern zugängliche geheime innerste Teil eines Heiligtums. — [2] Das Wort „Genugthuung" rief z. B. die rein juridische Auffassung eines um sein Recht eifernden Gottes hervor; das Wort „Blut" die katholische Vorenthaltung des Laienkelches, durch die eine Verschüttung des als das wirkliche Blut Christi selbst aufgefaßten Abendmahlstrankes verhütet werden sollte (vgl. S. 428, Anm. 3); das Wort „Sündenvergebung" den oft zu weltlichen Zwecken mißbrauchten Anspruch der Priester, von Sünde lösen oder Sünde behalten zu können.

geber im Sinn hatte, es an einem einzigen Blutzeichen gnug sein zu lassen und den Gott, den ihm die Stimme ankündigte, den Langmütigen, Gnädigen, der Sünden übersieht, der Gebrechen heilet (2. Mos. 34, 6. 7), seinem Volk bildlos rein zu geben.

Als aber die rohe Nation, die um ein goldnes Kalb hüpfte, ihn zu härteren Gesetzen zwang, so kleideten sich auch diese in das Gewand einer Verschonung. Der Verbrecher mußte selbst erscheinen, sein Verbrechen selbst bekennen, die Hand auf eines Opfertiers Haupt legen und sich dadurch der Strafe wert achten: die dem Gesetz notwendige Härte ward dadurch mit Milde gemischt, körperlicher Zwang nahm die Gestalt einer freien Darbringung an, dem Schuldbekennenden war die Strafe in eine „Verschonung" verwandelt. Diese Verschonung hieß Vergebung, d. i. Aufhebung einer Sünde, die jedoch nicht ohne Büßung war; denn die Darbringung selbst, die Stellung am Zelt des Nationalgottes, das eigne Bekenntnis des Verbrechens oder Vergehens war Büßung. Auch dem christlichen Pfaffentum entging dieser Sinn nicht, es legte Bußen auf; es vergab nicht ohne Ahndung und blieb dadurch wenigstens sich und dem Judentum treu.

Dagegen eine Sündenvergebung in Bezug auf eine fremde Büßung der klärste Spott ist, den man mit Schrift und Religion treibet. „So wir mutwillig sündigen", sagt jene[1], „nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein Opfer mehr für die Sünde"; denn alle bildlichen Substitutionen hat die Offenbarung der Wahrheit aufgehoben, „daß in moralischen Dingen keine Substitution, keine Vikariatsbüßung stattfinde". Wer sündigt, wird gestraft; jede Sünde ist Strafe. Jene Greuel der alten Zeit, Mißverständnisse, Irrtümer, Laster, Schwachheiten sind weggethan, daß hinfort eine neue Zeit sei, in der jeder für sich stehe und heilig sei, wie Er (1. Joh. 2, 1—4; 3, 3; 2. Kor. 5, 14—21). Das Alte ist vergangen; alles ist neu worden durch das unerläßliche Gesetz, daß nur der Mensch von

[1] Ebräer, Kap. 10, V. 26.

wahrhaftigem Herzen, los vom bösen Gewissen, zu Gott treten dörfe, daß die Gemeine Christi eine Versammlung Geweihter sei, an der ein Gottgeweihter das Haupt ist. Die Zeit der Unwissenheit sei vorüber; jetzt gebiete Gott jedem Änderung seines Sinnes, eigne Rechtschaffenheit, Wahrheit. Christus, als Formular-sündenvergeber, sei ein Greuel der Verwüstung des Christentums an seiner heiligsten Stätte.

Dank den edeln Männern, die diesen durchgehenden klaren Sinn des Neuen Testaments rein und mächtig entwickelten und ihm treu blieben! Sie befreieten dadurch das Christentum von dem bittersten Vorwurf, der seinem falschen Nachbilde mit Recht gemacht ward, daß es, ärger als das büßende Judentum, eine innere Heuchelei und Seelenverführung gründe; denn nichts ist leichter, aber auch unwürdiger, als sich fremdes Verdienst zurechnen lassen und, um seine Ungerechtigkeit zu decken, den Rock einer fremden Gerechtigkeit ergreifen. Durch keine neue Religionsphilosophie, meine Brüder, wollen wir uns wieder unter dies Joch abgelegter grober Mißverständnisse der Bibel fangen lassen! Der Rock Christi ist ungenähet und unzerteilbar: Räuber oder Knechte sind's, die um ihn würfeln.

Denn ist wohl eine Tugend ohne die andere denkbar? Rechne ich mir eine fremde Demut zu, um meinen Stolz zu bekleiden, oder glaube, daß mit jener Demut mein Stolz gebüßet sei: warum rechne ich mir nicht Summa Summarum alle möglichen Tugenden zu, die ich nicht habe, und bringe meine sämtliche Laster unter das Kaput des Wurzelbösen[1] in mir? Desto rascher schließt sich die Rechnung!

Erster Einwurf.

„Behalten wir aber nicht immer Fehler, die der Heiligkeit Gottes entgegenstehen? und bedörfen diese nicht der Repräsentation eines fremden Verdienstes?" — O lasset uns mit der

[1] Unter den gemeinsamen Ober- oder Hauptbegriff des radikalen Bösen oder der Erbsünde.

Heiligkeit Gottes keinen kindischen Spott treiben! Der Heilige ist auch der Allwissende, Schöpfer unsrer fehlbaren Natur und unser Vater. Kennet er nicht, was in uns mutwillig und sorglos oder unwissend und wider Willen geschieht? sind vor ihm nicht alle Gedanken und Grundsätze der tiefsten Tiefe unsrer Seele? bedarf seine Liebe einer täuschenden Repräsentation? kann seine allwissende Heiligkeit einen Trug dulden, ja als Norm des Heils verfaßt haben, der alles Heil, Religion, Wahrheit und Moralität aufhebt? Bittrer Spott einer betrognen Heiligkeit Gottes, einer kindisch sich selbst täuschenden väterlichen Nachsicht!

Wie edler spricht die Schrift hierüber! Zeiten der Unwissenheit hat Gott übersehen; denn ungerecht wäre es, den unwissend Irrigen als einen anzusehen, der boshaft fehlte. Bei besserm[1] Erkenntnis der Wahrheit aber findet keine Indulgenz statt; jede Sünde hat ihren Lohn empfangen und empfängt ihren Lohn; freventlicher Irrtum strafet sich ebensowohl als freches Laster.

Zweiter Einwurf.

„Hat aber Christus nicht Diener bestellt, die Sünde vergeben und Sünde behalten?" Ja, und können wir die Absicht dieser menschenfreundlichen Anordnung nur einen Augenblick verkennen? Eben sie war's, die jene Knechtsgewohnheit einer Sündenbüßung vor Priestern durch die Substitution eines Fremden völlig entfernen sollte; sie verwandelte das tote Amt des Buchstabens in ein lebendiges Amt des Geistes.

Denn wer sollte fortan Sünde vergeben? Statt Gottes Menschen, Menschen voll heiliges Geistes, Brüder. Nach dem Geist, der in ihnen war, sollten sie über brüderliche Vergehungen menschlich, d. i. gewissenhaft, urteilen, also auch Rat geben, die moralische Überzeugung ihrer Brüder stärken und sie zu eigner Sicherheit führen. Nicht über den Wolken sollte man Trost und Belehrung suchen, sondern bei Menschen, bei Menschen, die

[1] In der älteren Sprache sind die Wörter auf -nis oft sächlich.

Schwachheit kennen, weil sie selbst Schwachheiten haben, in denen aber der Geist, d. i. ein unbestochenes Gefühl der Wahrheit, spräche. Diese sollten aufmuntern, die Gewissen erleichtern, frevelnde Frechheit zurückhalten und mit dem ernsten Siegel der Wahrheit bezeichnen.

Zu dem Allgütigen lehrte Christus beten: „Vergib mir meine Sünden, wie ich andern vergebe", und setzte hiemit von Gottes wegen allen Gewissensskrupeln ein unbestechbares, menschenfreundlich-moralisches Prüfegesetz entgegen; „statt über deine Vergebung bei Gott zu skrupulieren", sprach Christus, „gehe hin und vergib deinem Bruder!" Um aber auch in Menschen den brüderlich-moralischen Sinn über Vergehungen, Schwachheiten und Fehler aufzuwecken, zu läutern, zu stärken, daß sie durch Beirat, Trost und Warnung die schwerste Last des Lebens, das Bewußtsein thörichter Verirrungen, gemeinschaftlich tragen lernten und die Angst der Gewissen, die schwerste Angst, brüderlich teilten, rief er die Sündenvergebung gleichsam vom Himmel hernieder und gab sie nicht Priestern, sondern Brüdern, geist- und kraftvollen Menschen. Absichtlich hatte er oft die Heuchler geärgert, daß er Sünden vergab, obwohl er kein Priester war. Er sprach Trost zu, weil er ins Herz der Menschen sah, wo dieses Trost bedorfte; und wie ihm, eben dieses vielgeprüften, mitleidenden Herzens wegen, die Macht der Sündenvergebung gegeben war, weil er menschliche Herzen kannte (Ebr. 4, 14—16; 5, 1—9), so legte er diese brüderliche Trostpflege und Wahrheitrüge als Amt des Geistes, als unverletzbar heilige Pflicht auf.

Wohin diese Pflicht und Macht gediehen ist, zeigen unsre Beichtstühle.* Aufs frechste spotten ihrer die, die sie befördert

* Unter allen mir bekannten Schriftstellern hat von der Macht des brüderlichen, ihm sogenannten Ablasses niemand stärker und menschlicher gesprochen als Luther, er, der dieses Zuspruchs selbst oft bedorfte. Die Stellen darüber in seinen Schriften sind das Bündigste, was über diese Institution Christi gesagt werden kann. Trotz aller erfolgten Mißbräuche, wer ist, der nicht den großen menschlichen Sinn des Stifters auch in dieser Einsetzung erkenne, bei der, ohne Gedanken an Priester, Bildung eines richtigen morali-

und eine so niedrige Formularbettelei als Notbehelf veranlaßt haben. Wahrscheinlich wird in ihnen, da sie etwas enge sind, von einer und der andern Seite das moralische Gefühl selten geläutert und gestärket, wohl aber verwirret, zerknickt, verderbet, insonderheit in Städten des Luxus. Jeden menschenfreundlichen, brüderlich-ratgebenden Mann verläßt indes sein guter Geist auch nicht — im Beichtstuhl.

Schluß.

Ob bei dem so ungeheuern Antichristentum, das in Lehrmeinungen, Gebräuchen und Formeln unser Christentum deckt und die Sinne der Menschen jahrhundertelang verwildert hat, reine Christusreligion je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menschen Herzen ist diese geschrieben; obwohl mit Unrat überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälschlich. Sie heißt Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, reine Menschengüte und Großmut. Der Bosheit selbst unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, ist sie auf Selbstverleugnung gebauet und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch diese befestigt. Die Gottseligkeit selbst ist zu ihr nur Mittel, aber das kräftigste Mittel, wie Christus' Vorbild zeiget. Die Teilnehmung andrer, thätig und leidend, vermehrt diese gemeinsame Wirksamkeit, den Geist der Religion; denn Religion will und schafft Gemeinschaft.

Ob hiebei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Der groben Mißverständnisse, des heuchlerischen Antichristentums wegen haben sich viele am heiligsten Namen verekelt, so daß zu unsrer Zeit Stärke der Seele dazu

---

schen Gemeinsinnes unstreitig die Absicht war? Was macht das menschliche Geschlecht einander unerträglicher als Mangel dieses Sinnes oder seine Verkehrtheit und Stumpfheit? Was entfernt die Menschen mehr voneinander als Mangel des Zutrauens, verhaltener Groll, geheime Feindschaft? Was macht sie lasterhafter und stupider als ein verstockter, verschlossener Sinn? Gegenseitige Eröffnung des Herzens, Ratbefragung und Raterteilung bindet und löset die Gewissen wirklich. Wer mir einen Zweifel, eine Beklemmung entnimmt, ist moralisch mein Gott auf Erden.

gehört, dieser ungeheuren Mißbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen. Wer Schlacken von Golde zu unterscheiden vermag, wird sich indes nicht irre machen lassen und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts in seiner Art, d. i. schweigend und nachahmend, ehren. Am Namen „Christianer", der von Griechen dem Christenvolk als einer Sekte gegeben ward (Apost. 11, 26), liegt wenig; gehe dieser unter, oder bleibe. Wie nannte sich Christus? Den Menschensohn, d. i. einen einfachen, reinen Menschen. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen.

Anmerkungen des Herausgebers.

Siehe die „Vorbemerkung“ in Bd. 1, S. 467, die auch hier zu gelten hat.

Älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts (S. 11–59).

Erster Druck: Erster Band, welcher den Ersten, Zweiten und Dritten Teil enthält. Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch. 1774.

S. 11. Vor Z. 4 sind einige Absätze des Originals weggeblieben, ebenso vor Z. 20.

Plaſtik (S. 73—165).

Erster Druck: Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch. 1778.

S. 90, Z. 6—8. Plinius, „Naturgeschichte“, Buch 34, Kap. 10, sagt — im Hinblick auf die römischen Feldherren- und Kaiserstatuen —: „Griechisch ist es, nichts zu verhüllen, römisch dagegen und soldatisch, Panzer anzulegen.“

S. 103, Z. 12. Ideenerweckung auf ältere Niederschrift gestützte Vermutung *Suphans* gegenüber Ideenerwerbung *H.*

S. 109, Z. 23 ff. Vgl. die ähnlichen Ausführungen über die Nachahmung der griechischen Litteraturwerke in Bd. 1, S. 4—6; S. 26, Z. 4–6; S. 29, Z. 17 f.; S. 41, Z. 25; S. 48, Z. 25 ff.

S. 111, Z. 11 nach *Düntzer* mit *H* von *SWS.*

S. 119, Z. 8–9. Jetzt wird statt „knotty soul“ und „combined locks“ gelesen: „knotted and combined locks“.

S. 134, Z. 18. liebliche fehlt *SWS* mit *H.* Das der Göttin S. 155, Z. 12 gegebene Beiwort scheint indessen auch hier notwendig.

S. 160, Z. 17. griechiſche *Suphan u. a.* mit *H.* Vgl. aber in der ziemlich gleichzeitig (1774) geschriebenen älteren Abhandlung Wie die Alten den Tod gebildet (SWS, Bd. 5, S. 656–675) die Worte über die Gruppe „Amor und Psyche“: Kann's eine ſchönere Idee des Sterbens geben, als dieſen Kuß vom ſanfttraurigen Jünglinge, dem ruhigen Schlafe? Und ſo recht in der Griechenmanier! In einer Simplizität, über die nichts gehet!

S. 160, Z. 20. Ausführungen über diesen Unterschied zwischen der Erhabenheit der Bildnerei in vollen Gestalten und der Lieblich-

keit der allegorischen Basreliefs s. „Adrastea", Bd. 2, Stück 4, S. 232 ff. (SWS, Bd. 23, S. 314 ff.).

S. 161, Z. 23. lebhaft *SWS* mit *H;* doch vgl. S. 162, Z. 19 f.

Vom Geist der ebräischen Poesie (S. 181—354).

Erster Druck: Erster Teil Dessau 1782. Auf Kosten der Verlags Kasse und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten. Zweiter Teil ebenda 1783. — Zweite Auflage: beide Teile Leipzig, bei Joh. Philipp Haugs Witwe, 1787.

S. 202, Z. 15. Hier folgen im Original zur Erläuterung dieses Vergleiches zwischen Ossian und Hiob noch Herdersche Nachdichtungen vier Ossianscher Stellen, der Anfänge von „Carricthura", „Darthula", des „Liedes von Selma" und des Schlusses von „Carthon".

S. 206, Z. 19. Im Original beantwortet Herder auf den folgenden Seiten diese Fragen also: die Heimat der Dichtung und ihres Verfassers sei das arabische Edom (Idumäa); dort sei sie sogleich hebräisch niedergeschrieben worden, nicht von Moses, da bei dessen Verfasserschaft die vollständige Fernhaltung seiner nomokratischen Anschauung unerklärlich wäre, sondern von einem Emir. Zur Autorschaft eines solchen paßten so gut die urpatriarchalischen Verhältnisse, wie die echt königliche Auffassung, und nicht minder die Thatsache, daß einige nicht abzuleugnende ägyptische Bilder, wie Leviathan und der (von Herder als Nilpferd gedeutete) Behemoth geblieben seien, was sie einem solchen Dichter hätten bleiben müssen: fremde Prachtstücke. Daß von der Dichtung so wenig Einfluß auf die übrige hebräische Poesie zu spüren sei, erklärt Herder dem entsprechend daraus, daß sie erst durch einen König wie David, „der sich eine grössere Ehre aus seinen Liedern als aus seiner Krone machte", oder doch unter ihm dem hebräischen Schrifttum als ein Reis aus der Fremde aufgepfropft worden sei. — Jetzt ist man einig, daß das Buch dem Boden Palästinas selbst entwachsen ist, und zwar spätestens im 7. Jahrhundert, vielleicht aber auch schon unter Salomo. Herders Annahme beruht auf der Neigung, die dem Lande Uz (an der Grenze zwischen Edom und Arabien) angehörige Hauptperson mit dem Dichter selbst gleichzusetzen.

S. 239, Z. 11 ff. Die folgende Charakteristik des Moses ist angeregt durch die berühmten „Conjectures sur les Memoires Originaux, dont Moise s'est servi pour composer le livre de Genese" von dem Arzte Jean Astruc (1684—1766), die Herder auf der Bibliothek in Nantes suchte und fand; vgl. LB, Bd. 2, S. 35 und 44.

S. 263, Z. 13. Hier folgt im Original, durch eine eigene Ode Herders auf die Propheten abgeschlossen, eine Erklärung des Begriffes Prophet. Dieser bedeutete darnach ursprünglich den Mitwisser und Ausleger der Geheimnisse der Gottheit, den „Weisen", und erst in zweiter Reihe, insofern die Sprache dieser Weisen oft geflügelte Bil-

lerrede war, auch einen Dichter. Wieder infolge davon, daß damals Musik und Poesie verbunden, also Dichter und Tonkünstler eins sein konnten, nahm das Wort drittens von dem beiden Künsten gemeinsamen Effekte des Enthusiasmus auch die Bedeutung des begeisterten und begeisternden Komponisten an. Nie aber bezeichnete es einfach den verzückten, den „tollen" Menschen, wenn auch einem „Jehovahs spottenden Volke der ihn kündende Prophetenmund Thorheit und Tollheit zu reden scheinen mochte".

S. 309, Z. 14. Im Original schließt der Abschnitt mit einem eigenen Gedichte Herders, dem symbolischen Gemälde: Moſes' Stiftshütte.

S. 333, Z. 11. dem] dir *SWS* mit *H;* unverständlich.

S. 334, Z. 36. Zeugnisse für Herders Aufmerken auf solche Aufschlüsse in Reisewerken sind z. B. seine Besprechungen von „Thomas Shaw's Reisen", Leipz. 1765 (jetzt SWS, Bd. 1, S. 81—87), und der „Betrachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen. Aus dem Englischen übersetzt von J. E. Faber", Hamburg 1772 (jetzt SWS, Bd. 5, S. 448—452).

S. 335, Z. 19. Ausgehend von Brown, „Dissertation on the Rise, Union and Power, the Progressions, Separations and Corruptions of Poetry and Music" (Lond. 1763) fügt Herder im Original hier noch eine Ausführung über die Verbindung der Musik und des Tanzes zum Nationalgesange an und setzt als die Zeit, wo diese Künste im Gleichgewicht vereinigt werden konnten, die Stufe an, auf der noch keine von beiden eigentliche, verfeinerte Kunst war und im Texte noch keine genaue Silbenzahl, zu seiner Begleitung aber viel Klang, Chorgesang und mimische Nachahmung herrschte. Bei den Hebräern sind ihm der eigentliche Zeitpunkt des Zusammentreffens dieser simpeln Künste die Zeiten der Richter und das eigentliche Muster dafür der Gesang der Deborah.

S. 344, Z. 26. ihnen *H* ihn *SWS* mit den *Drucken.*

Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen

(S. 365—491).

Erster Druck: Christliche Schriften von J. G. Herder. Fünfte Sammlung. Leipzig 1798, bei Johann Friedrich Hartknoch.

S. 388, Z. 29. Geschöpfe (als) Verkündiger *SWS.* Doch vgl. dieselbe nur einmalige Setzung von als S. 382, Z. 20 f., und von anders S. 389, Z. 18.

S. 391, Z. 22—33. Kantische Gedanken; vgl. „Praktische Vernunft", Hartenstein'sche Ausgabe von 1867, S. 145 ff.

S. 393, Z. 27–29. In seinem „Landeskatechismus" von 1798 hat Herder die Worte niedergefahren zur Hölle ganz weggelassen.

Inhalt.

Seite

Älteste Urkunde des Menschengeschlechts 1

Einleitung des Herausgebers 3

Plastik 61

Einleitung des Herausgebers 63

Vom Geist der ebräischen Poesie 167

Einleitung des Herausgebers 169

Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen . 355

Einleitung des Herausgebers 357

Anmerkungen des Herausgebers 492

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED